

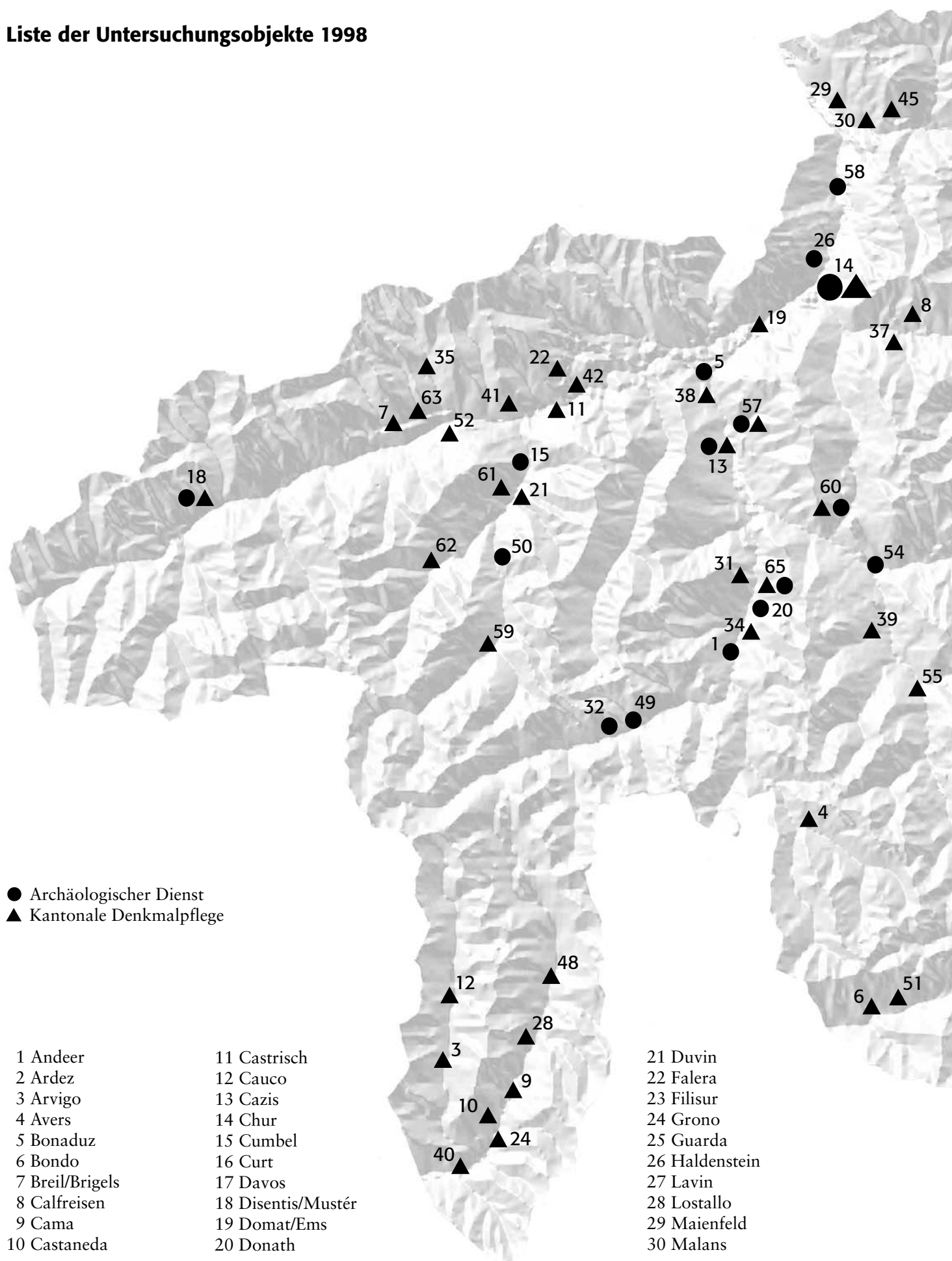
# Archäologischer Dienst Graubünden Denkmalpflege Graubünden

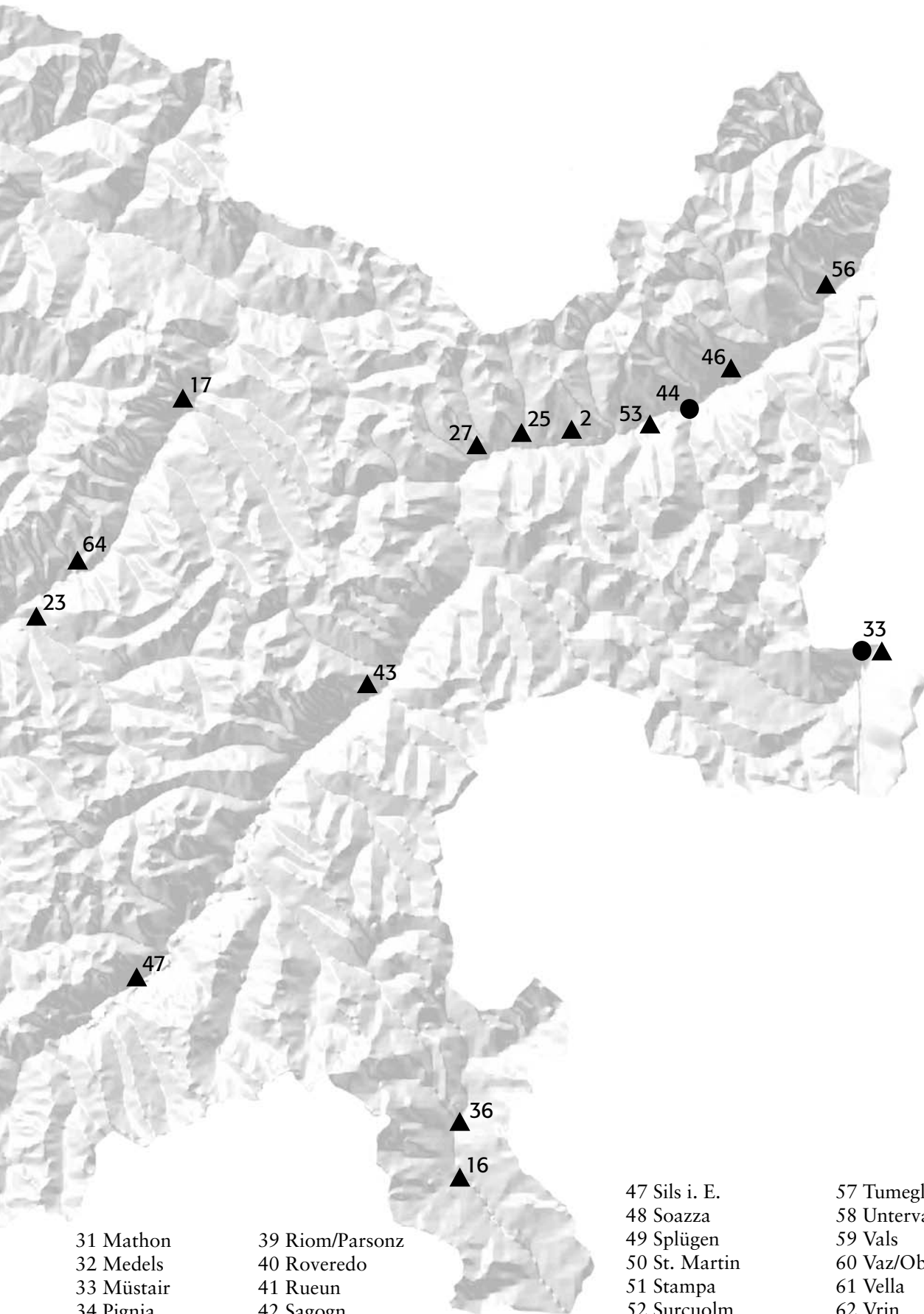
## Jahresberichte



**1998**

# Liste der Untersuchungsobjekte 1998





31 Mathon  
 32 Medels  
 33 Müstair  
 34 Pignia  
 35 Pigniu  
 36 Poschiavo  
 37 Praden  
 38 Rhäzüns

39 Riom/Parsonz  
 40 Roveredo  
 41 Rueun  
 42 Sagogn  
 43 S-chanf  
 44 Scuol  
 45 Seewis  
 46 Sent

47 Sils i. E.  
 48 Soazza  
 49 Splügen  
 50 St. Martin  
 51 Stampa  
 52 Surcuolm  
 53 Tarasp  
 54 Tiefencastel  
 55 Tinizong-Rona  
 56 Tschlin

57 Tumezl/Tomils  
 58 Untervaz  
 59 Vals  
 60 Vaz/Obervaz  
 61 Vella  
 62 Vrin  
 63 Waltensburg/Vuorz  
 64 Wiesen  
 65 Zillis



**1998**

**Jahresbericht des Archäologischen  
Dienstes Graubünden und  
der Denkmalpflege Graubünden**

---

---

Impressum

Redaktion  
Gaudenz Hartmann  
Ludmila Seifert-Uherkovich  
Marc Antoni Nay

Gestaltung und Satz  
Archäologischer Dienst GR,  
Gaudenz Hartmann

Lithos und Druck  
Gasser Print AG, Chur

Titelbild  
Kapelle St. Wendelin, Cazis;  
Wandmalerei: Engel aus der  
Verkündigungsdarstellung an der  
Chorbogenwand (Ostwand), um  
1400

© bei den Autoren  
Haldenstein/Chur 1999

ISBN 3-9521836-0-1

# Inhalt

---

## Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden

	Vorwort des Kantonsarchäologen	5
Hans Rudolf Sennhauser	Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann	6
Manuel Janosa	Die Kapelle Sogn Murezi (St. Mauritius) in Cumbel	14
Walter Studer	Vorromanische Fenster und Mäander aus dem Kloster Disentis	17
Mathias Seifert	Bedeutende Funde aus der frühen Eisenzeit in Haldenstein "Auf dem Stein"	25
Jürg Rageth	Ein prähistorischer Kultplatz auf Scuol-Motta Sfondraz	34
Alfred Liver	Kirchenruine St. Urban und Vincentius in Splügen	47
Mathias Seifert	Die Datierung des Chorgestühls in der Kathedrale von Chur	51
Mathias Seifert	Hölzer einer neuzeitlichen Uferverbauung unter der Abwasserreinigungsanlage (ARA) in Chur	56
	Kurzberichte	60

## Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

	Vorwort des Denkmalpflegers	84
	Mitarbeiterspiegel	85
	Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1998	86
Augustin Carigiet	Die Baugeschichte der Kapelle St. Wendelin in Cazis	90
Ludmila Seifert-Uherkovich, Marc Antoni Nay	Die neuentdeckten Wandmalereien in der Kapelle St. Wendelin in Cazis	97
Hans Rutishauser	Die Rückkehr des Hohenbalkenzimmers ins Kloster Müstair	107
Michael Hemmi, Marcel Pola	Zur Herstellung der Holzskulptur-Duplikate für den Südturm im Kloster Müstair	113
Peter Mattli	Roveredo, Palazzo Trivulzio	119
Thomas F. Meyer	Das historische Fenster, kein Wegwerfartikel! – Ein Patrizierhaus mit Fensterproblemen	123
Thomas F. Meyer	Das alte Postgebäude in Chur	125
Diego Giovanoli, Michael Hemmi	Weinkeller in Südbünden	127
	Abbildungsnachweis	134
	Abkürzungen	135





## Vorwort des Kantonsarchäologen

1998 konnten zwei wichtige Ausgrabungen weitergeführt werden. Einerseits jene im ehemaligen Predigerkloster St. Nicolai in Chur, andererseits die auf der Flur Sogn Murezi in Tumegl/Tomils. In St. Nicolai konnten weitere interessante Details zur Klostersgeschichte gefunden werden, während in Tumegl/Tomils vor allem Aufschlüsse über die Besiedlung vor der ersten Kirche gewonnen werden konnten.

Zwei weitere Fundstellen brachten ein wenig Licht in die prähistorische Vergangenheit Graubündens. So konnte auf der Motta Sfondraz in Scuol ein Kultplatz erfasst werden, während auf dem Siedlungsplatz "Auf dem Stein" in Haldenstein wichtige Hinweise auf die frühe Besiedlung dieser Gegend gefunden werden konnten.

Verschiedene kleinere und grössere Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in Chur zeigten wieder einmal, wieviel historische Substanz auch heute noch in den einzelnen Gebäuden der Altstadt vorhanden ist, die vorgängig jeglicher Bautätigkeit untersucht und dokumentiert werden muss. Das Beispiel von der Schniderzunft in Chur zeigt, dass bei allseitig gutem Willen eine Lösung gefunden werden kann, die alle befriedigt.

Manchmal müssen Ausgrabungen auch abgebrochen werden, weil sich die Bedingungen ändern. So verzichteten wir bei der Kapelle Sogn Murezi in Cumbel auf weitere Ausgrabungen, um den barocken Schiffsboden zu erhalten. Bei der Kirchenruine St. Urban und Vincentius in Splügen konnten die archäologischen Untersuchungen abge-

brochen werden, da in Zusammenarbeit mit dem kantonalen Meliorationsamt und der Gemeinde Splügen die Meliorationsstrasse so verlegt werden konnte, dass die Kirchenruine nicht tangiert wurde.

Bei den Kurzberichten wird auf wichtige Einzelfunde hingewiesen, die in verdankenswerter Art teilweise von privater Seite unserer Dienststelle übergeben wurden.

Auch konnten dank unserem Dendrolabor wichtige Datierungen von verschiedensten Objekten vorgenommen werden. Im Berichtsjahr 1998 sind 300 Holzproben aus dem Kanton Graubünden dendrochronologisch untersucht worden. Dabei handelt es sich in erster Linie um Hölzer aus Bauten, für die aus bauarchäologischen oder denkmalpflegerischen Gründen absolute Datierungen erhoben werden mussten. Die erzielten Resultate haben im vorliegenden Jahresbericht in verschiedenen Beiträgen Eingang gefunden. Besonders zu erwähnen sind die dendrochronologischen Untersuchungen am Chorgestühl der Kathedrale und die Datierung von Stammhölzern aus dem Rheinkies in der Abwasserreinigungsanlage von Chur (ARA).

Im Kloster Müstair fanden 1998 die bedeutenden baugeschichtlichen und archäologischen Untersuchungen ihre Fortsetzung.

Erfreulicherweise kann in einem Zwischenbericht über die ersten Resultate der aufwendigen Zusammensetzearbeit von bemalten Stuck- und Wandmalereifragmenten aus dem karolingischen und ottonischen Kirchenkomplex des Klosters Disentis berichtet werden.

## Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann

### Bericht über das Arbeitsjahr 1998

#### I. Personelles

HR. Courvoisier, arch. ETH, Mitarbeiter seit Beginn der archäologischen Arbeiten in Müstair und dort langjähriger technischer Leiter, ist Ende September in den Ruhestand getreten. Seinem Scharfsinn, seiner kritischen Sicht der archäologischen Gegebenheiten, seiner methodischen Strenge, organisatorischen und systematischen Kraft, seinem Beharrungsvermögen und seinem Verhandlungsgeschick verdankt die Archäologie in Müstair mehr als hier mit einigen Worten ausgedrückt werden kann. Er hat in Müstair eine hervorragende Equipe herangebildet und über die Jahre zusammengehalten. Unerbittlich hat er über die Qualität der Dokumentation gewacht und bei aller Intensität der Einzeluntersuchungen das Ganze nicht aus den Augen verloren. Arbeitszeitverkürzung war nicht sein höchstes Ziel; wie oft haben wir bis Mitternacht (vorwiegend) archäologische Probleme von Müstair besprochen, und in Notzeiten war HC bereit, bis in den Morgen hinein mitzuarbeiten.

Seine Schulung als Architekt und seine Architektenerfahrung hat er durch manchen glücklichen Rat für Kloster und Stiftung fruchtbar werden lassen; zeitweilig hat HR. Courvoisier den planenden und sogar den ausführenden Architekten ersetzt. Von ihm stammt zum Beispiel die Planung der Gästezimmer und des "südlichen T" (Westtrakt-Südflügel), die unter seiner intensiven Oberaufsicht verwirklicht wurden. Persönlich bin ich HR. Courvoisier für dreissig Jahre freundschaftlich-kollegialer Zusammenarbeit verpflichtet; Müstair hat davon profitiert.

Mit dem Weggang von HR. Courvoisier hat das Institut für Denkmalpflege ETHZ 25 Stellenprozente an sich gezogen, ein Verlust, der uns hart trifft und sich zum Nachteil von Müstair auswirken muss.

Wegen Wegzug aus Müstair verloren wir im Oktober auch Frau Leta Büchi Lechthaler, die seit September 1991 zunächst als Zeichnerin, dann und bis zuletzt als Grabungstechnikerin selbständig, stetig, tatkräftig und kooperativ mitgearbeitet hat.

Die örtliche Equipe besteht gegenwärtig aus Jürg Goll als örtlichem Leiter, K. Bourlout, Werner Fallet, S. Hauschild, M. Mittermair, W. Peter und E. Tscholl.

Adriano Boschetti, stud. phil. I (Bern), leitete während drei Monaten weitgehend selbständig die Grabung im Plantaturmkel-ler, und die Berner Studentin Monika Kleiner, stud. phil. I, weilt seit September 1998 als Praktikantin auf der Grabung.

#### II. Arbeitsplätze

##### 1. *Plantaturm, Aufgehendes*

Die Untersuchung des Dachgeschosses hat den vorläufigen Befund aus dem letzten Jahr bestätigt: Bis hinauf zu einer flachen Pultdachschräge (Neigung 17°), die sich an der Estrich-Ostwand klar abzeichnet, gehören die Umfassungsmauern des Plantaturmes zum ottonischen Bau des 10. Jahrhunderts, der dendrochronologisch in die Jahre 958, 959, 960 und folgende zu datieren ist. Die Schwalbenschwanz-Zinnen, die auf Fotos aus dem Jahrhundertanfang noch zu sehen sind und die jetzt wieder angebracht werden sollen, gehören zum Mauerwerk der barocken Aufhöhung, die ein steileres Pultdach ermöglichte. Das flache Pultdach bestand sicher noch um 1500, denn es zeichnet sich auch am Kamin ab, der in die-

**Müstair, Ausgrabung und  
Bauuntersuchung im Kloster  
St. Johann**

Abb. 1: Müstair 1998, Kloster  
St. Johann. Übersicht über  
die Ausgrabungs- und  
Untersuchungspätze:

- 1 Plantatum, Aufgehendes
- 2 Plantatumkeller 10,  
Ausgrabung
- 2a Kreuzgang 11e, Ausgra-  
bung
- 3 Nordtrakt 2. OG, Hohen-  
balkenräume
- 4 Niklauskapelle, Fassaden  
und Apsisinneres
- 5 Norpertrakt, Turmraum 27,  
Aufgehendes innen und an  
der Westfassade
- 6 Nordstall/Knechtetrakt, Sa-  
nierung der Nordfassade

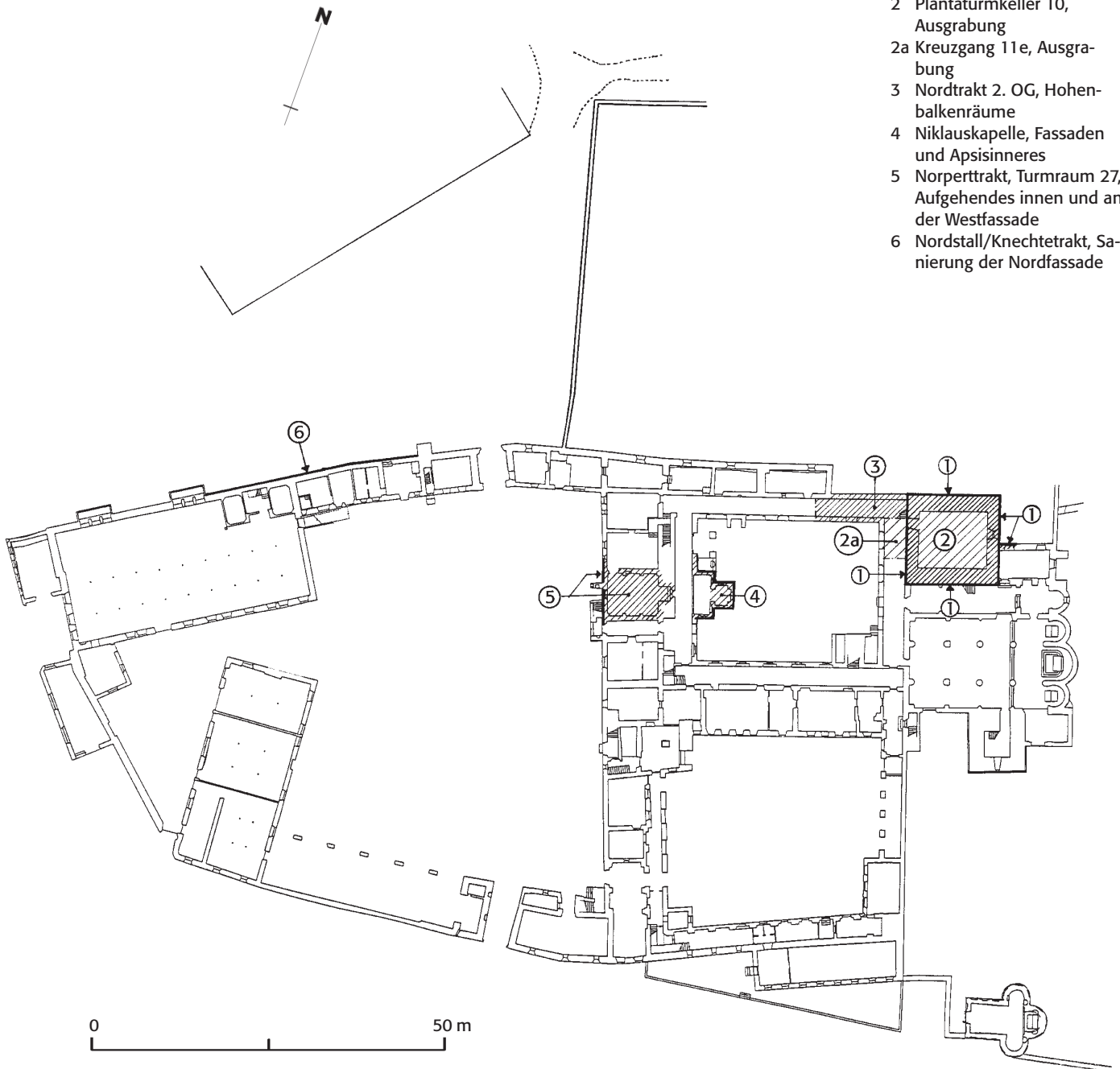


Abb. 2: Müstair 1998, Kloster St. Johann. Grabungsüberblick im Plantaturmkeller gegen SW: Der runde, neuzeitliche Schacht (Eiskeller) in der Bildmitte durchbricht die Trennmauer zwischen zwei Räumen im «äusseren Annex». Der linke, östliche Raum mit Mörtelboden, Bankett vor der Westwand und tiefer (Vorrats-)Grube; Reste des Ofenfundamentes in der NE-Ecke des westlichen Raums. Im Vordergrund rechts Kanäle (ausgehoben und geschnitten) und Reste des Zisternenhauses.



ser Bauzeit von der Äbtissin Angelina Planta (1478-1509) errichtet wurde. Die Aufhöhung ist wohl in der Bauzeit von 1661-1665 entstanden. Damals wurde ein neuer (der heutige) Dachstuhl gezimmert, und der Turm wurde neu verputzt. Dieser Verputz mit gemalten Eckquadern und Fensterumrahmungen, die von gesprengten Giebeln bekrönt werden, deckt heute noch den grössten Teil der vier Turm-Aussenflächen. Die Fenster – mehrere nachträglich verändert – stammen zu einem guten Teil aus dieser Bauzeit, die wohl auch den Ausbau des dritten Obergeschosses mit Zellen brachte. Ein Befund, der sich auf die Konstruktionsweise bezieht, verdient Beachtung: Bei der südöstlichsten Zinne (nur hier liess sich dies feststellen) greifen die Spaltschindeln der Dachabdeckung wohl zur Abdichtung 10 bis 15 cm unter die Zinne hinein.

## 2. Plantaturm, Ausgrabung

In der zweiten Jahreshälfte wurde der Keller des Plantaturmes archäologisch unter-

sucht. Die Arbeiten im Boden sind abgeschlossen; nächstes Jahr bleibt noch das Aufgehende zu untersuchen.

1993/94 hatten wir östlich des Plantaturmes neben der Sakristei einen Mauerwinkel mit anschliessendem Bodenrest beobachtet, den schon Architekt Walther Sulser bei der Anlage des Trockenlegungsgrabens um die Sakristei herum angeschnitten und in seine Pläne eingetragen hatte. Die Vermutung, dass es sich dabei um einen äusseren Annex handeln könnte, der an den inneren – den Nordannex – angebaut war, wurde durch die Grabung im Turmkeller zur Gewissheit. Die von Sulser und später von uns aufgedeckte Mauer im Keller des Plantaturmes liess sich bis zu dessen Westfront weiterverfolgen. Im Verband damit standen zwei Binnenmauern, die einen längsrechteckigen Raum im Osten, einen querrchteckigen in der Mitte und einen ungefähr quadratischen im Westen abtrennten. Der östlichste Abschnitt war vom inneren Annex her durch eine Türe zugänglich, die durch W. Sulser nachgewiesen ist. Wandte man sich von dort aus unmittelbar nach Westen, so gelangte man der südlichen Raumbegrenzung entlang durch eine Türe in den mittleren Raum. Wie der westlichste Raum zugänglich war, wissen wir noch nicht; sicher ist aber, dass im nachgewiesenen Stück der Nordmauer aus keinem der drei Räume eine Türe nach aussen führte. Ob der Annex im Osten gerade schloss oder eine Apsis besass und ob er im Westen einen Vorraum (in der Breite des östlichen Kreuzgangflügels?) aufwies, wissen wir vorläufig nicht. Alle drei Räume wiesen verputzte Wände auf. Die beiden östlichen waren mit Mörtelböden versehen, von denen derjenige im grösseren Raum rot bemalt war. In beiden Böden fanden sich Spolien eines ab-

gebrochenen Mörtelbodens, dessen Oberfläche mit Ziegelmehl rötlich gefärbt war, und auf beiden konnten wir Spuren von Einbauten feststellen: Im östlichen Raum dürfte eine Wandbank vor der Nordwand gestanden haben, im mittleren Raum gab es eine solche offenbar vor der Ostwand. Einige Steinplatten in der Nordwestecke des Ostraumes lassen sich vorderhand nicht zweifelsfrei erklären. Eine sekundär aus der Westwand herausgearbeitete Nische mit dem Abdruck eines Bodenbrettes auf niedrigem Sockel diente wohl zuerst für einen Wandkasten. Später wurde sie (zu welchem Zweck?) roh mit Mörtel ausgestrichen. Im mittleren Raum lag vor der Westmauer ein breites, gemauertes und verputztes Bankett, dessen südlicher Teil später verbreitert wurde. Darauf fand sich ein ovaler Mörtelkragen, in den sich im Fundament der Vormauerung für das spätgotische Gewölbe gefundene Bruchstücke eines rohen Steinbeckens perfekt einsetzen liessen. Im ganzen sind in diesem Raum Reste von mindestens vier (Wasser-)becken gefunden worden.

Das mittlere Gelass wurde in zweiter Verwendung offensichtlich vollständig neu genutzt: Im nördlichen Raumteil hob man eine tiefe viereckige Grube aus (Masse: 185/235, 145 cm tief), in deren Ecken Vierkantbalken standen. Wahrscheinlich darin eingenuet waren Bohlen (Abdrücke nachgewiesen), die einst Wände und Boden der Grube verkleideten. Der Mörtelboden wurde für diese Einrichtung ohne grosse Sorgfalt durchbrochen; der Bruchrand scheint nicht angeputzt worden zu sein. Ein Grube für die Vorrathaltung? Sie wurde schon vor dem Abgang des Annexes beim Bau des Plantaturmes im 10. Jahrhundert wieder aufgegeben und mit Lehm verfüllt; die Ab-



bruchschichten des Annexes laufen über die Verfüllung.

Der westliche Raum besass einen Lehmbo- den, dessen Oberfläche keine Spuren einer Holzabdeckung erkennen liessen. In seiner Nordwestecke stand ein vom Raum aus heizbarer Ofen, der an die birnenförmigen Öfen auf dem St. Galler Plan erinnert. Er war mit einer Aschengrube kombiniert. Auch dieser dritte Raum wurde nachträglich verändert; vor die Südhälfte der Ostwand setzte man einen mit grünem Lehm gemauerten und verputzten (vielleicht verkleideten) Sockel, vor dem der Abdruck eines Schwellbalkens festgestellt werden konnte. In die Nordwand wurde eine Tür eingebrochen, die in ein an den äusseren Annex angebautes Zisternenhaus ("nördlicher Anbau") führte. Hier waren anstelle eines ursprünglichen mit Bohlen ausgeklei-

Abb. 3: Müstair 1998, Kloster St. Johann. Schrankenplatte aus Marmor mit Darstellung Johannes des Täuflers, Grabungsfund aus dem Plantaturmkeller.

deten etwas weiter nördlich liegenden Kanals, aber wieder parallel zum Annex, zwei Kanäle angelegt worden, die das Dachwasser von Osten und von Westen her in der ummauerten oder eher überdachten und mit Brettern ausgekleideten Zisterne zusammenführten. Sie wurden später durch breite wannenartige Rinnen ersetzt, die zu beiden Seiten des Zisternenhauses gegen Westen und Osten entwässerten.

Die Funktion der drei Räume bleibt zu bestimmen. Die beiden besser ausgestatteten (Mörtelböden) östlichen, die vom inneren Annex her direkt zugänglich waren, dürften Nebenräume der Klosterkirche gewesen sein: der östliche vielleicht der Kapitelsaal, der mittlere ein Raum für die liturgischen Fusswaschungen (das *mandatum*), die vor 816 in manchen Klöstern täglich vorgenommen wurden. Der westliche Raum dagegen könnte die Gastzelle für durchreisende Mitbrüder gewesen sein, die ja in Kirchnähe liegen musste, und die auf dem St. Galler Klosterplan, wo sie wie der Müstairer-Raum eine Heizungsanlage besitzt, im Winkel zwischen nördlichem Querschiff und Langhaus eingezeichnet ist.

Der Abbruchschutt des äusseren Annexes enthielt Fragmente von Flechtwerksteinen in grosser Zahl, wie sie im Mauerwerk des Plantaturmes, vorwiegend in den Ecken, gefunden wurden. Sie gehören wohl nicht ausschliesslich zur Ausstattung des Annexes, sondern zeugen eher von einer Neuausstattung der Klosterkirche.

Der mittlere Raum hätte seine ursprüngliche Aufgabe dann wohl aufgrund der neuen Vorschriften von 816 verloren.

Der äussere Nordannex ging durch Brand ab; an seiner Stelle entstand im 10. Jahrhundert der Plantaturm.

Für den Einbau des heutigen Kellers wurde

der Boden im Turmerdgeschoss um 1500 bis in die Schuttsschichten des Annexes abgetieft. Dadurch gingen alle älteren Schichten verloren. Auf den Trampelschichten, die sich im Keller im Verlaufe der Zeit herausbildeten, legte man zunächst den Wänden entlang, später auch im Zentrum Fasslager aus schweren Lärchen- und Tannenbalken. Ein gemauerter runder Schacht im Raumzentrum könnte als Eiskeller gedient haben. Im letzten Zustand lag im Keller eine stellenweise ca. 20 cm starke Sandschicht, in der durch Wischen und Begehen entstandene Weglein zwischen den Fasslagern zu erkennen waren.

### *3. Nordtrakt, Bauuntersuchung in den Hohenbalkenräumen*

1894 ist das 1630/32 im zweiten Geschoss des Nordtraktes vor dem Plantaturm eingebaute Arvenstübchen der Priorin Ursula Karl von Hohenbalken ans Schweizerische Landesmuseum verkauft worden. Es ist jetzt als Dauerleihgabe zurückgekehrt und soll an der alten Stelle wieder eingebaut werden.

Die vorgängig unternommene Bauuntersuchung erbrachte folgende Ergebnisse: Im 12. Jahrhundert war aussen an den Nordflügel des vierseitigen Umganges um den Binnenhof der Bischofspfalz ein langgestrecktes Gebäude angebaut worden, das aber nicht bis zum Plantaturm reichte, sondern westlich davon an die niedrigere Pfalzhausmauer anschloss. Diese – wie offenbar auch die innere Kreuzgangmauer – wurde im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts bis zur Krone des zweiten Obergeschosses hochgezogen. Im ersten Stock des Kreuzganges konnte nun die Äbtissin Barbara von Castelmur, die ihre Wohnung im westlichen Teil des Pfalzhausbaues aus dem

12. Jahrhundert eingerichtet hatte, ohne Treppensteigen ins Chor auf der Nonnempore gelangen. Das zweite Obergeschoss hingegen wurde erst hundert Jahre später ausgebaut, als die Priorin Ursula Karl von Hohenbalken sich hier ihre Wohnung über dem nun eingewölbten Kreuzgangabschnitt im Osten einbauen liess.

Diese bestand aus einer Täferstube, die vom Vorraum aus geheizt werden konnte, und einer dahinterliegenden Schlafkammer mit verputzten Wänden, einer kassettierten Holzdecke und einem Bretterboden. Im 18. Jahrhundert wurde die Hohenbalkenstube gegen Osten verlängert, indem man die Ostwand herausbrach und die verkürzte Nebenkammer mit einem Täfer auskleidete. Aus der Zeit zwischen 1662 und 1762 stammt der Tüрдurchbruch zum zweiten Obergeschoss des Plantaturmes. Die neue Türe führt zu den Aborten, die nun zwischen Hohenbalkenzimmer und Turmfassade an der Aussenwand angebracht wurden. Die fünf Bauzeiten – das erste Viertel des 16. Jahrhunderts, 1630/32, die Umbauten des 18. Jahrhunderts, die Zeit nach dem Ausbau des Hohenbalkenzimmers und unser Jahrhundert – brachten Veränderungen der Fenster im zweiten Obergeschoss, die im einzelnen erkannt und dokumentiert werden konnten.

#### 4. Ulrichs- und Niklauskapelle

Fassaden der Niklauskapelle: Die Bauuntersuchung hat ergeben, dass die drei Fenster der Apsis frühromanisch sind, ihre Leibungen aber später (um 1640?) leicht verändert worden sind. Die Ostfenster des Kapellenschiffes dagegen sind erst 1626 eingebrochen worden. Dass sie ältere Oculi ersetzen, wie vermutet wurde, ist unwahrscheinlich. Verschiedene Beobachtungen



weisen darauf hin, dass die rahmenden, 1626 datierten Sgraffito-Ornamente einmal erneuert –ergänzt und bereichert – wurden (teilweise sind sie vorgeritzt, zwei verschiedene Schwarz-Töne, einzelne Teile sind überschlämmt). Ein Achsenfenster bestand in der Ulrichskapelle wohl von Anfang an, es konnte aber erst für die Phase des Sgraffito-Verputzes (1626) nachgewiesen werden.

Untersuchung des Apsisinneren in der Niklauskapelle: Ursprünglich lag die Apsis um zwei Stufen erhöht über dem Boden im Schiff der Kapelle. Der durch die Untersuchung freigelegte Trittstein ist um Stufentiefe in den Triumphbogen hineingerückt, das heisst, dass die untere Stufe mit der Triumphbogen-Westfront bündig war. Die gegenwärtig sichtbare Stufe besteht aus Marmorpolien: Schrankensockel mit rechteckigen Ausnehmungen. Der auf dem Chorgewölbe der Ulrichskapelle stehende Altar wurde in romanischer Zeit einmal erneuert: vom älteren Stipes haben sich geringe, aber eindeutige Reste erhalten. Er hatte bereits

Abb. 4: Müstair 1998, Kloster St. Johann. Blick gegen E in die Apsis der Niklauskapelle: Der originale Mörtelboden umfasst den zweiphasigen Altarstipes sowie die Marmorpolien der Standplatte vor dem Altar und der Trittsteine der oberen Chorstufe. Dagegen stösst der frühbarocke Mörtelboden des Kapellenschiffs mit Abdruck des Altarsupp daneums.

die Dimensionen des heutigen (war aber vielleicht hohl gemauert?). Der Mörtelboden in der Apsis zieht an die Reste des älteren Stipes und an den Verputz der Apsiswand. Die auf dem untersten Apsisputz liegende Schlämme trägt die Weiheinschrift des Bischofs Thietmar von Chur (1040–1070). Sie setzten den Mörtelboden voraus. Darüber liegt eine spätromanische Putzschicht. Sie weist Reste ornamentaler (marmorierte Sockelzone) und (an der nordöstlichen Schulter im Schiff) figürliche Malerei auf. Vor dem Altar ist im Mörtelboden eine ältere Altarmensa vermauert. Als heutige Mensaplatte dient eine marmorne ehemalige Fussbodenplatte.

Mit der Erhöhung des Mörtelgussbodens im Schiff auf das heutige Niveau erhielt der Altar ein hölzernes Suppedaneum und einen Altaraufbau, dessen Stützen sich im Altarverputz abzeichnen. Die Stelle des Sepulchrum (Altargrab, Reliquienloculus im Altar) ist durch ein Kreuz im frischen Putz bezeichnet.

Der heutige Altaraufbau ist in der Flucht der Altarfront angebracht. Er stammt von 1741. Damals wurde die Apsisfläche vor dem Altar von Wand zu Wand mit einem neuen Suppedaneum besetzt.

### *5. Norpertrakt, Turmraum 27, Untersuchung des Aufgehenden innen und der Westfassade*

Als um 1500 das heutige Gewölbe eingebaut wurde, hat man den Boden so stark abgetieft, dass von den älteren archäologischen Resten nichts übrig blieb. Die Mauern wurden massiv unterfangen und die Wandpfeiler des Gewölbes breit im frühromanischen Mauerwerk verankert. Im östlichen Teil der Südwand bestand eine nachträglich eingebrochene und später –

vor der Einwölbung – wieder vermauerte Türe. Der Raum dürfte im Spätmittelalter einmal als Küche gedient haben: Die versotteten Wandflächen weisen darauf hin. Damals war der Osteingang vermauert (verkleinert?), wie die nicht versotteten Leibungen des Durchganges anzeigen.

Im Nordteil der Westwand ist eine ursprüngliche Rundbogentüre nachgewiesen, die noch in frühromanischer Zeit vermauert wurde, was vielleicht mit dem Küchenanbau vor dem Westtrakt zusammenhängt, diesen jedenfalls ermöglichte. Die heutige Westtüre auf der Raumachse ist spätgotisch, ersetzt aber eine Rundbogentüre im Südteil der Fassade. Die ursprüngliche Funktion des heutigen Kellers bleibt vorläufig unbekannt (wohl Eingangshalle und Abstellraum. Noch zu deuten bleibt auch die Durchreiche in der Nordwand). Die barocke Aussentreppe muss, falls sie nicht im Kern spätgotisch ist, eine ähnliche Anlage ersetzt haben, die, wie die heutige, zur spätgotischen Türe im 1. Geschoss emporführte. Weitere Aufschlüsse sind zu erwarten, wenn die Fassade des Westtraktes vor der Restaurierung untersucht werden kann.

### **III. Fundbearbeitung, Auswertung und Publikationsvorbereitung**

– José Diaz bestimmte im Rahmen seiner Zürcher Lizentiatsarbeit die Fundmünzen aus Müstair. Zusammen mit J. Goll hat er sie in die horizontale und vertikale Stratiographie eingeordnet und kartiert. Damit ist die wesentliche Vorarbeit für die nicht ganz einfache archäologische Auswertung geleistet.

– Die bisher vorliegenden gegen 650 Dendro-Daten sind im Computer erfasst und



nun nach Fundnummer, Probennummer, Fälldatum, Holzart, Berichtsnummer, Datierungsvorschlag und vorgängige Schätzung abrufbar. Alle Daten sind mit den Fundlisten verknüpft.

- Gion Gieri Coray-Lauer, Luven GR, hat in der Klosterkirche Messungen zu Sonnenstand und Lichtbewegungen vorgenommen, die als Teil eines grösseren Programmes ausgewertet werden sollen.

- Das Metallurgie-Projekt von Walter Fasnacht ist im Gang; die dafür notwendigen archäologischen Angaben wurden von J. Goll bereitgestellt.

- Das Inventar des beweglichen Kunstgutes im Kloster von Roland Böhmer und Gaby Weber ist weit gediehen; es soll im Frühjahr 1999 fortgesetzt werden.

- Gerhard Hotz ist im dritten Jahr seiner Auswertung der anthropologischen Grabungsfunde.

- Auf Computerbasis hat Werner Peter einen Übersichtsplan über alle Bauphasen erstellt (der letzte vergleichbare Übersichtsplan ist 1984 durch HR. Courvoisier von Hand gezeichnet worden).

- Als Grundlage für den von mir vorbereiteten Katalog hat Werner Peter die Stuckfragmente aus Müstair und laufend die neu gefundenen Marmorskulpturen-Fragmente gezeichnet und photographiert.

- Bernhard Piguet hat im ersten Vierteljahr die Sammlung der Flechtwerkstein-Vergleichsstücke geäuft und die Konventsliste der Klosterfrauen vervollständigt.

- Die Aufarbeitung und Bereinigung älterer Tagebücher, die wegen dringender Feldarbeiten bisher nicht erfolgen konnte, ist bis auf die Tagebücher der Friedhofgrabung abgeschlossen.

- An einer Tagung des Südtiroler Kulturinstitutes und der Universität Tübingen (Prof. Loose und Lorenz) zum Thema "König, Kirche, Adel: Herrschaftsstrukturen im mittleren Alpenraum" habe ich am 18. Juni über "Gründungszeit und Karlstradition des Klosters Müstair" referiert. Der Vortrag wird 1999 im Druck erscheinen.

- Am Kolloquium: "Grundlagen zur Pflege und Konservierung der mittelalterlichen Wandbilder" (von Müstair), 9.-11. Sept. 1998 in Müstair, veranstaltet von der Stiftung Pro Müstair und von der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden, habe ich am 9. 9. 1998 berichtet über die "Bauliche Entwicklung und Bedeutung des Klosters Müstair seit der Gründungszeit".

- Am 10. 9. 1998 hat ebendort J. Goll über die Baugeschichte der Heiligkreuzkapelle orientiert. Beide Vorträge sind für den Druck vorgesehen.

## Die Kapelle Sogn Murezi (St. Mauritius) in Cumbel

Auf dem Boden der Lugnezer Gemeinde Cumbel befinden sich zwei Kirchen: die jüngere, heutige Pfarrkirche St. Stephan im Dorf selbst und die etwas ausserhalb der Siedlung, in Valgronda gelegene Kapelle Sogn Murezi. "Die Kapelle St. Mauritius gehört ihrer Gründung nach zu den ältesten Gotteshäusern des Tales ...", stellt Erwin Poeschel 1942 eingangs seiner Baubeschreibung fest<sup>1</sup>. Ihm fällt auch auf, dass als Talschaftspatron nicht Sankt Vincentius, der Titelheilige der alten Talkirche im benachbarten Vella, sondern Mauritius verehrt wurde. Diese Verehrung schlägt sich auch im Talschaftswappen und im Lugnezer Gerichtssiegel nieder.

Die erste urkundliche Erwähnung der Kapelle Sogn Murezi ist dem karolingischen Güterverzeichnis, das ums Jahr 840 angelegt wurde, zu entnehmen<sup>2</sup>. Später, nachdem im Dorf selbst eine Kirche stand (seit ca. 1500 ?), wurden zwar bei Sogn Murezi weiter Prozessionen abgehalten. Der bauliche Niedergang der Kapelle war aber nicht aufzuhalten, was 1716 schliesslich zu einem Neubau an selber Stelle führte.

Eine unlängst geplante Restaurierung der Kapelle hatte unter anderem zum Ziel, "Renovations-Sünden" aus dem Jahre 1935 zu beheben, das Bauwerk statisch zu sanieren und zu entfeuchten. Baubegleitend fanden partiell archäologische Untersuchungen statt, die zwischen 1996 und 1999 etappenweise durchgeführt werden mussten<sup>3</sup>.

Seit der ersten Begehung im Jahre 1996 lag die Vermutung nahe, dass der historisch verbürgte Neubau von 1716 Mauern einer älteren Vorgängerkirche weiterverwendete. An verschiedenen Stellen der Schiffslängsfassaden war der bestehende Verputz grossflächig abgebröckelt, wodurch ein Mauerwerk sichtbar wurde, welches überhaupt nicht zum barocken Baustil passen mochte. Wie sich später herausstellte, sind 1716 tatsächlich nur der Chor und die Westfassade des Vorgängerbaues abgebrochen worden. Die Längswände des alten Schiffes blieben hingegen bestehen und wurden weiterverwendet.

### Der barocke Bau

Die bauhistorischen Untersuchungen zeigten, dass das heutige Bauwerk mit dem 1716 geweihten Kirchenbau mehr oder weniger identisch ist. Beim Bau des Schiffes sind damals die stehengelassenen Längswände des Vorgängerbaues erhöht und geringfügig nach Westen verlängert worden. Im Osten wurde der heutige Chor und der Glockenturm angefügt. Unter dem 1935 eingebauten Banklager im Schiff haben sich grosse Flächen des originalen Steinplattenbodens von 1716 und die Fundamente der 1935 abgebrochenen Seitenaltarsokkel erhalten.

Aus ungeklärten Gründen wurde die (1935

Abb. 5: Cumbel 1996-99, Sogn Murezi. Grundriss der heutigen Kapelle von 1716 und Lage des Vorgängerbaus (Schwarz = aufgehende Mauerteile). In den Sondierungen im Innern fanden sich Reste von alten Mörtelböden. Massstab 1:200.

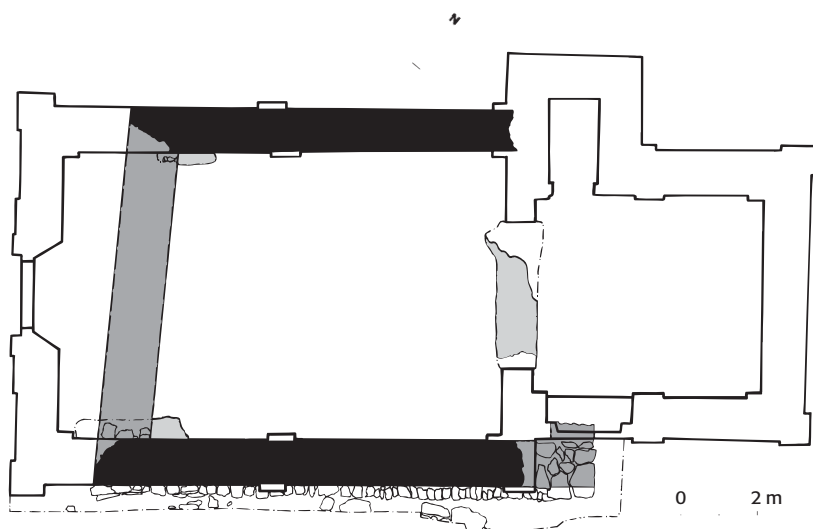




Abb. 6: Cumbel 1996–1999, Sogn Murezi. Südfassade mit Mauer des Vorgängerbaus. Foto von Süden.

wieder abgebrochene) Sakristei südlich des Chores erst nach 1716 angebaut, obwohl an die Türöffnung für den Durchgang in den Chorraum schon damals gedacht worden ist. Ebenfalls später entstand das aktuelle, tonnenförmige Schiffsgewölbe, das die 1716 ursprünglich vorgesehenen Oberlichter in den Längsmauern nicht berücksichtigt. Zimmerleute, die jüngst die Gewölbeoberfläche reinigten, fanden denn auch die dort in den Mörtel eingeritzte Jahrzahl 1749. Da die Emporenbalustrade in originale Mäandermalereien von 1716 einbricht, muss auch die Empore über dem Eingang in späterer Zeit eingebaut worden sein.

### Der Vorgängerbau

Die Untersuchungen am Vorgängerbau der barocken Kirche beschränkten sich auf die vom Verputz freigelegten Partien an den Längswänden des Schiffes. Da nur Teilbereiche des bestehenden Verputzes entfernt wurden, waren die älteren Mauern nur

über eine maximale Höhe von dreieinhalb Metern zu beobachten. Beim Abtiefen des Sickergrabens südlich des Chores trat das Fundament der älteren Chorschulter zu Tage. Zusammen mit den, im aufgehenden Mauerwerk gut sichtbaren, früheren westlichen Schiffsecken lassen sich damit immerhin die äusseren Grundmasse des alten Schiffes bestimmen. Diese betragen (ohne Vorfundamente) in der Länge neun und in der Breite sieben Meter.

Ein zwecks statischer Sicherung des Chorbogens angelegter Graben im Innern der Kirche gab einen älteren Mörtelboden frei, der auf eine Steinrollierung gebettet war. Direkt auf der Bodenoberfläche lag stellenweise ein jüngerer Mörtelboden, der im Osten an etwas Konstruktives, wahrscheinlich an eine spätere Stufenanlage bördelte. Von einer solchen war aber nichts mehr zu sehen. In zwei kleineren Sondierungen im Bereich der früheren Westwand konnten die inneren westlichen Schiffsecken des Vorgängerbaus freigelegt werden. Mit diesen inneren Ecken rechnete ein Mörtelbo-

1 KdmGR IV, S. 150ff.

2 CD I, S. 296.

3 JHGG 1996, S. 122.

Die Kapelle Sogn Murezi  
(St. Mauritius) in Cumbel

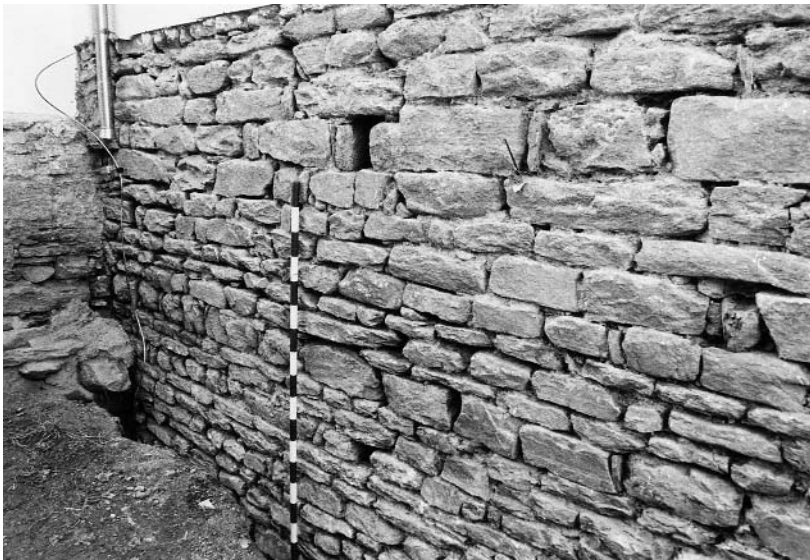


Abb. 7: Cumbel 1996-99, Sogn Murezi. Ausschnitt der Nordfassade mit Mauerwerk des Vorgängerbaus. Foto von Nordwesten.

den, der mit einem der beiden oben erwähnten Böden identisch sein dürfte. Über diesen letzten Gehflächen des Vorgängerbaus lag ausplanierter Abbruchschutt, der 1716 beim Niederlegen des alten Chores und der Westwand anfiel. Wie die Untersuchungen zeigten, ist auch das äussere Niveau während des barocken Neubaus, stellenweise sogar massiv, angehoben worden. Die erhaltenen Schiffslängsmauern des Vorgängerbaues weisen äusserst lagenhaftes Mauerwerk auf. Als Baumaterial dienen ausgesuchte Bruchsteine, welche zum Teil behauen worden sind. Bollensteine sind kaum oder gar keine zu sehen. Die noch vorhandenen, äusseren Schiffswestecken wurden hauptsächlich aus grossen, zugehauenen Tuffsteinen errichtet, die in unregelmässiger Abfolge als Läufer und Binder eingemauert worden sind. Im übrigen Mauerwerk finden sich (kleine) Tuffsteine nur sehr vereinzelt und meist als Verschlusssteine für Gerüstbalkenlöcher. Aufgrund der

vielen vorgefundenen Tuffspolien im barocken Mauerwerk ist aber anzunehmen, dass auch Tür- und Fensterleibungen sowie wahrscheinlich Teile des alten Chors aus Tuffsteinmaterial gefertigt waren. Als älteste Putzschicht an den Längswänden war ein "Rasa Pietra" zu sehen, womit ein mit der Kelle verstrichener, die Steinköpfe freilassender Verputz gemeint ist. Darüber lagen, innen und aussen, Reste von zwei jüngeren Verputzschichten, die stellenweise Bemalungsspuren aufwiesen. Dass der Vorgängerbau mindestens teilweise mit Fresken ausgemalt war, belegen auch die unzähligen bemalten Verputzstücke, die im Innern der Kirche im Abbruchschutt gefunden wurden.

In der Südwand waren ansatzweise zwei Fenster zu sehen. Das westlichere der beiden lag relativ weit oben in der Wand und könnte originaler Bestandteil des Vorgängerbaus sein. Das im Osten der Südwand liegende Fenster besass eine viel tiefer liegende Sohle und war mit Sicherheit in die Mauer eingebrochen worden. Beide Fenster wurden 1716 während des barocken Neubaus zugemauert.

Aufgrund des beschränkten Untersuchungsumfangs ist eine abschliessende Beurteilung des Vorgängerbaus nicht möglich. Mit grosser Wahrscheinlichkeit muss aber angenommen werden, dass ein in solcher Weise aufgeführtes Mauerwerk *nicht* in karolingischer Zeit, sondern später, vielleicht im 11. Jahrhundert oder um 1100 entstand. Nach der im Reichsgutsurbar um 840 erwähnten Mauritius-Kirche darf demnach noch gesucht werden.

Die Funde aus den Grabungen von 1906/07 (E. A. Stückelberger) und 1980-83 (H. R. Sennhauser) werden zurzeit durch das Institut für Denkmalpflege der ETH Zürich (Walter Studer) und den Archäologischen Dienst Graubünden (Iris Derungs) bearbeitet. Es handelt sich im wesentlichen um rund 12 000 Fragmente von bemaltem Stuck, von bemal-



tem Stuck in Kombination mit Wandmalerei und reiner Wandmalerei aus dem karolingischen und ottonischen Kirchenkomplex des Klosters Disentis, bestehend letztlich aus den drei einander direkt flankierenden und westlich gemeinsam fluchtenden Kirchen: St. Maria im Norden, St. Peter – als Kapelle – in der Mitte und St. Martin im Süden. Die Baugeschichte dieser Gruppe ist in mancher Beziehung noch offen, und festgestellte Chronologien sind vorläufig weitgehend relativ. Eine diesbezügliche Deutung des Fundgutes in sich und in Relation zu den Grabungen ist voraussichtlich noch schwieriger, denn die Bruchstücke können nicht nur Teile von Ausstattungen verschiedener Kirchenbauten repräsentieren, sondern auch – oder auch noch – verschiedenen Neu- oder Umbauphasen einer einzelnen der drei Kirchenbauten zugehören. Dennoch: Zu jedem Stück, das zusammengesetzt werden kann und zu jeder Gruppierung, die vorgenommen wird, sind Aussagen möglich, sei es auch nur in Form neuer oder präziserer Fragen.

Abbildung 8.

**Vorromanische Fenster und  
Mäander aus dem Kloster Disentis**

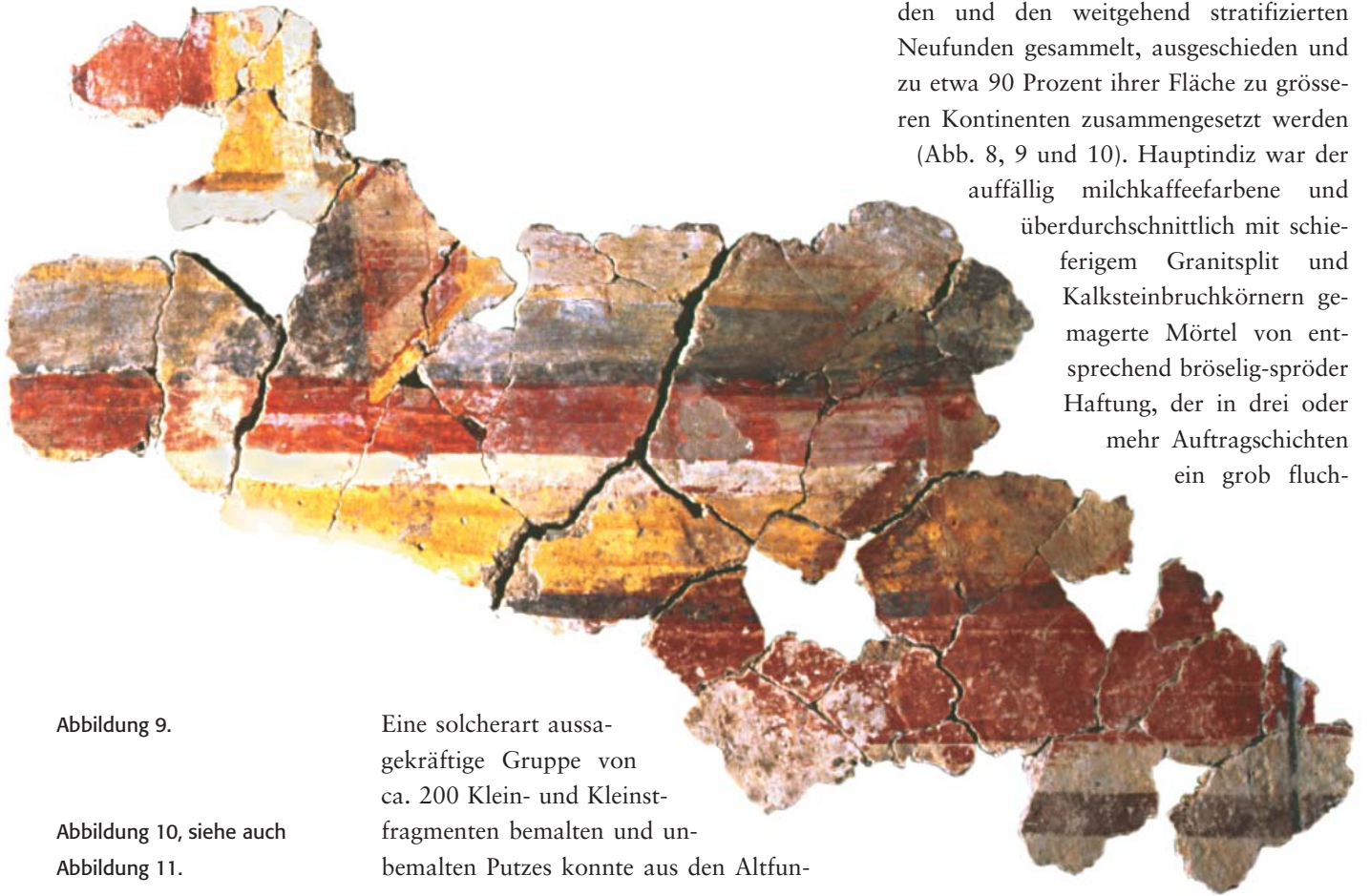


Abbildung 9.

Eine solcherart aussagekräftige Gruppe von ca. 200 Klein- und Kleinstfragmenten bemalten und unbemalten Putzes konnte aus den Altfun-

Abbildung 10, siehe auch  
Abbildung 11.



den und den weitgehend stratifizierten Neufunden gesammelt, ausgeschieden und zu etwa 90 Prozent ihrer Fläche zu grösseren Kontinenten zusammengesetzt werden (Abb. 8, 9 und 10). Hauptindiz war der auffällig milchkaffeebraune und überdurchschnittlich mit schieferigem Granitsplit und Kalksteinbruchkörnern gemagerte Mörtel von entsprechend bröselig-spröder Haftung, der in drei oder mehr Auftragschichten ein grob fluch-

tendes, kleinsteiniges Mauerwerk aus erodiertem Bruch und plattigem Schiefer oder Granit bedeckte und schliesslich ausnivellierte.

**Fenster (Abb. 11)**

Die beiden grössten Kontinente erfassen den inneren Rand je eines Fenstergewändes, dessen Winkel und dessen Verlauf soweit sicher feststellbar sind, dass Nischen, bzw. Absidiolen kaum in Frage kommen. Die beiden Kreissegmente sind so gross, dass der zugehörige Kreis präzise zu ermitteln ist und eine Anzahl der dieser Gruppe zugehörigen unbemalten –oder besser weis-

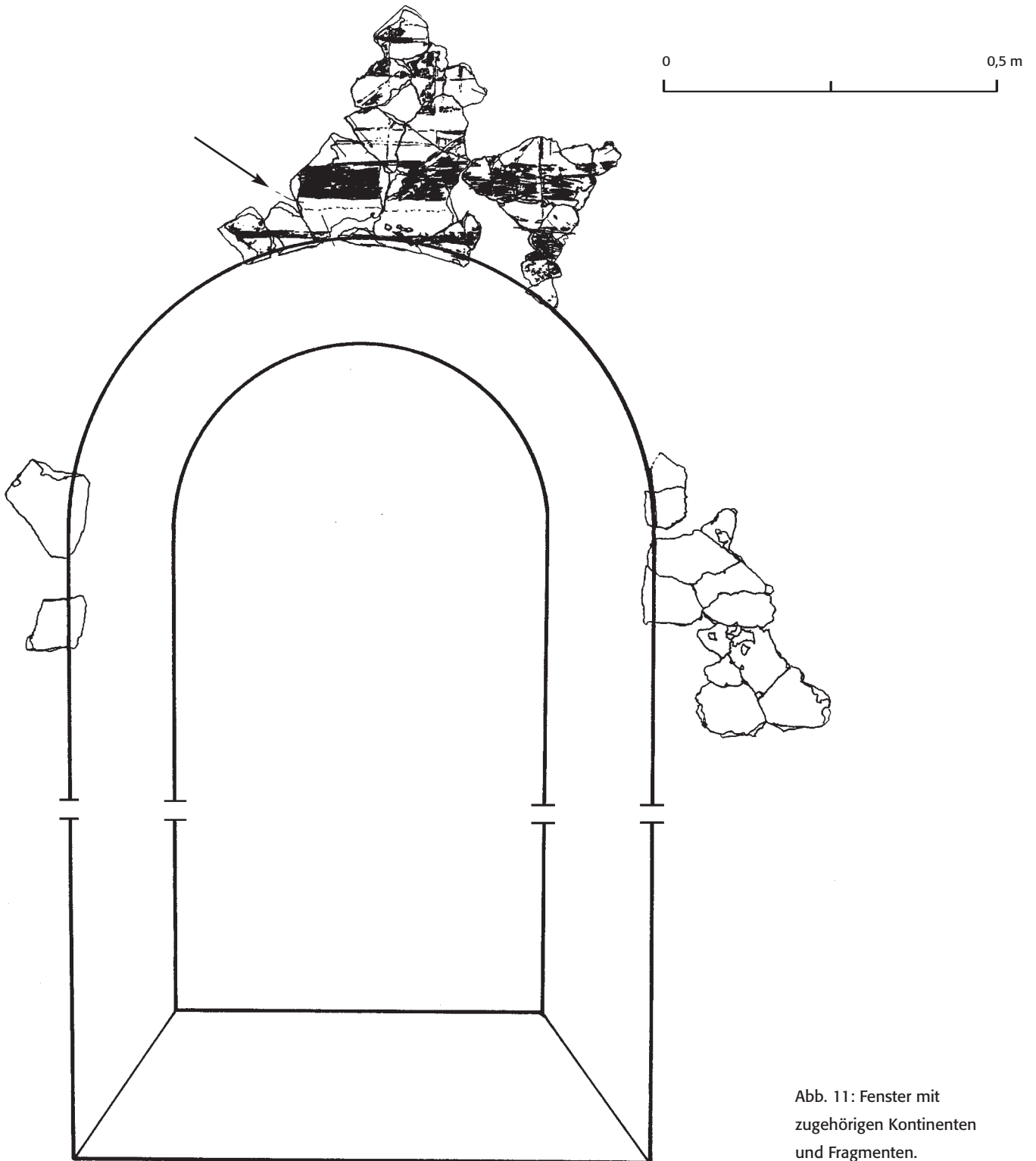


Abb. 11: Fenster mit  
zugehörigen Kontinenten  
und Fragmenten.

---

Vorromanische Fenster und  
Mäander aus dem Kloster Disentis

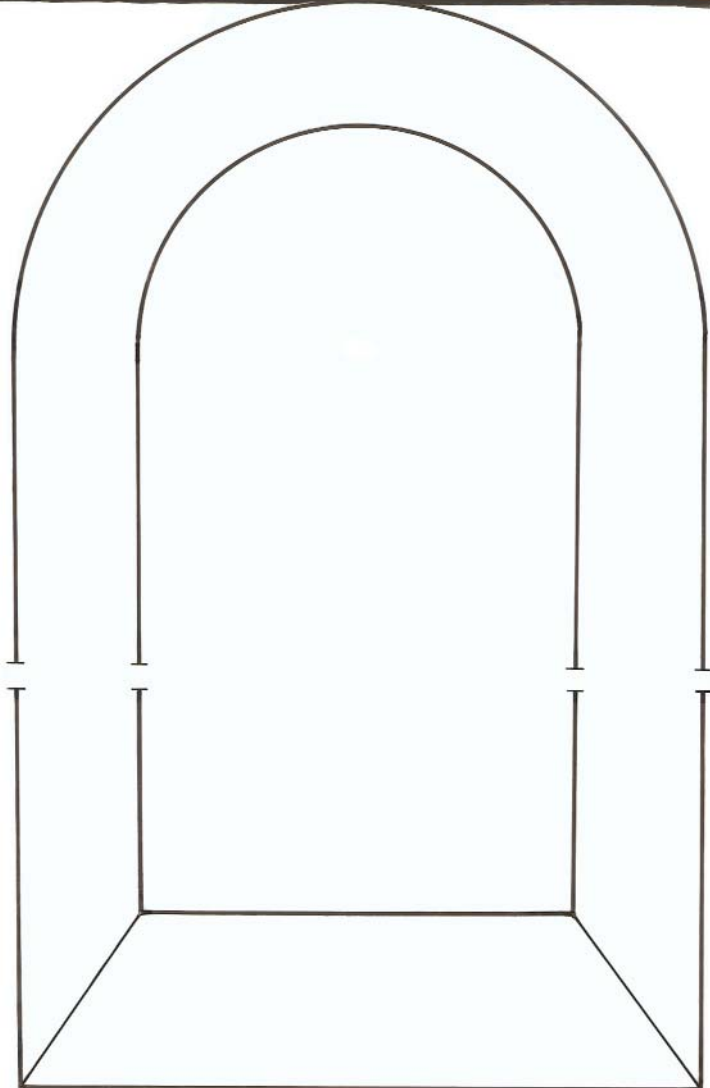


Abb. 12: Rekonstruktion  
des ersten Mäanders  
(Mst. siehe Abb. 11).



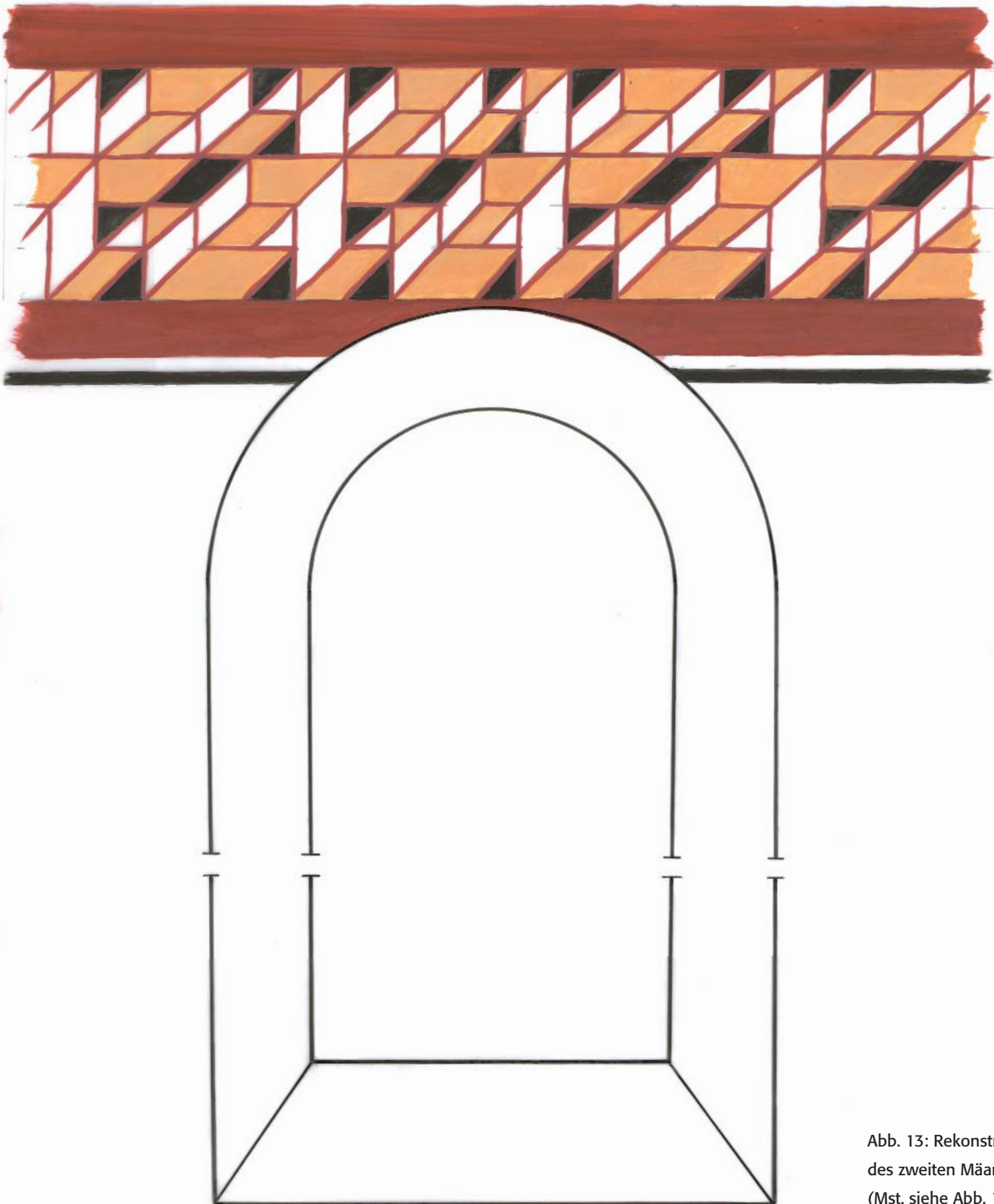


Abb. 13: Rekonstruktion  
des zweiten Mäanders  
(Mst. siehe Abb. 11).



Abb. 14: Einzelne wichtige Kontinente, die den unteren Rand der beiden Mäander-Malereien erfassen.

sen –Stücke sinngemäss in der Rekonstruktion der Fenster eingefügt werden können. Der Durchmesser des Kreises, d. h. die innere, weitere Breite des Fensters, beträgt in beiden Fällen 82 cm (+/-0,5). Eine Strecke, die nur mit dem römischen Fussmass von ca. 29,7 cm sinnvoll korrespondiert: es sind nämlich  $2\frac{3}{4}$  Fuss = 81,7 cm.

Die Vermutung, dem zugehörigen Bau liege der römische Fuss und nicht ein karolingischer (ca. 34 cm) zugrunde, ist also sehr berechtigt. Die Höhe der Fenster ist (noch) nicht zu eruieren.

Hauptanteil dieser Gruppe sind die als Position 229 im Grabungsbericht von 1983 (Augustin Carigiet) aufgeführten Funde, die dort als Teile einer eindeutig zur 1. Umbauphase von St. Peter gehörenden Schutt- oder Abbruchschicht zugeordnet werden. Obwohl die beiden Fensterfassenden Kontinente (wie im übrigen auch alle andern genügend grossen Stücke) weitgehend flach sind und sie überdies einen horizontalen Schnurschlag aufweisen, kann ihre Platzierung in einer Apsis nicht ausgeschlossen

werden (Entsprechend der Apsisrundung wird die Schnur kürzer gefasst. In Müstair z. B. beträgt der Teilschnurschlag 55 cm). Berücksichtigt man im weiteren für St. Peter je einen wesentlich grösseren, direkt anstossenden Kirchenbau im Norden und Süden zur Zeit des erwähnten 1. Umbaus, und geht man zudem nicht von einer überhöhen Kubatur aus, bleibt für eine Zuordnung der Fenster in St. Peter – neben der Apsis – nur die Westwand.

Der eine Fensterbogen wird deutlich stärker von der bemalten Zone erfasst: An Stelle des schwarzen unteren Abschlussstriches (Abb. 10) wird hier der Schnurschlag zur Tangente (Abb. 9). Wir müssen also mit mehr als zwei Fenstern in einer Reihe rechnen (dies würde auch über Eck gelten). Bei einer Breite des Kirchenraums von rund 5,25 m sind in der Westwand – in einer Reihe über einer Türöffnung – drei Fenster des genannten Ausmasses denkbar.

### Malerei 1 (Abb. 12)

Auf dem sorgfältig geglätteten, als Arriccio (Rauhputz) zu verstehenden Putz wurde ein ca. 0,3 mm dünnes Klinkerhartes Intonaco (Feinputz als Malgrund) von guter Qualität aufgestrichen.

Vorritzungen für die Malerei sind nicht vorhanden, und die für einen Mäander unabdingbare Vorzeichnung ist nicht mehr sichtbar, d. h. sie ist in der Grafik der gelben Linien aufgegangen. Gut sichtbar jedoch als unterer Rand eines unbemalt gelassenen Streifens zwischen Gelb und Rot des unteren Begleitbandes ist ein horizontaler Schnurschlag in Rot, der dem ganzen Mäander die Basis gibt (Abb. 11, Pfeil). Ein weiterer Schnurschlag darf zwischen den gelben und roten Streifen des oberen Ban-

des angenommen werden (nicht mehr sichtbar, da vom roten Streifen überdeckt).

Die ganze Malerei wurde al fresco ausgeführt. In secco wurden der weisse Überhöhungsstrich – der auch das eigentliche Grundmuster des Mäanders unmittelbar deutlich macht – und die obere, das rote und gelbe Band voneinander trennende Parallele zum ausgesparten weissen Streifen des unteren Bandes darüber gelegt.

Dieser monolineare Mäander, als geometrisch exakt gefaltetes zweifarbiges Band parallelperspektivisch dargestellt, mit einer Lichtseite (rot, gelb) und einer Schattenseite (mittelgrau, hellgrau) auf schwarzem Hintergrund, hat in dieser Art eine Tradition, die weit über die Jahrtausendwende hinausreicht. Eine Datierung allein über die Malerei ist also nicht möglich. Dem Eindruck nach gehört diese am ehesten ins 9. Jahrhundert. Zeitlich wohl nahe liegt der in der Grundgeometrie gleiche Mäander in der Patrokluskirche in Naturns (unteres Begleitband der "Flucht des Paulus aus Damaskus") und der dem Disentiser Mäander fast identische Umrandungsmäander der Zierseite des Matthäus Evangeliums, Codex Aureus von St. Emmeram,

aus der Hofschule Karls des Kahlen von 870.

Eine Besonderheit unseres Mäanders – gerade auch im Vergleich zu den genannten Beispielen – ist ein schon fast farbtheoretisches intellektuelles Moment: Es ist der Grauwert der Farben annähernd gleich den zugehörigen beiden Grautönen der Schattenseite. Auf jeden Fall gibt diese Farbgestaltung dem Mäander einen sehr strikten, fast architektonischen Charakter, der den Trompe-l'Oeil-Effekt erhöht.

Schnell, freihändig und ohne den Grundraster (3 x 3 Rasterquadrate) exakt einzuhalten ausgeführt, ist die Malerei trotzdem sehr genau und in jeder Beziehung von hoher professioneller Qualität. Auch das zu Grunde liegende römische Fussmass ist sicher ableitbar.

#### Malerei 2 (Abb. 13/Abb. 15)

Auf die wenig gealterte Malerei 1 wurde (wohl kaum 100 Jahre später) eine weiche, zum Teil abwischbare, kroidige Kalkschlemme von ca. 0,3 mm als Intonaco für eine neue Malerei aufgestrichen. Dieser Malgrund ist von einer Qualität, die späte-

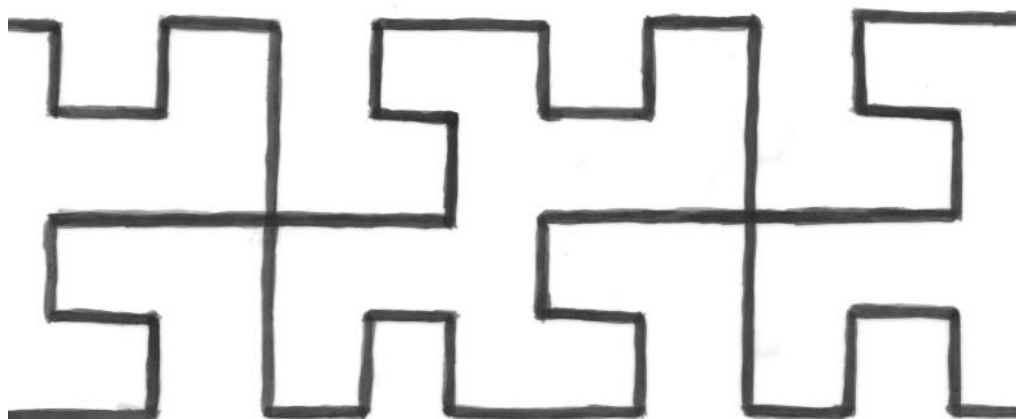


Abb. 15: Grundgrafik bzw. eigentliches Mäander-Muster.

stens nach 10 Jahren deutliche Schäden zur Folge gehabt haben muss. Gut sichtbare Ritzungen horizontal – als untere Begrenzung des Mäanders – und vertikal – für die vertikalen Teile der Grafik – geben eine sicher diagonal mit Pinsel ergänzte Vorzeichnung, die, weitgehend freihändig ausgeführt, sich nur annähernd an Mass und Winkel hält.

Die Freskomalerei benützt die Farben Braun-Rot (in der Verwitterung im Spektrum von Altrosa bis Aubergine liegend) und Gelb, die dem gebrannten, bzw. ungebrannten Siena entsprechen. Ob Weiss als Aussparung oder Secco (oder in Kombination) zur Anwendung kam, kann nicht festgestellt werden. Auch Mäander 2 "steht" auf schwarzem Grund.

In einem (hier nicht abgebildeten) Kontinent ist der obere Abschluss des Malfeldes beider Malereien erhalten. Der Putz endigt in einem Anstoss an einen Balken o. ä. (Dachkonstruktion?), der als obere Begrenzung der bemalbaren Wand zu verstehen ist. Dies erklärt die starke Überlappung von Malerei 1 durch Malerei 2 weit ins Fensterfeld nach unten.

Dass für diese enge Stelle kein einfacherer Mäander gewählt wurde, kann damit zusammenhängen, dass an anderer Stelle – z. B. unter den Fenstern – der gleiche Mäander verwendet wurde.

Mäander 2 ist über das Grundmuster des Kreuzes konstruiert und ist deshalb notwendigerweise bilinear und beansprucht mehr Rasterfläche als ein Mäander des Typs von Malerei 1. Auch für diesen Typ des auf dem Kreuz basierenden Mäanders in vielfacher Variation gibt es Beispiele von

der Antike bis in die Romanik. Zeitlich nahe sind sicher Mals und Reichenau-Oberzell.

Unser Mäander erscheint im Vergleich um ein oberes und ein unteres Mäander-Bandregister reduziert, was nicht nur einen asymmetrisch-gebrochenen Rapport zur Folge hat, sondern auch die Einzelmuster um je zwei Rasterlängen näherrückt. Das heisst, wo der Disentiser Mäander mit 5 x 5 Rastereinheiten auskommt, brauchen die Vergleichsbeispiele 7 x 7 Quadrate.

Mit dem Disentiser Mäander weitgehend identisch sind der karolingische Mäander und seine romanische Übermalung in der Hauptapsis in Müstair. Beim karolingischen Mäander sind die Einzelmuster durch Einschub eines Kästchens jeweils um drei Rasterquadratlängen voneinander distanziert. Der Mäander der Übermalung ist bei gleichem Blickpunkt von links unten wie in Disentis im Grundmuster spiegelbildlich zu Disentis.

Auch Malerei 2 ist – soweit der schlechte Erhaltungszustand ein Urteil zulässt – von hohem professionellem Niveau. Wiederum gilt das römische Fussmass.

Jüngere Malschichten sind nicht vorhanden. Bezogen auf St. Peter und die Frage, was mit diesem Bau bis zum Brand von 1387 geschah, bedeutet dies, entweder wurde die Kirche über Jahrhunderte nicht mehr als sakraler Raum genutzt, oder der bemalte Putz wurde im Zuge baulicher Aktivitäten entfernt.

Es ist zu hoffen und nicht unwahrscheinlich, dass die Weiterarbeit in Disentis diesen Teilbefund (die Rekonstruktionen sind weitgehend beweisbar) erweitern kann.

## Bedeutende Funde aus der frühen Eisenzeit in Haldenstein "Auf dem Stein"<sup>4</sup>

Mathias Seifert

### Einleitung

Das Dorf Haldenstein erstreckt sich am Rhein zu Füßen des Calanda auf einer Terrasse am westlichen Rand des Bündner Rheintals (Abb. 16). Die talseitig äusserste Gebäudereihe im alten Dorfteil "Auf dem Stein", bestehend aus einem Wohn- und fünf Stallbauten (Abb. 17), wurde 1997 zum Abbruch freigegeben, um an ihrer Stelle ein Mehrfamilienhaus mit Tiefgarage zu bauen. Da im Kellerraum des Wohnhauses 1993 eine Bestattung entdeckt worden war, verlangte der Archäologische Dienst Graubünden eine Untersuchung der Gebäude und des Baugrundes vor dem Abbruch der Bauten und dem Aushub der Baugrube. Unter den Gebäuden im nördlichen Areal konnten bei den Grabungen 1997 24 Gräber eines nachchristlichen Friedhofs des 6./7. Jahrhunderts dokumentiert werden<sup>5</sup>. Neben dem Gräberfeld von Bonaduz-Bot Valbeuna<sup>6</sup> ist dies der grösste dokumentierte Friedhof aus dem Frühmittelalter Graubündens.

Sondagen hatten bereits 1997 nachgewiesen, dass unter den Gräbern von Haldenstein noch urgeschichtliche Siedlungsbefunde zu erwarten waren. Die Art und Bedeutung dieser Überreste aus der Spätbronze- und frühen Eisenzeit wurden aber erst bei den Grabungen 1998 erkannt<sup>7</sup>. Dass sie überhaupt erhalten geblieben sind, verdanken sie einer Naturkatastrophe. Vermutlich zwischen dem 8. und 6. Jahrhundert v. Chr. wird das ganze Gelände von Bergsturzmassen des Calanda begraben (Abb. 18). Eine gewaltige Stein- und Erdlawine hat die Siedlungsreste bis 4 Meter hoch überdeckt und die Geländeerhebung geschaffen, auf welcher heute der alte Dorfteil von Haldenstein sitzt. Dadurch sind, vor Erosion, landwirtschaftlicher Nutzung und Überbauung



bewahrt, unter diesem Bergsturz Baubefunde und Funde aus einer urgeschichtlichen Epoche geschützt worden, für die in Graubünden, ja in der ganzen Schweiz bisher kaum Erkenntnisse aus gesicherten Zusammenhängen vorliegen. In dieser Zeit, am Übergang von der späten Bronzezeit zur frühen Eisenzeit (860-740 v. Chr.), verursacht eine drastische und anhaltende Klimaverschlechterung die Aufgabe der bisher bekannten, spätbronzezeitlichen Siedlungen und einen fast vollständigen Fundausfall. Neue Standorte für die Errichtung der Dörfer werden ausgesucht, auf die wir nur in seltenen Glücksfällen wie etwa in Haldenstein stossen. Welche archäologischen Zeugnisse sind nun "Auf dem Stein" aus dieser bewegten Zeit erhalten geblieben? Wie haben sich die Menschen diesen neuen Bedingungen angepasst?

### Die eisenzeitliche Besiedlung

Die dokumentierten Befunde und Funde der Besiedlung der frühen Eisenzeit konzen-

Abb. 16: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Blick auf das Dorf Haldenstein von Norden. Am Rande der Rheinterrasse (Pfeil) liegt die Fundstelle "Auf dem Stein".

4 Die Auswertung erfolgte im Rahmen des Nationalfondsprojektes 12-52721.97.

5 JANOSA MANUEL: in JbADG/KDG 1997, S. 53-54.

6 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER GUDRUN: Churrätien im Frühmittelalter auf Grund der archäologischen Quellen. München, 1980.

7 Die Leitung der Grabungen lag bei Manuel Janosa (ADG). Ihm und seinem Team sei an dieser Stelle für den grossen Einsatz unter teilweise schwierigen Bedingungen gedankt.

**Bedeutende Funde aus der  
frühen Eisenzeit in Haldenstein  
"Auf dem Stein"**



Abb. 17: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Planausschnitt von Haldenstein mit Lage der Grabungsfläche. Punktiert eingezeichnet sind die abgebrochenen Gebäude.

trierten sich vor allem im nördlichen Teil der etwa 600 Quadratmeter grossen Grabungsfläche. In der südlichen Hälfte waren sie deutlich spärlicher, die Kulturschicht dünnte in diesem Bereich aus und konnte aus Termingründen auch nicht mit dem gleichen Aufwand untersucht werden wie im Nordteil. Als wichtigste Zeugen einer Besiedlung sind dort mehrere Herdstellen in Form von runden bis ovalen, mit Steinen eingefassten Brandstellen mit Grössen zwischen 0,5 und 1 Quadratmeter zu nennen (Abb. 19). Die Brandrötung des Erdreiches zeigt deutlich, dass auf diesen ebenerdigen Herdstellen gekocht worden ist. Auch die Zahl der gefundenen Gefässscherben, der

Speiseabfälle in Form von Tierknochen und Pflanzenresten sowie der Kleinfunde aus Bronze und Eisen weisen die Fundstelle eindeutig als Siedlungsplatz aus. Im mittleren Grabungsbereich liegen drei dieser Feuerstellen in gleichmässigem Abstand auf einer Linie. Da im ganzen Grabungsgelände weder Pfostenlöcher noch Balkengräben als Hinweise auf den Wandverlauf von Holzbauten zu fassen waren, ist die Konstruktionsart der Behausungen anhand der Befunde nicht zu erschliessen (Abb. 22). Grundsätzlich können Zelte nicht ausgeschlossen werden. In den vorangehenden und folgenden Epochen der Bronze- und Eisenzeit sind jedoch nur Holzbauten bekannt. Zudem

---

**Bedeutende Funde aus der  
frühen Eisenzeit in Haldenstein  
"Auf dem Stein"**

Abb. 18: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Die Baugrube nach dem Abtrag des Bergsturzmaterials. Im rechten Bildteil werden bereits die ersten eisenzeitlichen Siedlungsreste freigelegt.

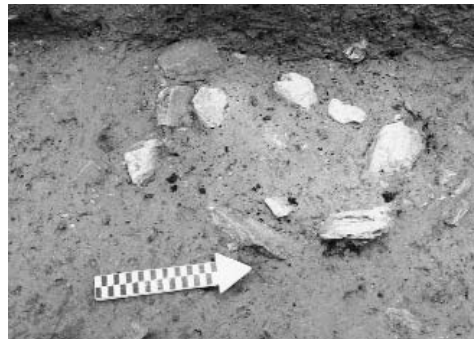
Abb. 19: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Eine mit Steinen eingefasste Feuerstelle der eisenzeitlichen Siedlung.

Abb. 20: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998: Der von Ost nach West verlaufende Steinzug in der eisenzeitlichen Siedlung.



fand sich direkt neben einer der Herdstellen das stark vermoderte Fragment eines Brettes, das eher auf gezimmerte, fest stehende Gebäude als auf Zelte hindeutet.

Wir gehen davon aus, dass die Häuser in Blockbautechnik errichtet waren und ohne Steinfundament direkt auf dem Boden standen, was auch der Grund für die fehlenden Spurenbilder sein könnte. Als weitere bauliche Struktur ist im nördlichen Grabungsareal ein sogenannter Steinzug zu erwähnen, der in gerader Linie von Ost nach West verläuft und über neun Meter zu verfolgen war (Abb. 20). Die Deutung dieser nur 20 bis 30 cm breiten, leicht in den Boden eingetieften und mit Steinen verfüllten Gräbchen ist bis heute nicht befriedigend geklärt. Nachgewiesen sind sie bisher während der Spätbronze- und Eisenzeit an verschiedenen Fundplätzen im Churer Rheintal. In Betracht kommen Traufgräben an den exponierten Seiten der Gebäude. Sie könnten aber auch zu Umfriedungen oder Begrenzungen von Wohnbereichen gehören. Am östlichen Grabungsrand konnten zwei runde Gruben dokumentiert werden, die 20 bis 30 cm in den Boden eingetieft waren (Abb. 21). In ihnen wurde offenbar gefeuert, wie die deutliche Brandrötung an ihrem Grund schliessen lässt. Da sie gegenüber den Herdstellen eingetieft waren, lässt sich auf einen anderen Zweck als auf



Kochstellen schliessen. Zu denken wäre etwa an Räucher- oder Darrgruben für die Konservierung von Fleisch und Getreide. Nach der Benutzung sind die Gruben mit Steinen verfüllt worden.

Insgesamt kann auf Grund der Befundlage von einer kurzen Besiedlung am Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit ausgegangen werden. Dafür spricht auch die einheitliche Zusammensetzung des Fundmaterials. Die Gründe für die Aufgabe dieses Siedlungsstandortes bleiben unbekannt. Ein Dorfbrand kann nicht die Ursache gewesen sein,



**Bedeutende Funde aus der  
frühen Eisenzeit in Haldenstein  
"Auf dem Stein"**

Abb. 21: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Eine mit Steinen verfüllte Brandgrube der eisenzeitlichen Siedlung.



da an den Funden keine Einwirkungen eines Schadenfeuers festzustellen waren.

**Die bronzezeitliche Besiedlung**

Etwa 30 cm unter der frühen, eisenzeitlichen Besiedlung konnten Baubefunde eines älteren, spätbronzezeitlichen Dorfes freigelegt werden. Gegenüber der jüngeren Siedlung mit den vermuteten Blockbauten handelt es sich in der älteren eindeutig um Pfostenbauten, wie die zahlreichen, mit Steinen verkeilten Pfostenstellungen beweisen (Abb. 23,

Abb. 22: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Schematischer Plan der eisenzeitlichen Siedlungsbefunde.

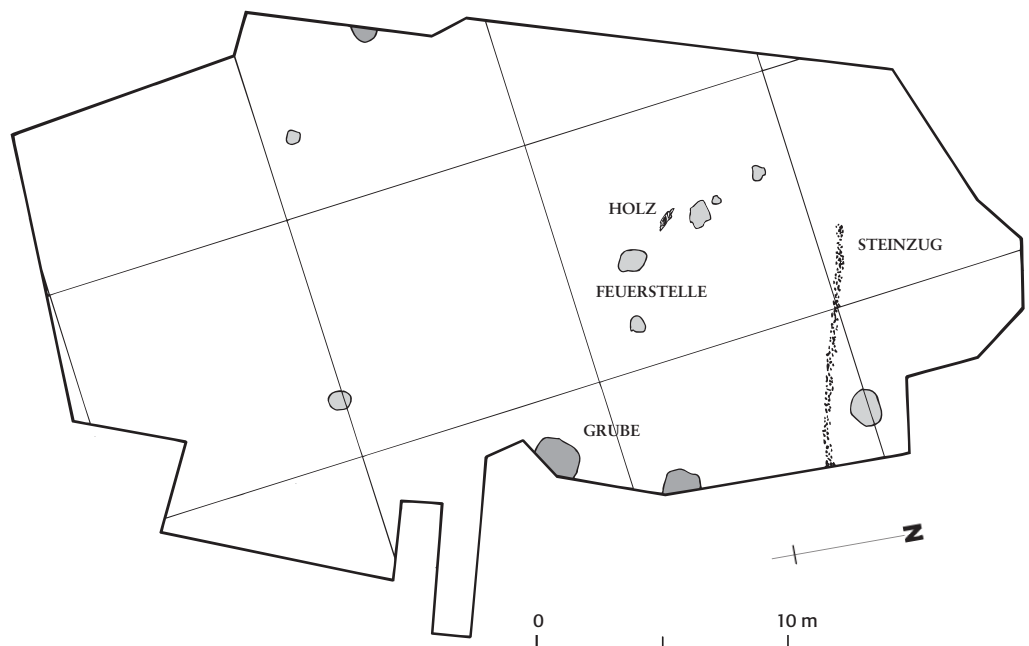


Abb. 24). In der südlichen Grabungshälfte konnten zwei Gebäudegrundrisse lokalisiert werden. Mit Massen von mindestens 6 x 6 Metern handelt es sich um recht grosse Bauten. Herdstellen konnten nicht nachgewiesen werden. Unter der Voraussetzung, dass diese nicht der Erosion anheim gefallen sind, dürfte es sich bei den Häusern am ehesten um Wirtschaftsbauten handeln. Bei einer weiteren Anordnung von Pfostenlöchern zwischen diesen Gebäuden konnte nicht abschliessend geklärt werden, ob es sich um ein weiteres Haus oder um eine überdachte Einfriedung handelt. Eine brandgerötete Stelle sowie zwei Gruben an der westlichen Längsseite weisen jedenfalls darauf hin, dass in diesem Bereich Arbeitsplätze lagen. In der nördlichen Grabungshälfte ist die Verteilung der Pfostenlöcher diffuser, hier gelingt es nicht, Hausgrundrisse auszuscheiden. Denkbar ist, dass sie zu mehrmals erneuerten Gehegen für das Vieh gehörten. Bei zwei Gruben unregelmässiger Form könnte es sich um



**Bedeutende Funde aus der  
frühen Eisenzeit in Haldenstein  
"Auf dem Stein"**

Abb. 23: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Die mit Steinen verkeilten Pfostenstellungen eines Hauses in der spätbronzezeitlichen Siedlung. Blick von Westen.



Entnahmestellen für Lehm zur Isolierung der Hauswände handeln.

Auch das ältere Dorf scheint anhand der Einphasigkeit der Gebäude und der geringen Fundmenge nur kurze Zeit bewohnt gewesen zu sein. Warum das Dorf aufgegeben wurde, bleibt auch in diesem Fall im Dunkeln.

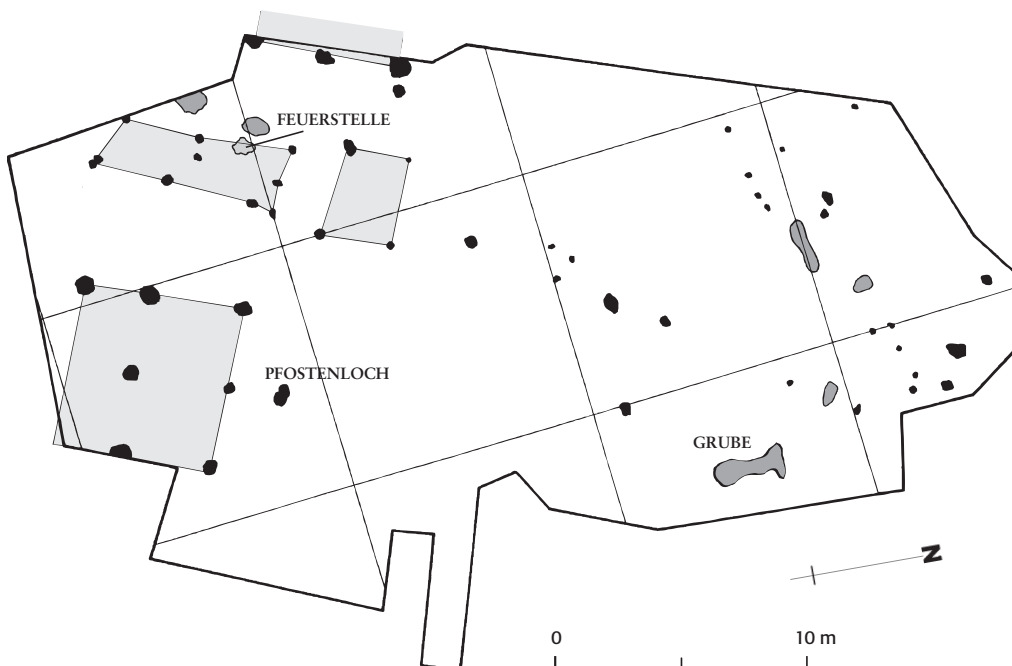
Spuren einer noch älteren Nutzung des Platzes fanden sich in Form von mehreren Gruben, die in den anstehenden Lehm eingetieft waren. Da keine sicheren Besiedlungsspuren und auch nur spärlich Fund-

material zu Tage kam, ist anzunehmen, dass der eigentliche Wohnbereich dieses Dorfes an einem anderen Ort auf Haldensteiner Boden lag.

**Die Funde**

Aus der jüngeren Siedlung stammen neben Keramik, Knochen und Bronzeobjekten auch die ältesten Eisenfunde Graubündens (Abb. 25, 4-7). Wegen der starken Korrosion ist die ursprüngliche Form der Geräte aber nicht mehr zu erkennen. Auch die Röntgenaufnahmen haben keine Identifizierung der Objekte ermöglicht. Besser steht es mit den Bronzeobjekten. An Schmuck ist das Fragment eines Doppelspiralanhängers zu nennen (Abb. 25, 1). Solche Anhänger trifft man in der älteren Eisenzeit häufig im oberitalienischen Raum an<sup>8</sup>. Das Gleiche gilt für die Kette mit doppelten Ringgliedern (Abb. 25, 2)<sup>5</sup>. Scharf datierbare Metallobjekte wie Fibeln oder

Abb. 24: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Schematischer Plan der spätbronzezeitlichen Siedlungsbefunde mit rekonstruierten Hausgrundrissen (Grau).



8 ELES MASI PATRIZIA VON: Le fibule dell'Italia settentrionale. PBF XIV, Bd. 5. München, 1986, Tf. 73, 966.

9 Wie Anm. 8.

**Bedeutende Funde aus der  
frühen Eisenzeit in Haldenstein  
"Auf dem Stein"**

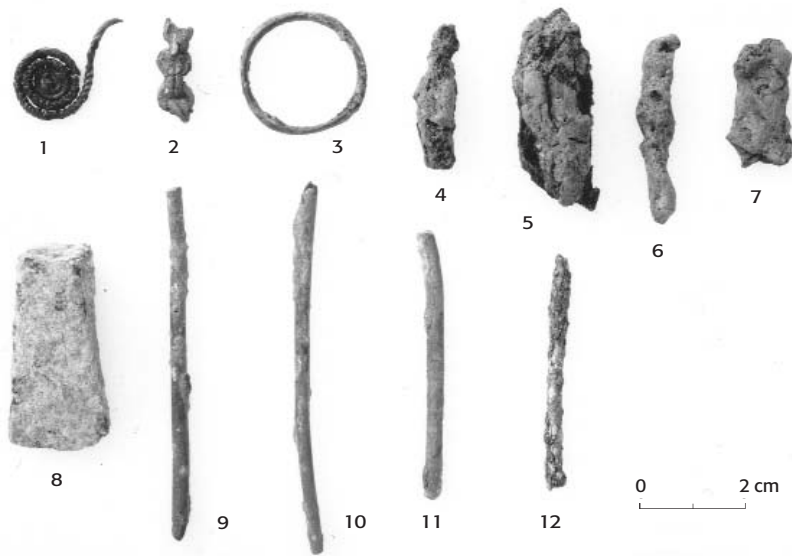


Abb. 25: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Die Metallfunde der bronze- (untere Reihe) und eisenzeitlichen Siedlung (obere Reihe). 1-3, 8-12: Bronze; 4-7: Eisen.

Nadeln wurden in Haldenstein leider nicht gefunden. Das Spektrum der Gefässkeramik erlaubt aber über Vergleiche mit Funden aus dendrochronologisch datierten Ufersiedlungen des 9. Jahrhunderts v. Chr. eine Zuweisung in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr.<sup>10</sup>. Charakteristisch sind in dieser Zeit mit Graphit bemalte, metallisch wirkende Gefässe (Abb. 26, 3-8) sowie solche mit roter Bemalung. Von letzteren sind im Haldensteiner Material, das insgesamt nicht sehr umfangreich ist, nur gerade zwei Wandscherben nachgewiesen. Ansonsten besitzt die Feinkeramik keine weiteren Verzierungsarten. An der Grobkeramik sind gewellte oder mit Kerben verzierte Ränder häufig (Abb. 26, 10.11). Die Profilierung dieser Formen ist flau, oft sind die Ränder nicht mehr nach aussen geknickt wie noch im 9. Jahrhundert v. Chr. (Abb. 26, 9.10). Die Ausnahme bilden grosse, gut gebrannte Töpfe mit kantig ausgebildetem Rand und einer Leiste im Knick (Abb. 26, 12). Auch in der spätbronzezeitlichen Siedlung, in der als Metall nur Bronze vorkommt, feh-

len gut datierbare Geräte oder Schmucksachen. Die Keramik war in so geringem Umfang und in so schlechtem Zustand erhalten, dass eine sichere zeitliche Zuweisung nicht möglich war. Den einzigen Anhaltspunkt liefert das Henkelfragment eines sogenannten Melauner Kruges (Abb. 26, 12). Diese Art Keramik verbreitet sich ab dem 11. Jahrhundert v. Chr. aus dem Südtirol bis ins Alpenrheintal. Der vorliegende Henkel kann anhand seiner Form und der Verzierung mit Schrägriefen ins 11. oder bereits 10. Jh. v. Chr. datiert werden. Zwischen dem älteren und jüngeren Dorf ist demnach mit einem Unterbruch von 200 bis 250 Jahren zu rechnen.

Von der ersten Nutzung des Platzes mit den Gruben im anstehenden Lehm liegt eine einzige ansprechbare Randscherbe eines Topfes vor (Abb. 26, 1). Die Formgebung und die Verzierung mit einem umlaufenden Wulst unterhalb des Randsaumes macht eine Datierung in die Mittelbronzezeit (1500-1300 v. Chr.) wahrscheinlich.

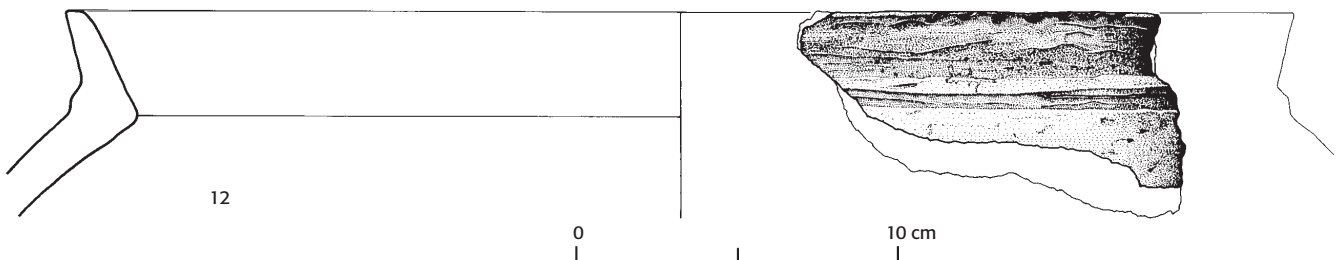
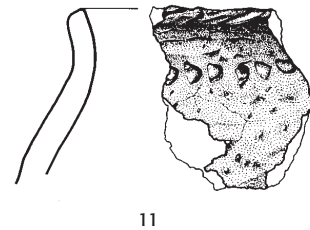
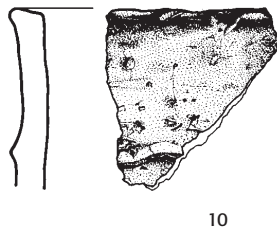
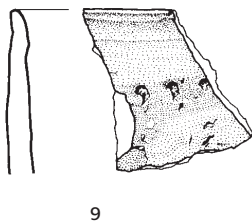
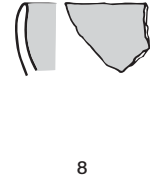
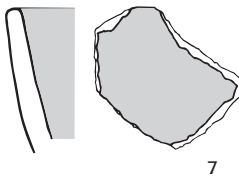
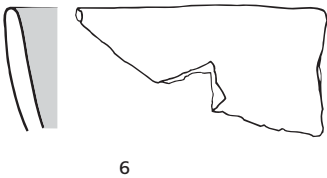
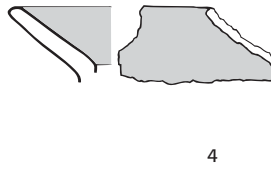
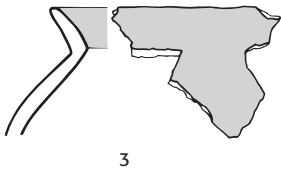
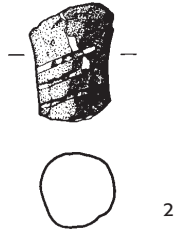
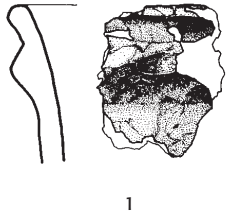
### Die Bestimmungen der Knochenfunde

Hoch interessant sind die Ergebnisse der osteologischen Bestimmungen der Knochenfunde ausgefallen<sup>11</sup>. Auswertbare Mengen hat nur die jüngere Besiedlung (ca. 6 kg) geliefert. Bereits während den Grabungen waren sehr viele Geweiheteile des Hirsches aufgefallen. Die Untersuchungen haben nun gezeigt, dass 65% der bestimmbareren Knochen (100% = 277) auf den Hirsch fallen, weitere 12% verteilen sich auf Reh, Gemse, Wildschwein, Braunbär, Fuchs sowie Fisch (Abb. 27). Der Anteil der Wildtiere macht also insgesamt 77% aus, während die Haustiere, vertreten durch Rind, Schaf/Ziege, Schwein, Pferd und Haushund mit

10 NAGY GISELA: Ürschhausen-Horn. Keramik und Kleinfunde der spätestbronzezeitlichen Siedlung. Archäologie im Thurgau 6. Frauenfeld, 1999.  
11 Die Bestimmungen führte André Rehazek an der Abteilung Archäobiologie des Seminars für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel durch. Die aufgeführten Resultate sind seinem Vorbericht entnommen.

**Bedeutende Funde aus der  
frühen Eisenzeit in Haldenstein  
"Auf dem Stein"**

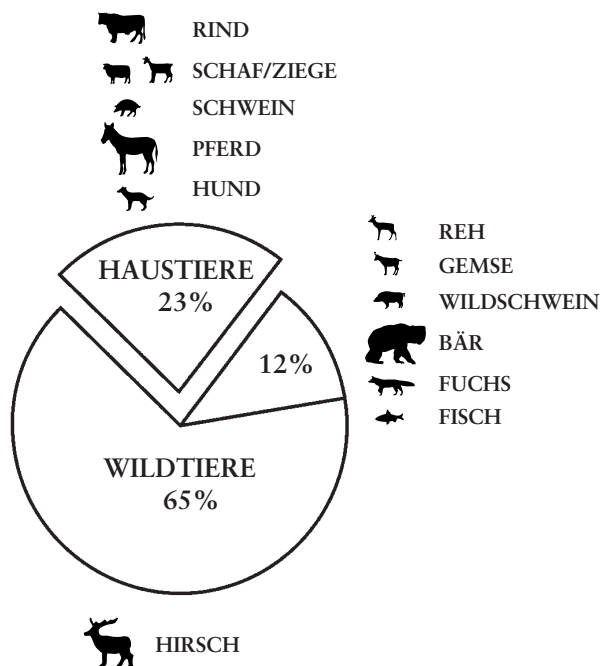
Abb. 26: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Auswahl  
von Keramikfragmenten  
der eisenzeitlichen (3-12),  
spät- (2) und mittelbronze-  
zeitlichen Siedlungen (1).  
Grau: Graphitbemalung.



**Bedeutende Funde aus der  
frühen Eisenzeit in Haldenstein  
"Auf dem Stein"**

Abb. 27: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Die Anteile der nachgewiesenen Haus- und Wildtiere in der eisenzeitlichen Siedlung anhand der bestimmten Knochen.

nur 23% im Knochenmaterial erscheinen. Mit diesen Zahlen weicht Haldenstein von allen bisher untersuchten Siedlungen der Bronze- und Eisenzeit ab, in welchen das Verhältnis gerade umgekehrt liegt. Der Wildtieranteil erreicht in den meisten Fällen, und zwar auch im Alpenraum, nur gerade Werte zwischen 5% und 10%<sup>12</sup>. Wie ist nun diese ausserordentliche Zusammensetzung des Knochenmaterials in Haldenstein zu erklären? Wie bereits eingangs ausgeführt, kommt es am Ende der Spätbronzezeit zu einer massiven Klimaverschlechterung, die bis um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. anhält. Die Folge davon dürften Ernteaufschläge und damit einhergehend die Schmälerung der Ernährungsbasis der landwirtschaftlich ausgerichteten Bevölkerung gewesen sein. Die Menschen halfen sich in dieser Zeit vermutlich dadurch, dass sie den Ausfall an pflanzlicher Nahrung in verstärkter Masse durch Vorräte in Form von (Trocken-)Fleisch erlegter Wildtiere überbrückten. In Haldenstein sind gezielt



Rothirsche und zwar vorwiegend ausgewachsene Tiere mit grosser Fleischmasse gejagt worden. Die übrigen Wildtiere fallen kaum noch ins Gewicht. Unter den Haustieren sind Rind und Schaf/Ziege etwa in gleichen Anteilen vertreten, gefolgt von den Schweinen. Im Vergleich zu spätbronzezeitlichen Siedlungen sind bezüglich der Haustierhaltung anhand der vorliegenden Werte keine Unterschiede zu erkennen. Pferde erscheinen in den bronzezeitlichen Siedlungen regelmässig, aber in geringen Anteilen. Sie sind vermutlich in erster Linie als Reittiere eingesetzt worden. Auf Grund der kleinen Anzahl dürfte ihnen vor allem auch ein hoher Prestigewert zugekommen sein.

**Die botanischen Untersuchungen**

In der urgeschichtlichen Ernährung kommt den landwirtschaftlichen Erzeugnissen und der Sammeltätigkeit ein mindestens ebenso grosser Stellenwert zu wie der Fleischnahrung. Die Pflanzenreste erhalten sich aber üblicherweise nicht in der gleichen Qualität und Grösse wie die Knochenabfälle in den Siedlungsschichten. Um sie überhaupt zu finden, müssen die Erdmassen in einem aufwendigen Verfahren in Sieben unterschiedlicher Maschenweite ausgeschwemmt werden. In den Rückständen können die Fachleute der Archäobotanik dann kleinste Samen und Früchte herauslesen und anhand deren Bestimmung das Spektrum der angebauten und gesammelten Pflanzen beschreiben. In Haldenstein hat wiederum die eisenzeitliche Siedlung dank ihrer guten Erhaltung interessante Ergebnisse geliefert. Im Folgenden werden kurz die erst in einer summarischen Voruntersuchung erzielten Ergebnisse zitiert<sup>13</sup>: An Getreide wurde Gerste, Rispenhirse und Einkorn angebaut



Abb. 28: Haldenstein "Auf dem Stein" 1998. Die nachgewiesenen Getreidearten und Hülsenfrüchte in der eisenzeitlichen Siedlung<sup>15</sup>.

(Abb. 28). Dies sind die für die Spätbronze- und Eisenzeit "üblichen" Arten. Ungewöhnlich ist, dass unter dem Weizen nur Einkorn vorkommt. Normalerweise ist in dieser Zeit der Dinkel am häufigsten. Einkorn erscheint zwar regelmässig, aber nie als Hauptgetreide. Aus dem Mittelalter ist bekannt, dass Einkorn als "Notnagel" angebaut worden ist, in erster Linie, um witterungsbedingte Ernteausfälle der anderen Getreidearten zu kompensieren<sup>14</sup>. Eine vergleichbare Situation muss das häufige Auftreten von Einkorn im eisenzeitlichen Dorf von Haldenstein bedingt haben. Wir haben also auch über das gefundene Getreide wieder einen Hinweis darauf, dass die klimatischen Bedingungen in dieser Zeit äusserst schlecht waren. An Hülsenfrüchten sind in Haldenstein Erbse und Linse nachgewiesen. Beides sind die wichtigsten Arten seit der Spätbronzezeit. Wildpflanzen erscheinen in grösserer Zahl, ihre Bedeutung kann aber erst nach den abschliessenden Untersuchungen gewertet werden.

### Zusammenfassung

In Haldenstein "Auf dem Stein" ist es in Graubünden erstmals gelungen, ungestörte Siedlungsreste aus der frühesten Eisenzeit (8. Jh. v. Chr.) nachzuweisen. Ihre Erhaltung verdankt die Siedlung einem Bergsturz des Calanda, der die Kulturschicht samt den Funden und Befunden mehrere Meter hoch überdeckt und bis zum Neubau eines Wohnhauses mit Tiefgarage im Jahre 1998

geschützt hat. Von den Behausungen, die mit grösster Wahrscheinlichkeit als Blockbauten zu rekonstruieren sind, haben sich nur die Feuerstellen erhalten. Einzelne Brandgruben könnten zur Konservierung von Fleisch und pflanzlicher Nahrung gedient haben. Neben Eisenfunden, Bronzegeräten und Keramik hat die Siedlung interessante und bisher einmalige Ergebnisse zur Ernährung in dieser Zeit erbracht. Die Nutzungszeit der Siedlung fällt in eine klimatisch äusserst ungünstige Epoche, welche die Menschen zu einer Umstellung in der Nahrungsmittelproduktion zwang. Die Intensivierung der Jagd diente vermutlich der Aufstockung des Vorratsbestandes an Fleisch, um in landwirtschaftlich ungünstigen Jahren genügend Lebensmittelreserven zu haben. Beim Getreideanbau musste in verstärktem Masse auf von der Witterung unabhängige Sorten umgestellt werden.

Auf der Flussterrasse von Haldenstein hat bereits in der Spätbronzezeit (11./10. Jh. v. Chr.) ein Dorf bestanden, wie Gebäude in Pfostenbauweise und Funde unter der eisenzeitlichen Siedlung bezeugen.

Von den beiden Dörfern der Spätbronze- und der Eisenzeit ist mit den Ausgrabungen nur ein kleiner Ausschnitt erfasst worden. Die beiden Siedlungen müssen sich hangwärts unter den Bergsturzmassen noch weiter ausdehnen. Talseitig ist damit zu rechnen, dass ein Teil durch die Erosion des Terrassenrandes in den vergangenen 2500 Jahren verloren gegangen ist.

12 SCHIBLER JÖRG/STUDER JAQUELINE: Haustierhaltung und Jagd während der Bronzezeit in der Schweiz, in: HOCHULI STEFAN/NIFFELER URS/RYCHNER VALENTIN (Hrsg.): SPM III, Basel, 1998, S. 174.

13 Die angeführten Angaben gehen auf eine erste grobe Durchsicht zurück, die an der Abteilung Archäobiologie des Seminars für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel von Steffi Jacomet durchgeführt wurde.

14 Steffi Jacomet mündlich.

15 Nach BROMBACHER CHRISSTOPH/DICK MARTIN: Die Untersuchungen der botanischen Makroreste, in: Zürich "Mozartstrasse". Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen. Berichte der Zürcher Denkmalpflege. Monographien 4. Zürich, 1987, S. 198-212, Abb. 224.

## Ein prähistorischer Kultplatz auf Scuol-Motta Sfondraz

Abb. 29: Scuol-Motta Sfondraz. Hügelansicht vom Kurhaus Tarasp aus.



Im Sommer 1998 wurde der Archäologische Dienst Graubünden von privater Seite darüber orientiert, dass im Zusammenhang mit der Strassenkorrektur der Engadinerstrasse, Teilstrecke Nairs-Scuol West, ein nicht unbeträchtlicher Teil der Hügelkuppe von Scuol-Motta Sfondraz abgebaut werden solle. Bereits in den 50er Jahren wurden auf Motta Sfondraz anlässlich einer kleineren Sondiergrabung bronzezeitliche Keramikfragmente entdeckt<sup>16</sup>, was vermuten liess, dass man es mit einer bronzezeitlichen Siedlung zu tun habe. 1992 wurde von Seiten des Archäologischen Dienstes GR für die Hügelkuppe von Motta Sfondraz eine archäologische Schutzzone beantragt<sup>17</sup>.

Unmittelbar nach der telefonischen Mitteilung wurde eine Besprechung mit dem Tiefbauamt GR vereinbart, die am 24. Juli 1998 stattfand und die auch bestätigte, dass tatsächlich rund ein Drittel der Hügelkuppe, d. h. der westliche Teil des Hügels,

der in eine schmale Krette ausläuft, abgebaut werden solle.

Anschliessende Sondiergrabungen erbrachten einen positiven Befund. Die nachfolgend eingeleitete Flächengrabung musste allerdings unter dem grossen Zeitdruck des Strassenbauprojektes auf eine Frist von vier bis fünf Wochen limitiert werden<sup>18</sup>.

Bei der Motta Sfondraz handelt es sich um eine markante Hügelkuppe, die rund 1,3 km west-südwestlich der Kirche von Scuol, rund 400 m südlich des Bahnhofs von Scuol liegt, wo die Geländeterrasse von Buorna abrupt in die Innschlucht abfällt (Abb. 29). Die Hügelkuppe selbst wird von einer markanten Rippe oder Krette aus Bündnerschiefer gebildet (Abb. 30), die nach Norden und Süden hin steil abfällt. Der westliche Teil der Hügelkuppe, der vom Materialabbau und damit auch von den Ausgrabungen betroffen wurde, wird von einer schmalen Krette von ca. 3 bis 4 m bis ca. 12 bis 13 m Breite geprägt.

In einer ersten Grabungsetappe wurden auf dem durch den Materialabbau betroffenen Westteil der Kuppe drei Sondierschnitte angelegt (Abb. 30 und Abb. 31). In allen drei Schnitten stiess man unmittelbar unter einer ca. 15 bis 20 cm starken dunklen Waldhumusschicht auf ein markantes Steinbett, respektive die dunkelbraune, stark steinig-humose Schicht, die auch vereinzelt etwas Knochenmaterial und einige urgeschichtliche Keramikfragmente enthielt.

Eine Trockenmauerkonstruktion M1 im Sondierschnitt 1 und eine Steinpflasterung im Sondiergraben 3 machten offensichtlich, dass eine Flächengrabung unumgänglich war.

Im Sondierschnitt 2 wurde auch partiell eine Tiefensondierung vorgenommen, die zur Klärung der Dicke des Steinbettes beitragen sollte (Abb. 31); doch musste das

16 JbSGU 45, 1956, S. 34f. – ZÜRCHER ANDREAS: Urgeschichtliche Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums Nr. 27, Chur 1982, 40, Nr. 186. – NAULI SILVIO, in: CONRAD HANS: Schriften zur urgeschichtlichen und römischen Besiedlung des Engadins, Lavin/Pontresina 1981, S. 126, Nr. 27.

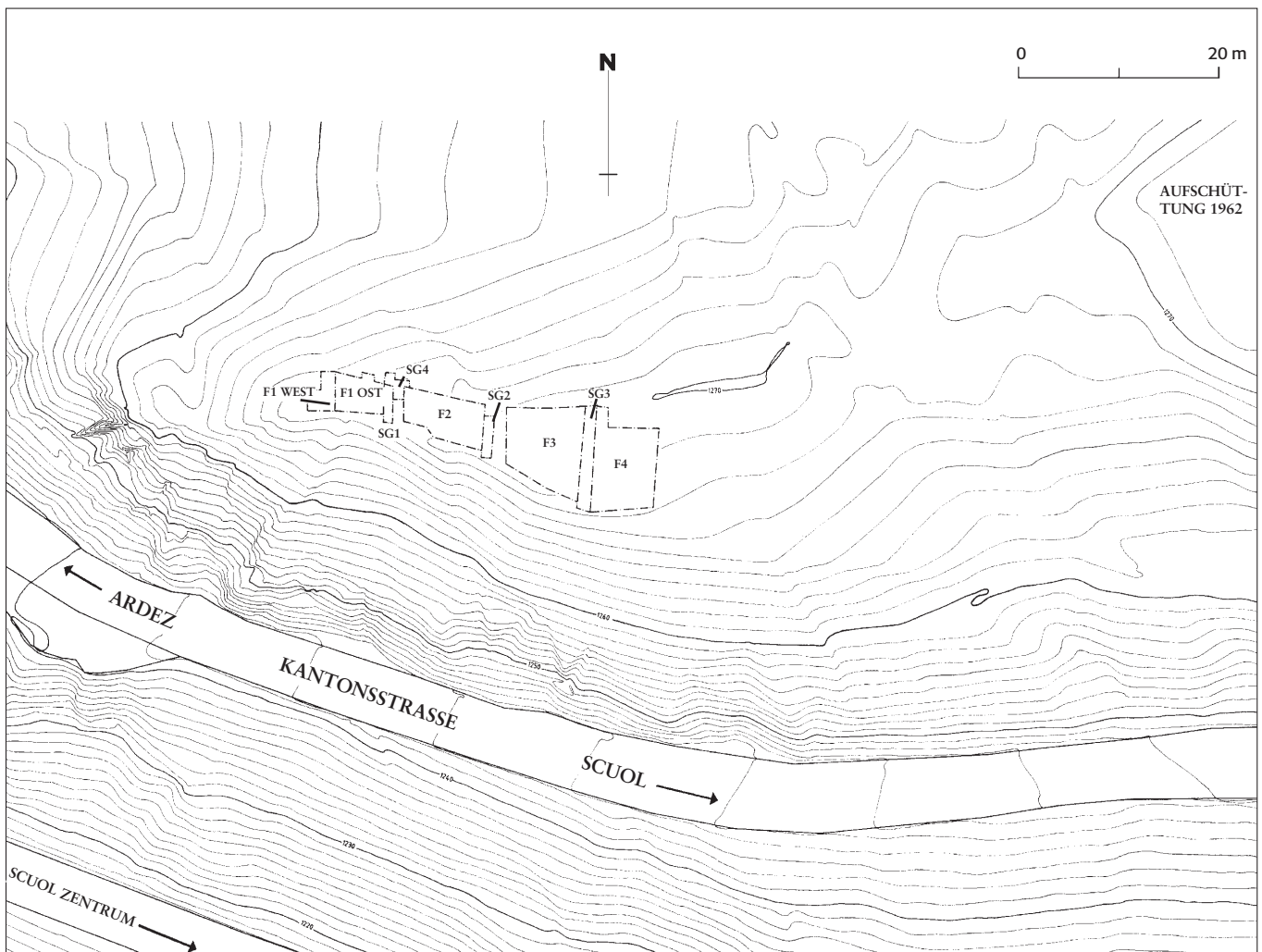
17 Allerdings ist auch heute noch keine diesbezügliche rechtskräftige Zone im Ortsplan von Scuol enthalten.

18 Dem Leiter des Tiefbauamtes GR, Herrn Ing. H. Dicht, und seinen Mitarbeitern sei an dieser Stelle für das Verständnis für die Notgrabung und die finanzielle Unterstützung der Grabung gedankt.

Unterfangen nach gut 1 m Tiefe abgebrochen werden, da die Profile mit den locker verfüllten Steinen zu verstricken drohten und eine potentielle Gefahr für die Grabungsarbeiter bildeten. Hingegen erkannte man in diesem Graben, dass die Steine des Steinbettes locker aufgeschüttet waren, d. h. teilweise mit dunkelbraunem Humus verfüllt waren, teilweise aber auch deutliche Hohlräume zwischen den einzelnen Steinen drin bildeten und zwar bis in eine Tiefe von mindestens 1,50 m unter dem aktuellen Gehniveau.

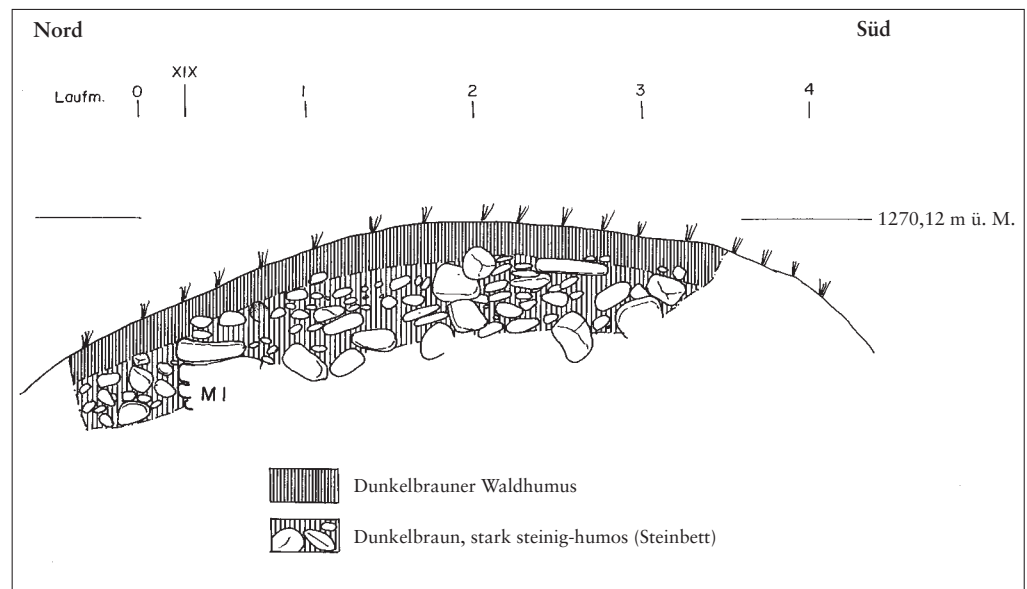
Die anschliessende Flächengrabung konzentrierte sich auf den westlichen, durch den Strassenbau bedrohten Teil des Hügels. Insgesamt wurden vier Sektoren unterschiedlicher Grösse geöffnet (Abb. 30, Felder 1-4), die sich aus sicherheitstechnischen und auch arbeitstechnischen Gründen auf die Kuppenpartie der Hügelkuppe konzentrierten. Das Arbeiten auf der Hügelkuppe war trotz der geringen Humusschicht nicht immer sehr einfach, da zahlreiche Baumstrünke mit Wurzelwerk die Grabungsarbeiten erschwerten und die Wurzeln immer

Abb. 30: Scuol-Motta Sfondraz. Topographischer Plan mit Grabungssektoren.



## Ein prähistorischer Kultplatz auf Scuol-Motta Sfondraz

Abb. 31: Scuol-Motta Sfondraz. Ostprofil des Sondierschnittes 2.



wieder nachgeschnitten und entfernt werden mussten.

### Der Grabungsbefund

In Feld 1 stiess man unmittelbar unter der Waldhumusschicht auf die dunkelbraune, stark steinig-humose Schicht, respektive die Oberkante des Steinbettes (Abb. 32). Auf der Nordseite des Feldes zeichnete sich bald einmal die Trockenmauer M1 ab (Abb. 32 und Abb. 33), die vier bis maximal fünf Steinlagen aufwies und partiell auch verstürzt zu sein schien. Auch auf der Westseite von Feld 1 (Westerweiterung) wurde eine bescheidene Trockenmauer M4 gefasst (Abb. 32 und Abb. 34), die nur noch ein bis zwei Steinlagen aufwies und zusammen mit M1 eine Art "Mauerrecke" zu bilden schien, wobei die "Ecke" allerdings keineswegs rechteckig war. Im Bereich von M4 wurde etwas Holzkohle beobachtet und auch etwas Keramik und Knochen geborgen. Die beiden Trockenmauerkonstruktionen M1 und M4 erinnerten uns aber eher an eine

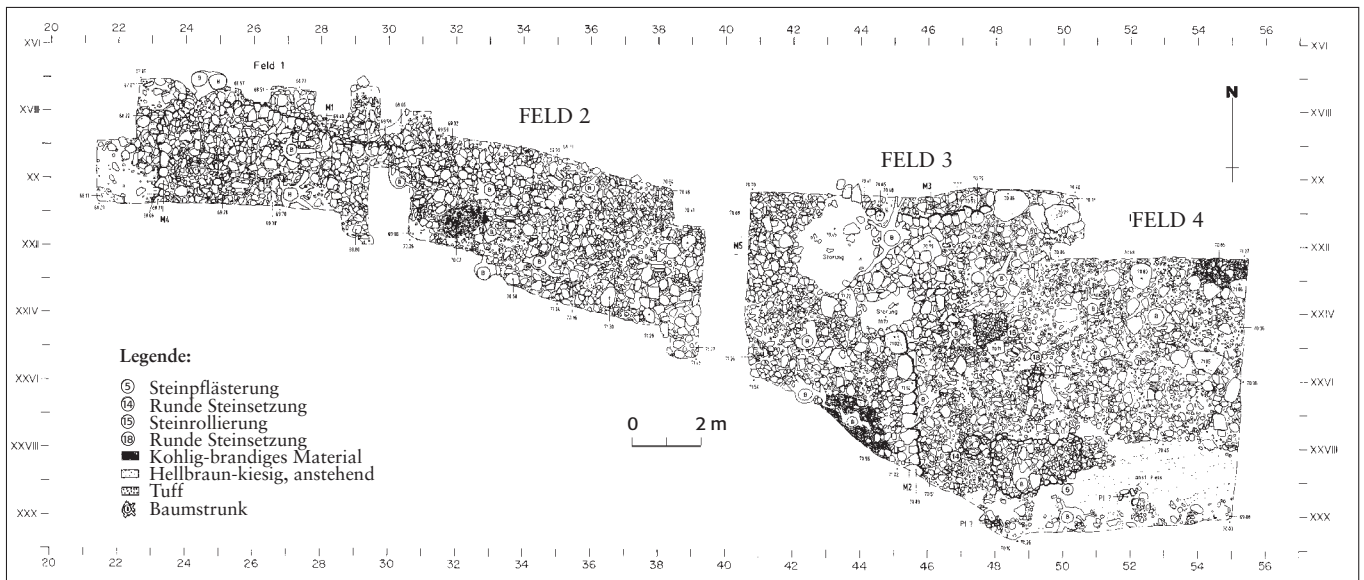
Art Steinbettrand denn an ein bauliches konstruktives Element oder dergleichen. Ob die Holzkohle östlich M4 aber mit einem Holzbalken zu tun hat, kann nicht gesagt werden. Nördlich M1 und westlich M4 war unseres Erachtens nur noch kleineres Steinmaterial vorhanden.

Das Material des Steinbettes in Feld 1 – und übrigens auch den Feldern 2 bis 4 – war sehr vielfältig und bestand grösstenteils aus Granit und Gneis, z. T. aber auch aus Tuff und Kalk sowie anderen Gesteinen, d. h. grösstenteils aus ortsfremdem Material, das durch den Inn und wahrscheinlich auch Gletscheraktivitäten in diesen Raum verfrachtet worden war.

In Feld 2 (Abb. 32 und Abb. 35) stiess man bald einmal auf das Steinbett, dessen Oberkante – identisch wie in Feld 1 – gegen Norden hin deutlich abfiel. An Befunden konnten in Feld 2 lediglich die Trockenmauer M1 im Westteil des Feldes gefasst werden; weiter gegen Osten schien die Mauer nicht vorhanden oder bis zur Unkenntlichkeit verstürzt zu sein.



**Ein prähistorischer Kultplatz  
auf Scuol-Motta Sfondraz**



Im südwestlichen Teil des Feldes 2 war bei ca. m 31–33/XX,50–XXII eine kohlig-brandige Verfärbung, möglicherweise eine jüngere, grubenartige Störung zu beobachten; die Verfärbung enthielt keine weiteren Funde, so dass ihre Funktion und ihr Alter unklar sind.

In den Feldern 3 und 4, wo die Hügelkuppe sich allmählich verbreitert und das Terrain relativ flach verläuft, konnten verschiedene Befunde beobachtet werden. Im Westteil von Feld 3 liegen zwei markante Störungen vor, die aufgrund einer rezenten Konservendbüchse wohl in die 50er oder 60er Jahre unseres Jahrhunderts datiert werden können<sup>19</sup>; ob damals auf Sfondraz noch Steinmaterial abgebaut wurde<sup>20</sup> oder ob hier allenfalls forstliche Arbeitsgruben oder auch militärische Stellungen usw. angelegt wurden, ist unklar.

Im Nordbereich von Feld 3 wurde wieder eine von Ost nach West verlaufende Mauer M3 gefasst, die keine sehr schöne Häuptung aufwies und an die Trockenmauer M1 erinnerte. Im Mittelteil des Feldes 3 wurde

die von Norden nach Süden verlaufende Trockenmauer M2 beobachtet, die aus z. T. mächtigen plattigen Steinblöcken bestand und sich im Mauercharakter deutlich von M3 unterschied (Abb. 32 und Abb. 36). Bei



Abb. 32: Scuol-Motta Sfondraz. Situationsplan.

Abb. 33: Scuol-Motta Sfondraz. Feld 1-Ost, Steinbett mit Trockenmauer M1, Ansicht von Westen.

<sup>19</sup> Es handelt sich dabei um eine Sardinienbüchse der Verkaufsguppe VéGé, die nach freundlicher Auskunft N. Bischoff bis in die 1960er Jahre im Raum Scuol tätig war.

<sup>20</sup> Gemäss JbSGU 45, 1956, S. 34f. soll auf Sfondraz beim Bau des Bahnhofes Scuol Steinmaterial abgebaut worden sein.

---

**Ein prähistorischer Kultplatz  
auf Scuol-Motta Sfondraz**

Abb. 34: Scuol-Motta Sfondraz. Feld 1-West, Steinbett mit Trockenmauer M 4.



ca. m 43-45/XXVI,50-XXVIII stiess man wieder zwischen den Steinen auf eine kohlig-brandige Verfärbung ohne spezielle Befunde.

Im Bereich der Profilbrücke zwischen Feld 3 und 4 sowie im Westteil von Feld 4 zeichneten sich mehrere interessante Befunde ab, so z. B. eine markante Steinpflasterung von ca. 3 bis 4 m<sup>2</sup> Ausmass, die aus kleineren plattigen Steinen bestand und stark an eine "Art Herdstelle oder Brandstelle" erinnerte (Abb. 32, Pos. 5, und Abb. 37), dann eine

Abb. 35: Scuol-Motta Sfondraz. Feld 2, Übersicht von Osten.



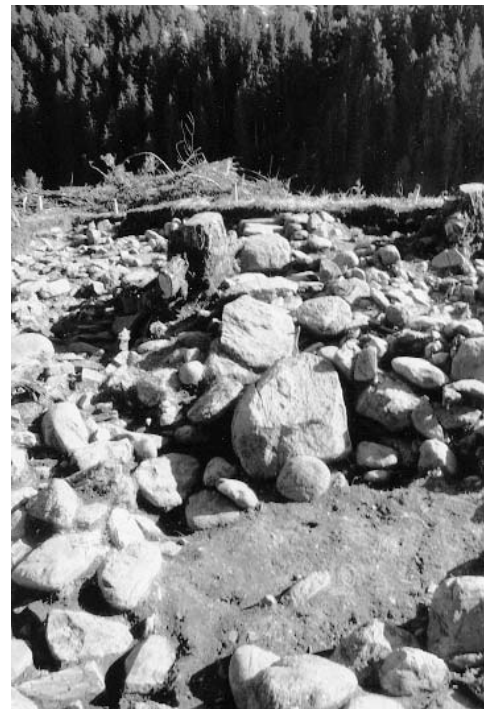
Abb. 36: Scuol-Motta Sfondraz. Feld 3, Ansicht von Norden mit rezenter Störung (Vordergrund) und Trockenmauer M 2 (Bildmitte).

kleinere Steinrollierung bei ca. m 47,50-48,50/XXIV-XXV (Abb. 32, Pos. 15) und verschiedene rundliche Steinsetzungen und Pfostenlöcher (Abb. 32, Pos. 14 und 18), deren Funktion nicht erfassbar war.

Desgleichen stiess man in der Nordostecke von Feld 4 wiederum auf eine kohlig-brandige, grubenartige Verfärbung, die vereinzelte Keramikfragmente und etwas kalzierte Knochen enthielt. Im Bereich der Steinrollierung und der Steinpflasterung fanden sich relativ viele Knochenreste.

Im Südbereich von Feld 4 zeichnete sich schon 15 bis 20 cm unter der Grasnarbe der anstehende Bündnerschiefer ab.

Das massive Steinbett in den Feldern 1 bis 4 konnte aus Zeitgründen und auch aus technischen Gründen nicht abgebaut werden. Ein Sondierschnitt im Bereich der rezenteren Störung in Feld 3 (SG5, ca. m 41-44/XX,50-XXIII) und die Überwachung der Baggerarbeiten nach Abschluss der Grabun-



**Ein prähistorischer Kultplatz  
auf Scuol-Motta Sfondraz**

Abb. 37: Scuol, Motta Sfondraz. Profilbrücke zwischen Feld 3 und 4, Steinpflästerung.

Abb. 38: Scuol-Motta Sfondraz. Westprofil von Feld 3 während des maschinellen Abbaues.



gen zeigte allerdings auf, dass ein Abbau des Steinmaterials auch wohl kaum sinnvoll gewesen wäre, da im Bereich von ca. m 41-42 die Steinaufschüttung bis 2,50 m (Abb. 38) und im Bereiche von ca. m 28-30 noch mindestens 1,50 bis 1,80 m stark war. Die Steinaufschüttung enthielt denn auch des öfteren Steinblöcke von  $\frac{1}{4}$  m<sup>3</sup>, z. T.  $\frac{1}{2}$  m<sup>3</sup> und vereinzelt auch 1 bis 1,5 m<sup>3</sup>!

Allerdings beobachteten wir während des definitiven Materialabbaues im Westprofil von Feld 3 bei ca. m 41/XXII noch eine Trockenmauerkonstruktion M5 (Abb. 38), die fünf bis sechs Steinlagen aufwies und noch ca. 60 bis 80 cm hoch erhalten war und im Oberkantbereich des Steinbettes weder in Feld 2 Ost noch in Feld 3 West erkennbar war. Leider konnte dieser Befund aus technischen Gründen nicht mehr zeichnerisch dokumentiert werden. Auch bei dieser Trockenmauer kann letztlich eine Art Steinbettbegrenzung nicht ausgeschlossen werden.

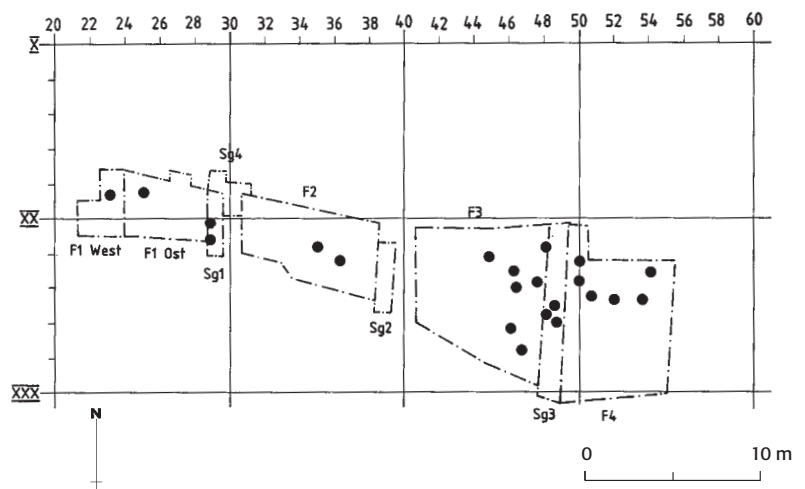
**Das Fundmaterial**

Anlässlich der Ausgrabungen auf Sfondraz fanden sich mehrere Einzelfunde (aus Bronze, Eisen, Stein und Glas, darunter z. T. auch rezente Funde), daneben rund 80 Keramikfragmente, tierisches Knochenmate-

rial (ca. 9 kg) und etwas Holzkohle sowie eine einzelne Schlacke. Die Funde stammen vereinzelt aus dem Waldhumus, grösstenteils aber aus der dunkelbraunen, stark steinig-humosen Schicht, d. h. aus dem Oberkantbereich der Steinaufschüttung (bis in eine Tiefe von ca. 50 bis 60 cm). Einzelne Knochen wurden während des maschinellen Abbaus auch noch etwas tiefer liegend beobachtet, wobei aber nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, ob sie dort in situ lagen oder ob sie durch die Baggerschaufel dorthin verlagert worden waren.

Die urgeschichtlichen Keramikfragmente fanden sich über das ganze Grabungsareal verstreut, allerdings mit deutlichem Ver-

Abb. 39: Scuol-Motta Sfondraz. Verbreitung der Keramikkomplexe im Grabungsareal.



**Ein prähistorischer Kultplatz  
auf Scuol-Motta Sfondraz**

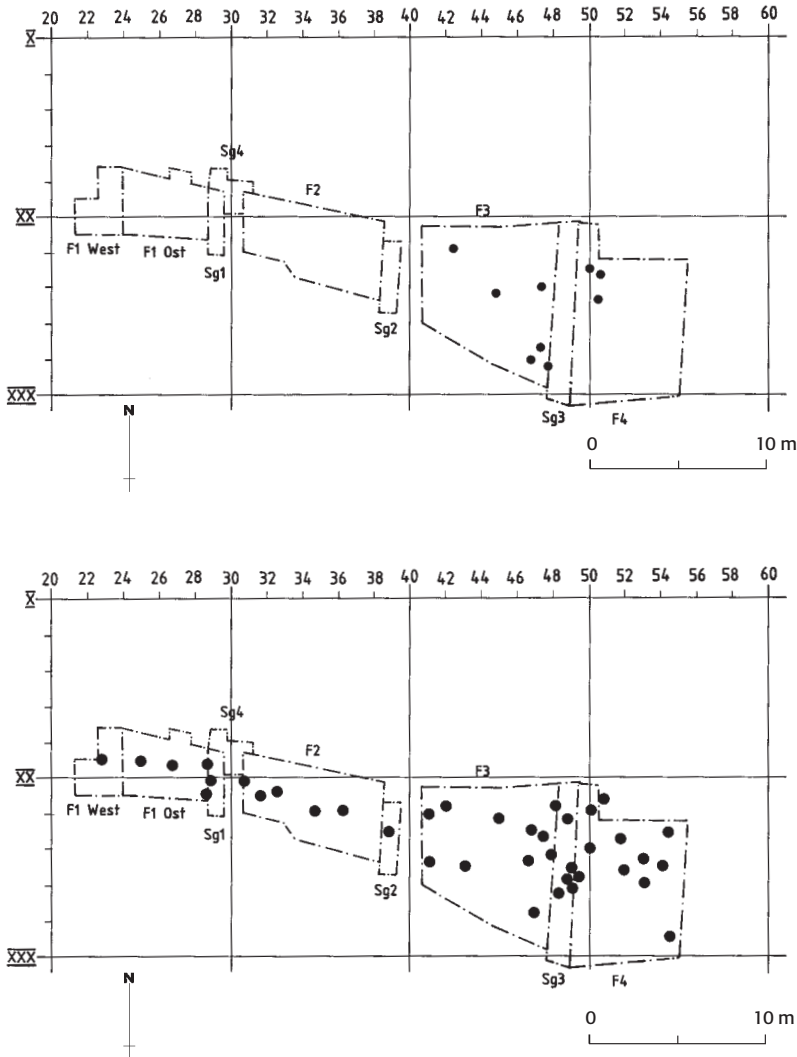


Abb. 40: Scuol-Motta Sfondraz. Verbreitung der urgeschichtlichen Einzelfunde im Grabungsareal.

Abb. 41: Scuol-Motta Sfondraz. Verbreitung der Knochenkomplexe im Grabungsareal.

21 Bei den Verbreitungspunkten auf Abb. 39 handelt es sich um Schwerpunkte im Bereich von jeweils rund 4 bis 6 m<sup>2</sup>.

breitungsschwerpunkt in den Feldern 3 und 4 (Abb. 39)<sup>21</sup>. Die urgeschichtlichen Einzelfunde konzentrierten sich hingegen vollumfänglich auf die Felder 3 und 4 (Abb. 40)<sup>22</sup>. Die Knochenkomplexe verteilten sich wieder über das ganze Grabungsareal, allerdings aber auch hier wieder mit starker Massierung in den Feldern 3 und 4 (Abb. 39)<sup>23</sup>.

Unter den Bronzefunden figuriert eine bronzene Vasenkopfnadel mit markantem kleinem Vasenkopf und mit Halsverzierung (Abb. 42, 1). Ähnliche Vasenkopfnadeln

datieren in eine schon entwickelte bis späte Spätbronzezeit, d. h. eine Stufe Ha B<sub>2</sub>/B<sub>3</sub><sup>24</sup>. Dann gibt es eine ausgesprochen kleine Dolch Klinge von nur knapp 6,6 cm Länge mit zwei Nieten (Abb. 42, 2); solche zwei-nietigen Dolchklingen treffen wir sowohl in der Früh- als auch Mittelbronzezeit an, doch scheint uns eine Datierung des Objektes in die Mittelbronzezeit wahrscheinlicher zu sein<sup>25</sup>. Das Fragment eines sehr schön verzierten Brillenspiral-Anhängers (Abb. 42, 3, und Abb. 43) dürfte wohl in eine späteste Mittelbronzezeit, respektive eher noch eine frühe Spätbronzezeit (Bz C<sub>2</sub>/D) gehören, wie dies Brillenspiralen vom Typ Wixhausen<sup>26</sup>, aber auch Grabfunde von Wölfersheim, Urberach und Langen<sup>27</sup>, aber auch ein Depotfund von Niedernberg<sup>28</sup> u. a. m. vermuten lassen.

Weit schwieriger zu datieren sind zwei unverzierte bronzene Fingerringe (Abb. 42, 4.5). Solche und ähnliche Fingerringe kann es allenfalls in der Mittelbronzezeit<sup>29</sup> und auch der Spätbronzezeit<sup>30</sup> geben; aber auch in der älteren Eisenzeit<sup>31</sup> und gar der Latènezeit<sup>32</sup> bilden solche und ähnliche Ringe keine ausgesprochene Seltenheit. Eine Fibelnadel mit ursprünglich sechs Windungen, äusserer Sehne und einem Eisenstift (Abb. 42, 6) datiert hingegen bereits schon in die spätere Eisenzeit, d. h. höchstwahrscheinlich in eine Stufe Lat. A/B oder gar C, wie dies Beispiele von Hallein<sup>33</sup>, aber auch Fibeln von Solduno<sup>34</sup> durchaus erkennen lassen.

Eine winzig kleine blaue Glasperle (Abb. 42, 7) findet Parallelen in der Spätbronzezeit<sup>35</sup>; gemäss Pittioni liegt möglicherweise gar das Ursprungsgebiet solcher Perlen im Raum Tirol<sup>36</sup>. Doch darf hier auch keineswegs verschwiegen werden, dass blaue Glasperlen durchaus noch in einer älteren

und auch jüngeren Eisenzeit vorkommen können<sup>37</sup>.

Interessant auch zwei Steinobjekte, d. h. ein kleiner rechteckiger Schleif- und Wetzstein aus einem braunen "geäderten" Gestein (Abb. 42, 8) und ein rundlicher Reib- und Mahlstein aus einem feinporösen grünlich-grauen Granit (Abb. 42, 9), der deutliche Arbeitskanten aufweist. Solche und ähnliche Reib- und Mahlsteine gibt es aus der bronzezeitlichen Siedlung von Savognin-Padnal, und zwar aus den Horizonten E, D, C und B, d. h. den früh- und mittelbronzezeitlichen und auch den früh-spätbronzezeitlichen Siedlungshorizonten<sup>38</sup>.

Ein kleineres Keramikfragment ist partiell verschlackt und lässt auch vereinzelt grüne Kupferspuren erkennen (Abb. 42, 10), so dass es sich dabei wohl eher um das Fragment eines Gusstiegels, denn um gewöhnliche Gebrauchskeramik handelt. Ähnliche Gusstieglfragmente gibt es auch in der bronzezeitlichen Siedlung von Savognin<sup>39</sup>.

Unter der Keramik gibt es ein Randfragment eines Gefässes mit ausladender Mündung und mit gewelltem oder ringförmigem Kerbleisten (Abb. 42, 11), das bereits anlässlich einer kleinen Sondiergrabung 1955 auf Sfondraz durch G. Peer entdeckt wurde<sup>40</sup>. Solche gewellten oder ringförmigen Kerbleisten gibt es auch von Savognin-Padnal aus den Horizonten C und D<sup>41</sup> und von der Crestaulta aus einem Horizont C<sup>42</sup>, also aus mittelbronzezeitlichen Fundzusammenhängen. In einen ähnlichen Zeithorizont dürfte ein Wandfragment eines feinen Gefässes mit Kerbreihe im Wandknickbereich (Abb. 42, 13)<sup>43</sup> gehören. In die Mittelbronzezeit oder schon die früheste Spätbronzezeit könnten gegebenenfalls zwei Randfragmente mit gekerbter oder fingertupfenverzierter Randlippe (Abb. 42, 14.15) und

ein Wandfragment mit Fingertupfenleiste (Abb. 42, 18) datieren. Auch ein Randfragment eines Gefässes mit ausladender Mündung und relativ breiter Randlippe (Abb. 42, 17) und ein Wandfragment mit knobbenartiger oder auch griffplattenartiger Bildung (Abb. 42, 17)<sup>44</sup> kommen in diesem Zeitrahmen durchaus vor.

Ein feinkeramisches Wandfragment, das mit stehenden, schräg ausschraffierten Dreiecken und einer Art "Furchenstichreihe" (Abb. 42, 12 und Abb. 44) verziert ist, dürfte hingegen eher in eine Frühphase der Spätbronzezeit, d. h. am ehesten in eine Stufe BzD/Ha A<sub>1</sub> zu setzen sein<sup>45</sup>. Auch Leistenverzierung kommt vor (Abb. 42, 20. 21), wobei die Fragmente allerdings so klein sind, dass nicht zu erkennen ist, ob es sich dabei um einfache Leisten oder gekerbte oder fingertupfenverzierte Leisten handelt.

Daneben gibt es noch eine Reihe an rezenten Funden, so z. B. zwei grössere Holz- und Eisenklammern ("Bundhaken"), einen Eisennagel und ein bandförmiges Eisenbeschlag, die auch grösstenteils aus der Waldhumusschicht stammen. Ob eine vereinzelt Wandscherbe eines Lavezgefässes in römische, mittelalterliche oder gar neuzeitliche Zeit datiert, ist kaum zu beurteilen.

Auf Sfondraz wurden rund 9 kg Tierknochenfunde geborgen, die grösstenteils mit der prähistorischen Fundstelle in Zusammenhang stehen und nur zu einem kleinen Teil auch jüngeren Datums sein dürften. Auffallend ist, dass sich unter diesen Knochenfunden auch immer wieder angebrannte oder vollständig verbrannte Knochen befinden.

Knapp zwei Drittel dieser Knochenfunde wurden durch die Abteilung für Archäozoologie am Seminar für Urgeschichte an

- 22 Bei den Fundpunkten auf Abb. 40 hingegen handelt es sich um exakte Fundeinmessungen.
- 23 Bei den Knochenkomplexen auf Abb. 41 handelt es sich hingegen wieder um Verbreitungsschwerpunkte innerhalb von Fundeinheiten von 2 bis 6 m<sup>2</sup>.
- 24 z. B. RYCHENER VALENTIN: L'age du bronze final à Auvornier. Cahiers d'Archéologie Romande 16, Lausanne 1979, S. 34-36, z. B. Taf. 74 und 75. -SPM III, Bronzezeit, Basel 1998, 79, Abb. 25,1.2.
- 25 z.B. RAGETH JÜRIG: Der Lago di Ledro im Trentino ... S. 55. Ber. R. G. K. 1974, S. 73ff., speziell 122 bis 123. -GEDL MAREK: Die Dolche und Stabdolche in Polen. PBF Abt. VI, Bd. 4, München 1980, S. 46-48. -KÖSTER HANS: Die mittlere Bronzezeit im nördlichen Rheintalgraben. Antiquitas, Reihe 2, Bd. 6, Bonn 1968, z. B. Taf. 10,2; 37,13; 38,13.15; 50,5; 56,3.
- 26 WELS-WEYRAUCH ULRIKE: Die Anhänger und Halsringe in Südwestdeutschland und Nordbayern. PBF Abt. XI, Bd. 1, München 1978, S. 87-92, Taf. 23-26.
- 27 KUBACH WOLF: Die Stufe Wölfersheim im Rhein-Main-Gebiet. PBF Abt. XXI, Bd. 1, München 1984, Taf. 16A; 26A und 27C.
- 28 MÜLLER KARPE HERMANN: Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit. Röm. German. Forschungen Bd. 22, Berlin 1959, S. 147, Taf. 161A.
- 29 z. B. TORBRÜGGE WALTER: Die Bronzezeit in der Oberpfalz. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte, Heft 13, Kallmünz 1959, z. B. Taf. 79,11.12.15 und 21.
- 30 MÜLLER KARPE HERMANN a. a. O Anm. 28, Taf. 182, A6 (Gründel) und Taf. 187, B5 (Unterhaching).

Ein prähistorischer Kultplatz  
auf Scuol-Motta Sfondraz

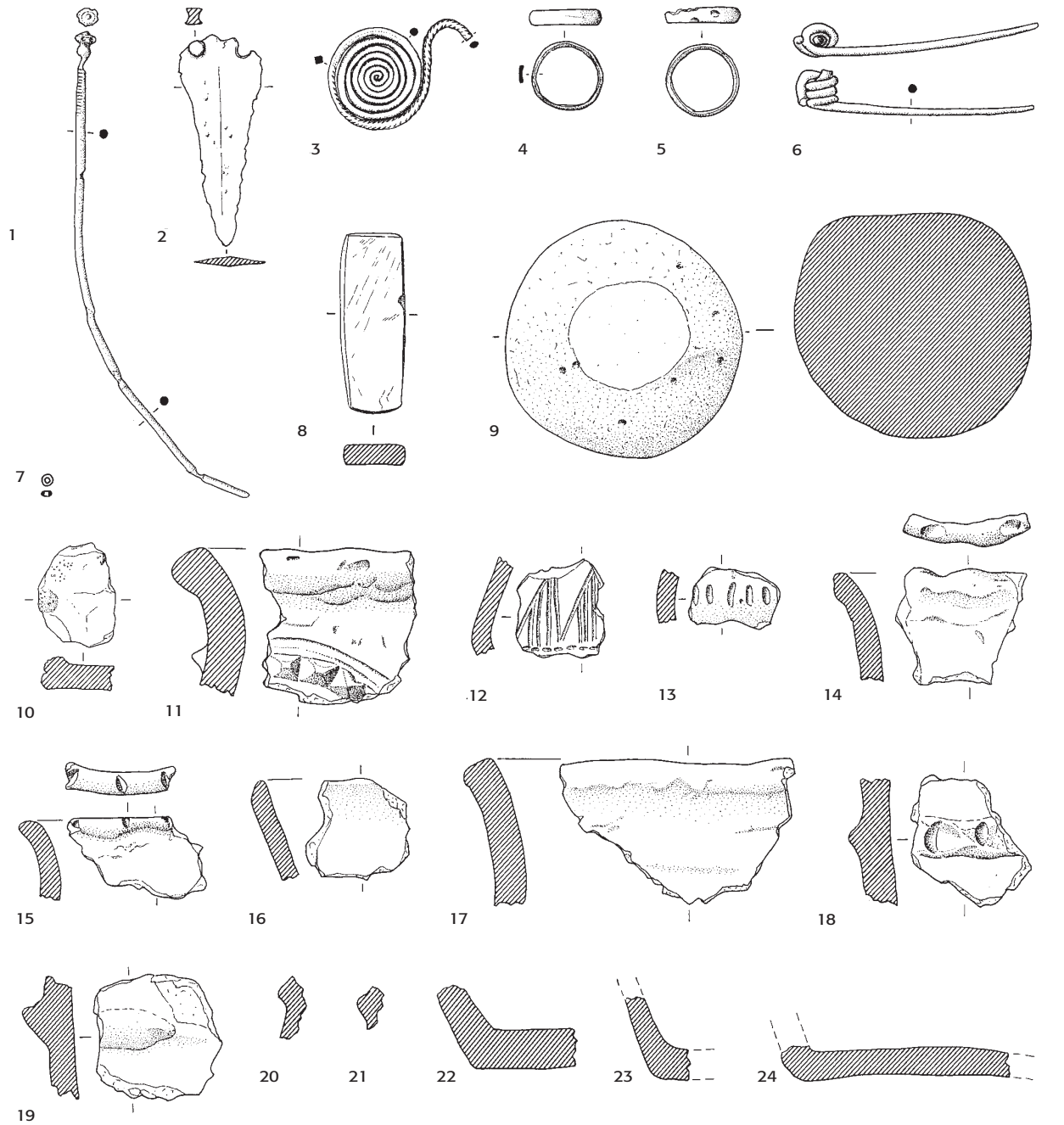


Abb. 42: Scuol-Motta Sfondraz. Diverse Funde 1998 (ausgenommen Nr. 11, Fund G. Peer 1955). 1-6 Bronze; 7 Glas; 8,9 Stein; 10-24 Keramik. Mst.1:2.

0 10 cm



Abb. 43: Scuol-Motta Sfondraz. Fragment einer Brillenspirale.



Abb. 44: Scuol-Motta Sfondraz. Zwei Keramikfragmente.

der Universität Basel, unter Leitung von Jörg Schibler untersucht.

Folgende Resultate liegen vor:

Tierart/Tiergruppen	n	%	Gew.	Gew. %	D-Gew.
Bos taurus (Rind)	193	44,4	3251,1	73,1	16,85
Ovis aries (Schaf)	2	0,5	12,2	0,3	6,1
Capra hircus (Ziege)	11	2,5	98,9	2,2	8,99
Ovis/Capra (Schaf/Ziege)	162	37,2	578,3	13,0	3,57
Sus Domesticus (Hausschwein)	65	14,9	354,4	8,0	5,45
<b>Total Haustiere</b>	<b>433</b>	<b>99,5</b>	<b>4294,9</b>	<b>96,6</b>	<b>9,92</b>
Bos primigenius (Wildrind)	1	0,2	149,9	3,4	149,9
Gypaetus barbatus (Bartgeier)	1	0,2	1	0,0	1
<b>Total Wildtiere</b>	<b>2</b>	<b>0,5</b>	<b>150,9</b>	<b>3,4</b>	<b>75,45</b>
<b>Total Haus-/Wildtiere</b>	<b>435</b>	<b>100,0</b>	<b>4445,8</b>	<b>100,0</b>	<b>85,37</b>
Grosse Wiederkäuer	27		149,7		5,54
Kleine Wiederkäuer	1		2,2		2,2
Bos prim./taurus	1		51,5		51,5
Sus scrofa domestica	1		40,8		40,8
<b>Total Grossgruppen</b>	<b>30</b>		<b>244,2</b>		<b>8,14</b>
Grösse Bos / Cervus	138		421,8		3,06
Grösse Sus	33		55,3		1,68
Grösse Ovis	209		271,8		1,3
Lepus-Ovis	4		1,8		0,45
Indet.	106		39,3		0,37
<b>Total Unbestimmbare</b>	<b>490</b>		<b>790</b>		<b>1,61</b>
<b>Total Gesamt</b>	<b>955</b>		<b>5480</b>		<b>5,74</b>

- 31 z.B. KOSSACK GEORG: Südbayern während der Hallstattzeit. Röm.-German. Forschungen Bd. 24, Berlin 1959, S. 235-237, Taf. 104,1 (Huglfing).
- 32 z.B. HODSON FRANK ROY: The Latène Cemetery at Münsingen-Rain. Acta Bernensia V, Bern 1968, z. B. Grab 84, pl. 38, Nr. 439; Grab 102, pl. 46, Nr. 508 und 509; Grab 121, pl. 49, Nr. 351; Grab 134, pl. 56, Nr. 368a.
- 33 PENNINGER ERNST: Der Dürrnberg bei Hallein I. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 16, München 1972, Taf. 20,1 (Grab 20/1). -Siehe diesbezüglich auch: PAULI LUDWIG: Der Dürrnberg bei Hallein III. Münchner Beiträge Bd. 18, München 1978, S. 124, Abb. 15,1,2.
- 34 STÖCKLI WERNER ERNST: Chronologie der jüngeren Eisenzeit im Tessin. Antiqua 2, Veröffentlichungen SGUF, Basel 1975, Taf. 13C-1.1; 14B-7-1.2; 16C9-6.
- 35 z. B. im Gräberfeld von Volders. -KASSEROLLER ALFONS: Das Urnenfeld von Volders, Innsbruck 1959, S. 226. - Oder auch WAGNER, K. H.: Nordtiroler Urnenfelder. Röm.-German. Forschungen Bd. 15, Berlin 1943, S. 38, Mühlau Gr. 35 und 43 usw.; Wilten Gr. 115.
- 36 PITTIONI RICHARD: Woher stammen die blauen Glasperlen der Urnenfelderkultur? Archaeologia Austriaca 26, 1959, S. 52-66.
- 37 siehe z. B. RAGETH JÜRIG: Ein eisenzeitlicher Kultplatz in Scuol-Russonch (Unteren-gadin GR). JHGG 1997/98, S. 3-59, speziell S. 36f. -z. B. KOSSACK GEORG a.a. O. Anm. 31, S. 115-117.-HODSON FRANK ROY a. a. O. Anm. 32, pl. 2, Nr. 684; pl- 3 Nr. 758; pl. 12, Nr. 638 usw. -Oder auch PENNINGER ERNST a. a. O. Anm. 33, z. B. Taf. 5B-8; S. 14, 16-18; 21, 8.9.

- 38 RAGETH JÜRIG: Die bronzezeitliche Siedlung auf dem Padnal bei Savognin (Oberhalbstein GR). JbSGUF 59, 1976, S. 124-179 und nachfolgende Jahrgänge (bis 1986).
- 39 Grabung Savognin-Padnal 1983; SP 83/248a, 257, 260c und 182b (grösstenteils unveröffentlicht). –RAGETH JÜRIG in: JbSGUF 68, 1985, 119, wohl mittelbronzezeitlich.
- 40 Vgl. bereits Anm. 16.
- 41 RAGETH JÜRIG in: JbSGUF 59, 1976, S. 123-179, speziell S. 142, Abb. 14,7-15 (Horizont C). –Ders., in: JbSGUF 61, 1978, 7-63, speziell 28, Abb. 25,7,8 (Horizont D); 32, Abb. 29,11. –Ders., in: JbSGUF S. 68, 1985, S. 65-122, speziell 81, Abb. 27,9 (Horizont D).
- 42 BURKART WALO: Crestaulta, eine bronzezeitliche Hügel-siedlung bei Surin im Lugnez. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. V, Basel 1946, S. 24, Abb. 5, 457b und Abb. 51, 529.
- 43 Vgl. z.B. ähnliche Gefässe von Savognin-Padnal aus den Horizonten C und D: z. B. RAGETH JÜRIG, in: JbSGUF 59,1976, 143, Abb. 15,1,4 (Horizont C). –Ders., in: JbSGUF 60, 1977, 92, Abb. 52,1,3 (Horizont C/D). –Ders., in: JbSGUF 61, 1978, 33, Abb. 30,3 (Horizont D).
- 44 z. B. in Savognin-Padnal: RAGETH JÜRIG, in: JbSGUF 59, 1976, S. 143, Abb. 15,7-15.
- 45 z. B. UNZ CHRISTOPH: Die spätbronzezeitliche Keramik in Südwestdeutschland, in der Schweiz und in Ostfrankreich. Prähistor. Zeitschrift 49, 1973, S. 1-124, speziell Taf. 9,1; 40,1-15; 44,10,12 usw. – SPERBER LOTHAR: Untersuchungen zur Chronologie der Urnenfelderkultur. Antiquitas Reihe 3, Bd. 29, Bonn 1987, z. B. Taf. 41,5; 56,101; 59,70; 63,111.

Zu diesen Knochenfunden ist festzuhalten, dass sie weitgehend den osteologischen Funden urgeschichtlicher Siedlungsplätze im Unterengadin entsprechen und –ausgenommen die kalzinierten und verbrannten Knochen –keinen eindeutigen Hinweis auf einen Kultplatz geben.

### Zur Deutung des Befundes auf Motta Sfondraz

Anlässlich der Ausgrabungen auf Sfondraz konnte festgestellt werden, dass die Felskrete aus Bündnerschiefer teilweise mit Steinmaterial künstlich aufgeschüttet wurde. Für den von uns ergrabenen westlichen schmalen Teil der Hügelkuppe rechnen wir dabei mit einer Steinaufschüttung von rund 300 bis 500 m<sup>3</sup>. Für die ganze Hügelkuppe ist schätzungsweise mit einer Kubatur von rund 1000 bis 2000 m<sup>3</sup> zu rechnen. Das aufgeschüttete Steinmaterial musste entweder von der nördlich gelegenen Hangterrasse (Buorna) 6 bis 7 Höhenmeter, hingegen vom südlich gelegenen Innbett her über 60 bis 70 Höhenmeter auf die Hügelkuppe hinaufgeschleppt werden. Warum man dies tat und wie man dies letztlich bewerkstelligte, bleibt eine offene Frage. Dabei ist auch in Betracht zu ziehen, dass auch mächtige Steinblöcke von ¼ bis 1 m<sup>3</sup> Grösse und mehr auf die Hügelkuppe hinaufverfrachtet wurden!

Dass mit dieser künstlichen Aufschüttung eine Art Flurbereinigung oder Geländemelioration des umliegenden Ackerlandes, z. B. im Sinne einer grossen "Muschna" (Steinhaufen von Lesesteinen), durchgeführt wurde, ist mehr als nur unwahrscheinlich, denn solche Steinhaufen würde man in unmittelbarer Ackernähe und vor allem nicht auf einer Hügelkuppe anlegen. Offensicht-

lich wollte man mit dieser Massnahme gezielt die schmale Hügelkrete verbreitern und allenfalls auch planieren.

Dass diese Aufschüttaktion in urgeschichtlicher Zeit, d. h. in der Mittel- und Spätbronzezeit stattfand, belegen die Funde, die zwischen den Steinen entdeckt wurden.

Der Befund von der Motta Sfondraz erinnert letztlich stark an die sogenannten "Wallburgen" des benachbarten Südtirol; der Begriff der "Wallburgen" wurde im Südtirol schon vor vielen Jahrzehnten für künstlich aus Steinen aufgeschüttete Hügelkuppen oder Steinkegel und auch andere urgeschichtliche Fundplätze geprägt<sup>46</sup>. Wir persönlich denken dabei aber in erster Linie an die von E. Schubert definierten Wallburg-Typen E und F<sup>47</sup> mit ihren meist mächtigen Steinschuttkegeln, die im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende kaum eingewachsen sind und die z. T. als befestigte Siedlungsanlagen, Befestigungen, z. T. aber auch als Kultplätze interpretiert werden. Allerdings besteht diesbezüglich das Problem, dass nur wenige dieser Fundplätze bisher näher untersucht wurden.

Bezüglich des Befundes von Scuol-Motta Sfondraz möchten wir soviel festhalten, dass wir bei dieser Fundstelle nicht an eine eigentliche Siedlung denken, da in dem von uns ergrabenen Hügelteil kaum eindeutige Besiedlungsreste oder gar Hausreste vorliegen, die eine solche Schlussfolgerung letztlich zuliessen. Auch wäre die Oberfläche der Steinaufschüttung von Sfondraz für eine Siedlungsanlage nicht unbedingt geeignet. An eine befestigte Siedlung lässt bestenfalls die topographisch-strategische Lage der z. T. recht steilen Hügelkuppe denken, doch liegen uns von Sfondraz –im Gegensatz etwa zu vergleichbaren Statio-



nen des Südtirols<sup>48</sup> – weder markante Umfassungsmauern<sup>49</sup> oder gar Umwallungen noch "burgartige" Innenkonstruktionen aus massiven, zugehauenen Steinblöcken vor, die eine solche Hypothese letztlich rechtfertigen liessen. Die doch bescheidenen Trockenmäuerchen auf Motta Sfondraz lassen denn auch eher an "Steinbettbegrenzungen" denn an "burgähnliche Bauten" denken. Auch liegt uns mit dem bescheidenen Fundmaterial von 80 Keramikfragmenten und ca. 10 Einzelfunden und 9 kg Knochen kein Fundensemble vor, das auf eine eindeutige Besiedlung schliessen liesse. Eine eigentliche Kulturschicht, wie wir sie aus den meisten bronzezeitlichen Siedlungen kennen, schien auf Motta Sfondraz zu fehlen. Die Funde lagen vielmehr verstreut im Oberkantbereich des Steinbettes, eingebettet in die humose Verfüllung zwischen den Steinen drin.

Die Relation zwischen Einzelfunden und den keramischen Funden scheint uns bei Sfondraz im Vergleich etwa zu den urgeschichtlichen Siedlungen des Unterengadins oder auch anderen Stationen Graubündens eher eigenartig zu sein, d. h. es fallen die doch relativ zahlreichen Einzelfunde in Bezug auf die wenigen Keramikfragmente auf. So haben wir uns diesbezüglich die Frage stellen müssen, ob wir es hier allenfalls nicht mit einem Kultplatz zu tun haben, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Die grosse Steinpflasterung (Pos. Nr. 5, Abb. 32 und Abb. 37) im Bereiche der Profilbrücke zwischen Feld 3 und 4 und die Steinrollierung (Pos. Nr. 15, Abb. 32) im Ostteil des Feldes 3 könnten gegebenenfalls mit einer Feuerstelle, d. h. allenfalls einem Brandopferplatz oder dergleichen, in Zusammenhang stehen. Für eine "gewöhnliche Herdstelle" eines Wohngebäudes ist die

3 bis 4 m<sup>2</sup> grosse Steinpflasterung Pos. 5 eindeutig zu gross.

2. Die weiss kalzinierten Knochen, die sich im Umkreis der Steinrollierung Pos.15 fanden, und auch weitere verbrannte oder zumindest angebrannte Knochen könnten Hinweis auf einen Brandopferplatz sein.

3. Die Einzelfunde, die im Vergleich zu den keramischen Funden auf Sfondraz relativ zahlreich vertreten sind, konzentrieren sich eindeutig auf die Felder 3 und 4 (Abb. 40), wo sich auch die Steinpflasterung und die Steinrollierung befanden. Unter den Einzelfunden fällt wiederum das Vorhandensein von Schmuckobjekten (Brillenspirale, Nadel, Fingerringe, Glasperle) ganz besonders auf. Sie könnten hier z. B. als Weihegaben an eine Gottheit deponiert worden sein.

4. Auch die für bündnerische Verhältnisse recht ungewöhnliche massive Steinaufschüttung, die wir ansonst eigentlich nur noch von Zernez/Brail-Funtanatschas kennen<sup>50</sup>, die ja einen riesigen Arbeitsaufwand und damit verbunden auch eine gemeinschaftliche Organisation voraussetzte, könnte unter Umständen auf einen Kultplatz hinweisen (z. B. Kultgemeinde).

Auch wenn die oben zitierten Argumente im Einzelnen nicht vollumfänglich zu überzeugen vermögen, vertreten wir dennoch die Ansicht, dass wir es mit der Hügelkuppe von Sfondraz mit ihrer eindrücklichen künstlichen Steinaufschüttung mit einem Kultplatz, wohl am ehesten einem Brandopferplatz oder einem anderweitigen Naturheiligtum<sup>51</sup> zu tun haben, das vorwiegend während der Mittel- und Spätbronzezeit benutzt wurde. Der eindeutig eisenzeitliche Fund (Fibelnadel) könnte gegebenenfalls auch bei einer späteren Begehung auf die Hügelkuppe gelangt sein.

So kann letztlich nicht à priori ausgeschlos-

46 z.B. MENGHIN OSWALD: Neue Wallburgen im Etschtal zwischen Meran und Bozen. Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft Wien 1910, S. 161ff. - INNEREBNER GEORG: Südtiroler Wallburgstatistik. Der Schlern 30, 1956, S. 432ff. und nachfolgende Jahrgänge. -Ders., Die Wallburgen Südtirols, Bd. 1-3, Bozen 1975 und 1976. -SCHUBERT ECKEHART: Die Wallburgen Südtirols, in: VON USLAR RAFAEL: Vorgeschichtliche Fundkarten der Alpen. Röm.-German. Forschungen Bd. 48, Mainz 1991, S. 451-499.

47 SCHUBERT ECKEHART a. a. O. Anm. 46, Typus E und F, S. 469-480 und S. 486 und S. 487.

48 z. B. SCHUBERT ECKEHART a. a. O. Anm. 46, Typus C und D, S. 460-68.

49 Eine auf der Nordseite der Hügelkuppe vorhandene Trockenmauer erachten wir persönlich für eher jüngeren Datums; sie könnte allenfalls im Zusammenhang mit dem bestehenden Feldweg entstanden sein.

50 JbSGUF 71, 1988, S. 259.

51 Zur Vorstellung urgeschichtlicher Kultplätze und Naturheiligtümer im inneralpinen Raum siehe z. B. GLEIRSCHER PAUL: Die Räter, Chur 1991, S. 47-57. -Ders.: Zum eisenzeitlichen Brandopferplatz am Runger Egg bei Seis am Schlern. In: METZGER INGRID R./GLEIRSCHER PAUL: Die Räter/I Reti, Bozen 1992, S. 567-580.

---

**Ein prähistorischer Kultplatz  
auf Scuol-Motta Sfondraz**

sen werden, dass wir es hier auf der Motta Sfondraz mit dem mittel- und spätbronzezeitlichen und möglicherweise auch noch früheisenzeitlichen Kultplatz der Bewohner der Siedlung auf dem Kirchhügel von Scuol (Scuol-Munt Baselgia)<sup>52</sup> zu tun haben, der höchstwahrscheinlich im Laufe der älteren Eisenzeit durch den Brandopferplatz auf der Hangterrasse von Scuol-Russonch<sup>53</sup> abgelöst worden sein könnte. Festzuhalten bleibt noch, dass der grössere Teil der Hügelkuppe von Sfondraz auch nach den Strassenbauarbeiten von 1998/99 durchaus noch erhalten bleibt und dass allfällige spätere Grabungen diesbezüglich wei-

tere Aufschlüsse zur Frage eines Kultplatzes erbringen können. Doch ist dazu festzustellen, dass heute auf der verbliebenen Hügelkuppe mehrere Geländevertiefungen zu erkennen sind, die befürchten lassen, dass grössere Störungen vorhanden sein könnten, die möglicherweise auf einen früheren Materialabbau zurückzuführen sind. Zur Namenbildung "Sfondraz" hält Andrea Schorta im Rätischen Namenbuch fest, dass der Name höchstwahrscheinlich auf die Grundform "(ex)funderare", romanisch "sfundrar" zurückgehen könnte, was soviel wie "Einsinken" heisst<sup>54</sup>.

52 STAUFFER ISENRING LOTTI: Die Siedlungsreste von Scuol Munt Baselgia (Unterengadin GR). Antiqua 9, Veröffentlichungen SGUF, Basel 1983.

53 Siehe diesbezüglich RAGETH JÜRIG a. a. O. Anm. 37.

54 Schorta Andrea: Rätisches Namenbuch; Bd. 2, Bern 1964, I 155.

## Kirchenruine St. Urban und Vincentius in Splügen

Alfred Liver

Die Geschichte des Dorfes Splügen liegt grösstenteils noch im Dunkeln. Es gibt zwar einige urgeschichtliche und römische Streufunde, die auf dem Gemeindegebiet geborgen wurden. Auch historische Urkunden, die sich auf das Dorf beziehen, sind einige bekannt, doch deren sichere Zuweisung und Interpretation erweist sich oft als sehr schwierig. Dies verwundert nicht, wenn man bedenkt, dass in Splügen bis heute, mit Ausnahme einer Sondierung 1992 in der Burg, keine archäologischen Ausgrabungen durchgeführt wurden.

Was für die allgemeine Splügner Geschichtsschreibung gilt, trifft auch für die Kirchengeschichte zu. Diese stützt sich auf einige wenige historische Quellen, die vom Kunsthistoriker Erwin Poeschel interpretiert wurden. Nach seiner Hypothese ist die heutige Kirche das dritte Gotteshaus auf Splügner Boden. Den Standort der ersten Kirche vermutete er ca. 100 m nordöstlich der heutigen Kirche. Originalzitat: "Von den beiden verschwundenen Kapellen stand die eine etwa 100 m östlich der heutigen Kirche am alten Saumweg nach Sufers. Die Stelle heisst heute noch beim alten Friedhof. Am Abhang unterhalb des Weges bemerkt man aufgehende Mauern der Friedhofsterrassierung, im Weg selbst ist das Fundament der geosteten Kirche noch auf eine Länge von 10 bis 12 m erkennbar."<sup>55</sup>

Der Bau eines neuen Feldweges vom Dorf bis zur Burg tangierte dieses Grundstück. Ein grosser Teil der oben erwähnten Ruinen sollte gemäss Bauprojekt dem Bagger zum Opfer fallen. Dank der unten aufgeführten Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen konnte in der Folge eine Änderung der Strassenführung erwirkt werden.

Die Befunde der Sondierschnitte sorgten für

einige Überraschungen. An der von Poeschel beschriebenen Stelle im alten Saumweg konnten Mauerreste beobachtet und mittels der Sondierungen etwas genauer untersucht werden. In Sondierung 1 und 5 wurden zwei, parallel zueinander verlaufend, gegen Südosten stumpf endende Mauern gefasst (Abb. 45). Der Abstand zwischen den beiden Mauern beträgt rund 6 m. Die ca. 90 cm hohe Bruchsteinmauer

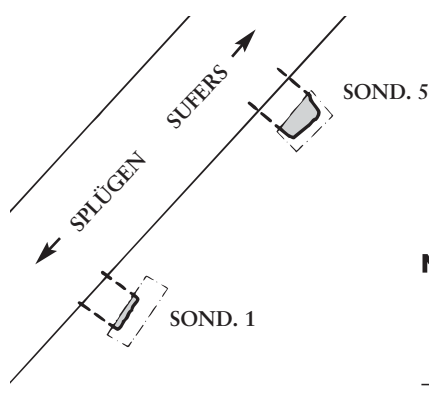
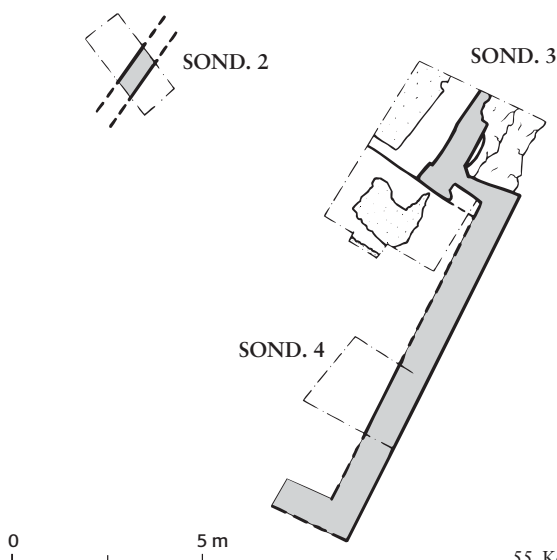


Abb. 45: Splügen 1998, Kirchenruine St. Urban und Vincentius. Situationsplan.



55 Kdm GR, Band V, S. 260.

**Kirchenruine St. Urban und  
Vincentius in Splügen**

Abb. 46: Splügen 1998, Kirchenruine St. Urban und Vincentius. Kirchenfundament, Ansicht von Südosten.

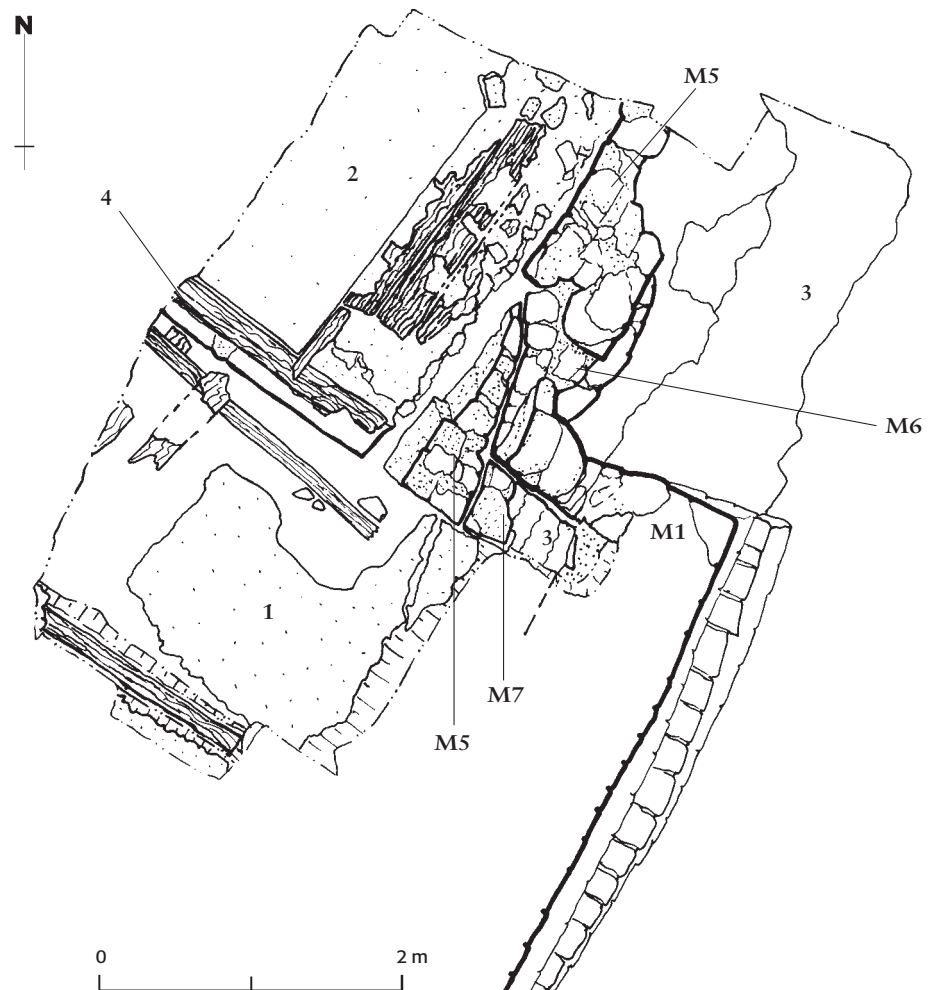
in Sondierung 1 ist in der Friedhofserde fundiert. Die Fundamentsohle steht auf einem Grab. Über die Art und den Zweck des Gebäudes konnten die kleinen Sondierschnitte keinen Aufschluss geben. Es fällt jedoch schwer, in den beiden Mauern Teile einer Kirche zu erkennen. Eventuell waren zu Poeschels Zeiten noch weitere Mauerreste sichtbar.

Die grössere Überraschung erwartete uns aber in Sondierschnitt 3, den wir ca. 2 m westlich der Nordostecke der sogenannten Terrassierungsmauer im steilen Abhang anlegten (Abb. 47). Nur wenig unter dem Hu-




mus wurden Mauerreste mit bemaltem Verputz und ein mit rotem Ziegelschrot eingefärbter Mörtelboden freigelegt. Solche Mörtelböden sind von karolingischen Sa-

Abb. 47: Splügen 1998, Kirchenruine St. Urban und Vincentius. Sondierung 3, Grundriss Mst. 1:50.



**Legende:**

- 1 Rot eingefärbter Mörtelboden
- 2 Mörtelboden
- 3 Anstehender Fels
- 4 Chorstufe
-  Holz

56 SENNHAUSER HANS RUDOLF:  
Vorromanische Kirchenbauten,  
München, 1966, S. 51,  
131, 133.

kralbauten bekannt<sup>56</sup>. Leider war der Mörtelboden durch spätere Umbauten stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Vor allem mit dem Einbau eines Holzbodens wurden grosse Schäden angerichtet, so dass keine Maueranschlüsse mehr vorhanden waren.

Als sich herausstellte, dass die sogenannte Terrassierungsmauer am Nordostende einen Rücksprung von ca. 1,5 m bildete und dann in der ursprünglichen Richtung weiterführte, war klar, dass wir unseren Sondierschnitt im Bereich der Chorschulter der Kirche angelegt hatten. Die Terrassierungsmauer war also das Fundament der südöstlichen Seitenwand des Kirchenschiffes (Abb. 46). In der Fortsetzung der Mauer nordöstlich des Rücksprungs konnten drei Bauphasen unterschieden werden. Die älteste Phase bildete den Ansatz zu einer halbrunden Apsis (M6), die beiden jüngeren dürften einen gestelzten, viereckigen oder polygonalen Chor begrenzt haben (M5/



M7). Im Chor konnten Reste eines Holzbodens und zweier Mörtelböden beobachtet werden.

In Sondierschnitt 2, im Abstand von ca. 10 Metern zur oben erwähnten Mauer (M1), wurde eine weitere, parallel dazu verlaufende Mauer freigelegt (Abb. 45). Die Mauerstär-

Abb. 48: Splügen 1998,  
Kirchenruine St. Urban und  
Vincentius. Ansicht der  
Kirche von Süden um 1818,  
Radierung von G. Primavesi.

Abb. 49: Splügen 1998,  
Kirchenruine St. Urban und  
Vincentius. Ansicht des Dor-  
fes Splügen von Norden,  
kolorierter Stich, Johann  
Jakob Strüdt, 1803.



---

**Kirchenruine St. Urban und  
Vincentius in Splügen**

57 CD. I, S. 291.

58 Die beiden Darstellungen aus dem letzten Jahrhundert. verdanke ich Herrn Remo Allemann.

59 ASA 1889, S. 242.

ke von nur ca. 45 cm ist für die Seitenwand eines Kirchenschiffs zu schmal. Auf einer Radierung von 1818, welche die Ansicht der Kirche von Süden zeigt, ist an dieser Stelle ein Anbau zu erkennen, ev. eine Sakristei (Abb. 48), zu der diese Mauer möglicherweise gehört.

Fasst man die Resultate der Sondierungen zusammen und berücksichtigt auch die Darstellungen des 19. Jh., müssen einige Kapitel der Splügener Kirchengeschichte umgeschrieben werden. Das erste Gotteshaus in Splügen wurde nicht erst von den eingewanderten Walsern erbaut, sondern dürfte schon im 9. Jh. errichtet worden sein. Da nicht anzunehmen ist, dass Splügen schon im Frühmittelalter zwei Kirchen

besass, dürfte unsere Kapelle wohl zu jener Anlage gehört haben, die im Urbar von 831 als Eigentum des Klosters Pfäfers erwähnt wird<sup>57</sup>.

Zwei Darstellungen<sup>58</sup> aus dem letzten Jahrhundert (Abb. 48 und Abb. 49) zeigen, dass diese Kirche nach einem Umbau, der wohl ins späte 16. Jh. zu datieren ist, noch Anfang des 19. Jh. existierte. Es verwundert, dass im reformierten Splügen gleichzeitig zwei bis drei Kirchen unterhalten wurden. Damit drängt sich die Frage auf, ob der Neubau, der 1517 vom Bischof bewilligt wurde<sup>59</sup>, auch tatsächlich zur Ausführung gelangte. Definitive Antworten auf diese Fragen zu finden, bleibt zukünftigen Feldforschungen vorbehalten.

1997 erhielt die Arbeitsgemeinschaft Rudolf Fontana & Partner/Gioni Signorell von der Kathedralstiftung der Diözese Chur den Auftrag zur Formulierung eines Restaurierungskonzepts für die Kathedrale. In der erarbeiteten Diskussionsgrundlage wird zur Klärung des Raumgefüges auch die Rückführung des heute dreireihigen Gestühls im Chor in den gotischen Zustand erwogen. Wie ein Aquarell von 1829 zeigt (Abb. 50), war ursprünglich ein Gestühl beidseits des Mittelschiffes einreihig angeordnet und bestand aus den Sitzen mit den hohen Rückwänden samt den Vorderwänden der Pulte, die wir in der jetzigen Anordnung in den Reihen A, C, F und H auf Abb. 53 identifizieren können. Wie Erwin Poeschel 1948 erkannt hat, müssen weitere Gestühle im Chor gestanden haben<sup>60</sup>. Im Jahr 1845 werden diese zusammen mit dem Gestühl aus dem Schiff in einer Neukonzeption an den beiden Chorseiten integriert (Abb. 51)<sup>61</sup>. Zu diesem Bestand dürften die Reihen B und G gehört haben (Abb. 53). Bei der erwähnten Umgestaltung sollen nach den Quellen auch neue Schnitzereien hinzu gekommen sein<sup>62</sup>. Der heutige Zustand geht auf eine letzte Erweiterung zwischen 1910 und 1921 zurück, bei der das Chorgestühl beidseits um je eine Reihe erweitert wurde (Abb. 52).

Infolge dieser mehrfachen Umgestaltungen war nicht mehr klar, aus wievielen, zeitlich unterschiedlichen Teilen sich das jetzige Chorgestühl zusammensetzt. Hinsichtlich einer Reduktion auf die gotische Fassung galt es deshalb, zuerst das exakte Alter der Gestühlteile zu bestimmen. Schriftliche Angaben zu den Herstellungsdaten sind nicht überliefert, anhand von stilistischen Merkmalen können aber mindestens zwei gotische Phasen von den Erweiterungen des 19.



und 20. Jahrhunderts abgetrennt werden. Als stilistische Einheit können die Reihen B und G auf Grund der Ausgestaltung der seitlichen Wangen (Herzmotiv) aufgefasst werden (Abb. 54, G). Klare Unterschiede sind im Vergleich zu den Reihen A und C–F neben der flacheren Ausbildung der Spitzbogen vor allem bei der Formung der Säulen zu sehen (Abb. 54). Die Basen bzw. Ringe sind an den Wangen der Reihen B und G alle von runder, einfacher Form, der Schaft ist achtkantig gefast. Bei den Säulen der Reihen A, C, F und H ist demgegenüber die ganze Säule in Achtkantform ausgebildet. Die Basis dieser Säulen trennt sich formal auch deutlich klarer vom Schaft ab, als bei den Wangen der Reihen B und G. Die Wangen der vordersten Reihen D und E, die wie bereits erwähnt, dem letzten bzw. diesem Jahrhundert zugewiesen werden, unterscheiden sich noch einmal von jenen der Reihen B, C, F und G durch eine

Abb. 50: Chur 1998, Kathedrale. Auf dem Aquarell von 1829 steht ein gotisches Chorgestühl im Kirchenschiff.

<sup>60</sup> Kdm GR VII. S. 131.

<sup>61</sup> Wie Anm. 60.

<sup>62</sup> SCHEUBER JOSEPH: Die mittelalterlichen Chorstühle in der Schweiz. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Band 128, Strassburg, 1910, S. 122.

**Die Datierung des Chorgestühls  
in der Kathedrale von Chur**

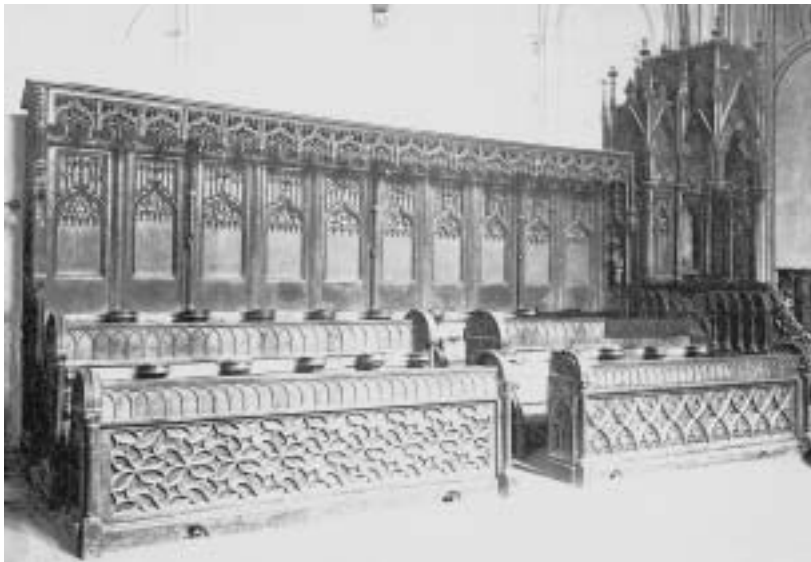


Abb. 51: Chur 1998, Kathedrale. Das Chorgestühl, wie es 1845 im Chorraum aufgestellt wurde. Aufnahme von 1910.

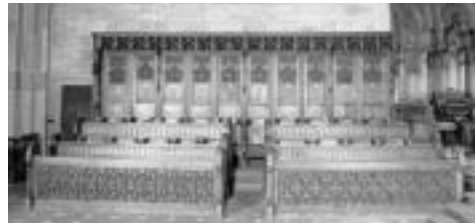


Abb. 52: Chur 1998, Kathedrale. Das heute bestehende Gestühl an der Nordseite des Chors, wie es zwischen 1910 und 1921 aus alten und neuen Teilen zusammengesetzt worden ist.

andersartige Formensprache und das weitgehende Fehlen von Abnutzungsspuren (Abb. 54). Auch sind sie eindeutig den Wangen der Reihen C und F nachgebildet. Trotz dieser stilistischen Unterschiede konnten die Kunsthistoriker keine sicheren Angaben zur Entstehungszeit der einzelnen Teile machen. Aus den Quellen wissen wir nur, dass das Gestühl im Kirchenschiff 1490 bereits bestanden hat<sup>63</sup>. Die einzige Hoffnung, genaue Datierungen zu finden, lag allein noch bei der Methode der Dendrochronologie. Üblicherweise wird zur Entnahme der Jahrringabfolge an historischen Hölzern eine Kernbohrung durchgeführt, bei der aus dem Holz eine 0,5 bis 1 cm dicke Probe entnommen wird. Aus verständlichen Gründen kam dies bei dem mit reichen Schnitzereien verzierten Gestühl

nicht in Frage. Abgesehen von der Beeinträchtigung der Ornamente hätte auch die Gefahr bestanden, dass durch die Verdrängung des Bohrers die Holzteile gesprengt worden wären. Wir entschieden uns deshalb, die Jahrringmuster fotografisch aufzunehmen. Dazu mussten vorgängig die glatten Flächen an den unverzierten Teilen der Wangen, Blenden und Rückwände vorsichtig mit feinstem Schleifpapier gereinigt werden, bis alle Jahrringe einwandfrei zu erkennen waren. Zur besseren optischen Erfassung sind die präparierten Flächen zusätzlich mit weisser Kreide eingerieben worden (Abb. 55). Insgesamt wurden so 24 Holzteile für die fotografische Aufnahme vorbereitet. Die Aufnahmen selbst sind mit einer Kleinbildkamera ausgeführt worden<sup>64</sup>. Alle geschnitzten Teile des Chorgestühls bestehen aus Eichenholz. Deren Jahrringfolgen sind auf den im Massstab 1:1 reproduzierten Papierabzügen im Labor wie bei eigentlichen Holzproben ausgemessen worden. Nach den Messungen wurden die ermittelten Jahrringkurven der einzelnen Hölzer untereinander verglichen und die zusammengehörigen zu einer Mittelkurve vereint. Die entstandenen Mittelkurven ihrerseits verglichen wir mit den bereits bestehenden und datierten Eichensequenzen. Auf diese Weise gelang es 14 der 24 Holzteile zu datieren. Die Resultate sind auf den Abb. 53 und 56 zu sehen. Eine älteste Gruppe bilden die Wangen der Reihen B und G. Die Endjahre der datierten Hölzer liegen alle zwischen 1263 und 1285. Wegen der starken Zurichtung der verwendeten Stämme war an keinem Holz mehr Waldkante (= Rinde) oder Splint vorhanden. Auf Grund der Verteilung der Kernholzdaten kann die Fällzeit aber ungefähr abgeschätzt werden. Rechnet man für die jüngste Probe

<sup>63</sup> Wie Anm. 60.

<sup>64</sup> Für die fotografischen Aufnahmen war Iris Derungs (ADG) verantwortlich.

<sup>65</sup> Die vier jetzt in den Seiten der Rückwände A und H integrierten Heiligenfiguren gehören in die Zeit des Chorgestühls des 14. Jahrhunderts. S. Anm. 60, S. 133-134.



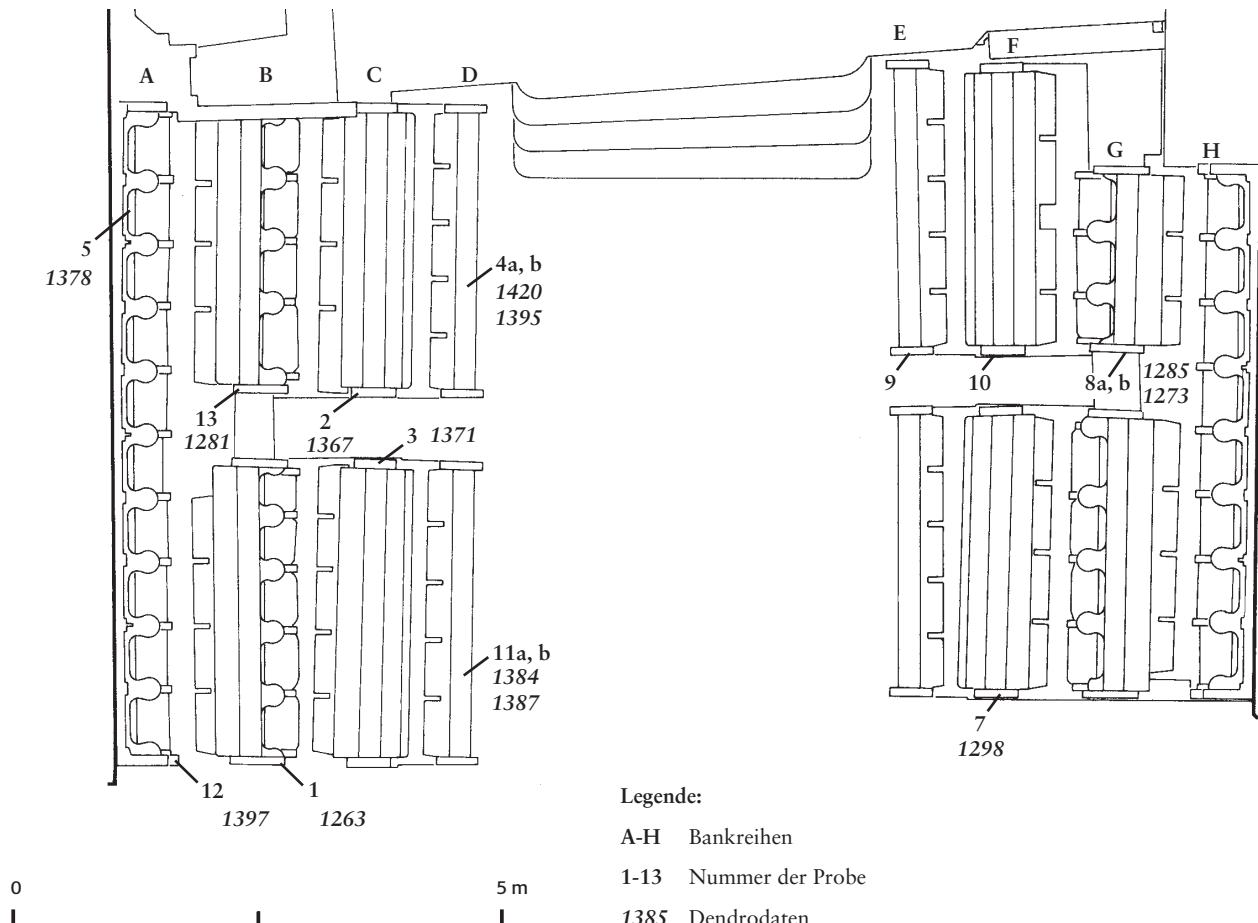
mit 20 bis 30 abgeheilten Kernholzringen und ebenso vielen Splintringen, ergibt sich ein Fälldatum im Bereich 1325-1345. Da diese Wangen des 14. Jahrhunderts auf dem Aquarell von 1829 nicht zum Bestand im Schiff gehören, müssen sie mit grösster Wahrscheinlichkeit von Anfang an im Chor gestanden haben<sup>65</sup>.

Zur nächst jüngeren Gruppe gehören die Wangen der Reihen C und F, die reich verzierten Blenden der Reihen D und E sowie die Reihen A und H mit den Rückwänden, die alle nach dem Aquarell von 1829 im Schiff aufgestellt waren. Ihre Endjahrsdaten verteilen sich zwischen den Jahren 1367 und 1420. Auch in dieser Serie besitzt keine

Probe Waldkante. Das jüngste Holz mit dem Endjahr 1420 verfügt aber noch über 10 Splintringe. Anhand statistischer Berechnungen kann die Zahl der noch fehlenden Ringe bis zur Waldkante auf maximal 11 bis 15 eingegrenzt werden, womit die Schlagzeit zwischen 1431 und 1435 zu liegen kommt<sup>66</sup>. Nachdem also im Chor in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht mehr genügend Platz für weitere Sitzreihen war, stellte man die neu gefertigten im Mittelschiff auf.

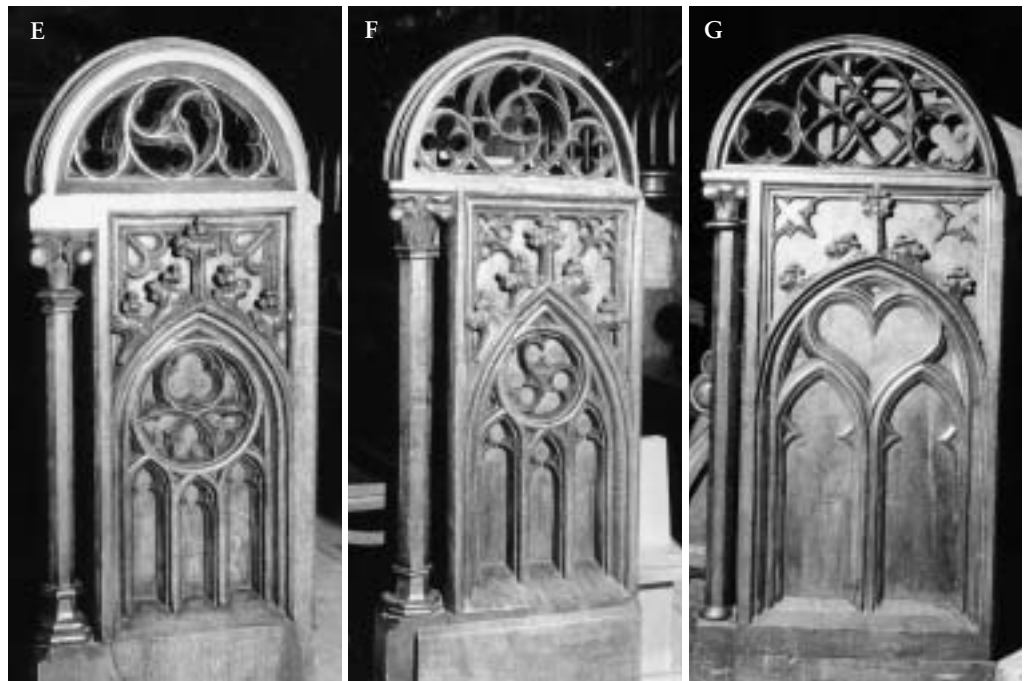
Eine dritte Gruppe schliesslich bilden die Wangen der Reihen D und E. Zwar gelang es, fünf zeitgleich gewachsene Hölzer auszuscheiden, doch konnten diese bisher

Abb. 53: Chur 1998, Kathedrale. Plan der Chorgestühle mit den Nummern der untersuchten Hölzer und den Dendrodaten.



**Die Datierung des Chorgestühls  
in der Kathedrale von Chur**

Abb. 54: Chur 1998, Kathedrale. Die Wangen der Bankreihen E, F, und G. Herstellungszeit: E: 19. oder 20. Jahrhundert; F: zwischen 1431 und 1435; G: zwischen 1325 und 1345.



nicht datiert werden. Da diese Wangen aber am Bestand von 1845 nicht erscheinen (Abb. 51), müssen sie eine Zugabe der Neugestaltung zwischen 1910 und 1921 sein. Dabei wurden die reich geschnitzten Vorderwände vom gotischen Gestühl des 15. Jahrhunderts entfernt und in der neuen Reihe mit den stilistisch nachempfundenen Wangen kombiniert.

Neben den stilistischen Unterschieden hat die Beschäftigung mit den zeitlich unterschiedlichen Gestühlen auch herstellungstechnische Abweichungen erkennen lassen. So ist das Masswerk in den Wangenfüllungen des 14. Jahrhunderts in aufwendiger Arbeit ausgeschnitten und dann dem Rah-

menwerk aufgelegt worden (Abb. 57). Im 15. Jahrhundert, wo die Ornamente deutlich reicher ausfallen, ist die Form und das gesamte Masswerk der Wange aus zwei zusammengefügt Eichenblöcken mit dem Schnitzmesser herausgearbeitet worden. Fassen wir die historischen Quellen und dendrochronologischen Resultate zusammen, so können wir festhalten, dass im Chor um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Gestühl eingebaut wurde, das aus mindestens zwei Reihen bestand. Im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts reichten die bestehenden Plätze nicht mehr für alle Chorherren aus, weshalb ein neues Gestühl hergestellt wurde, das mangels Platz im

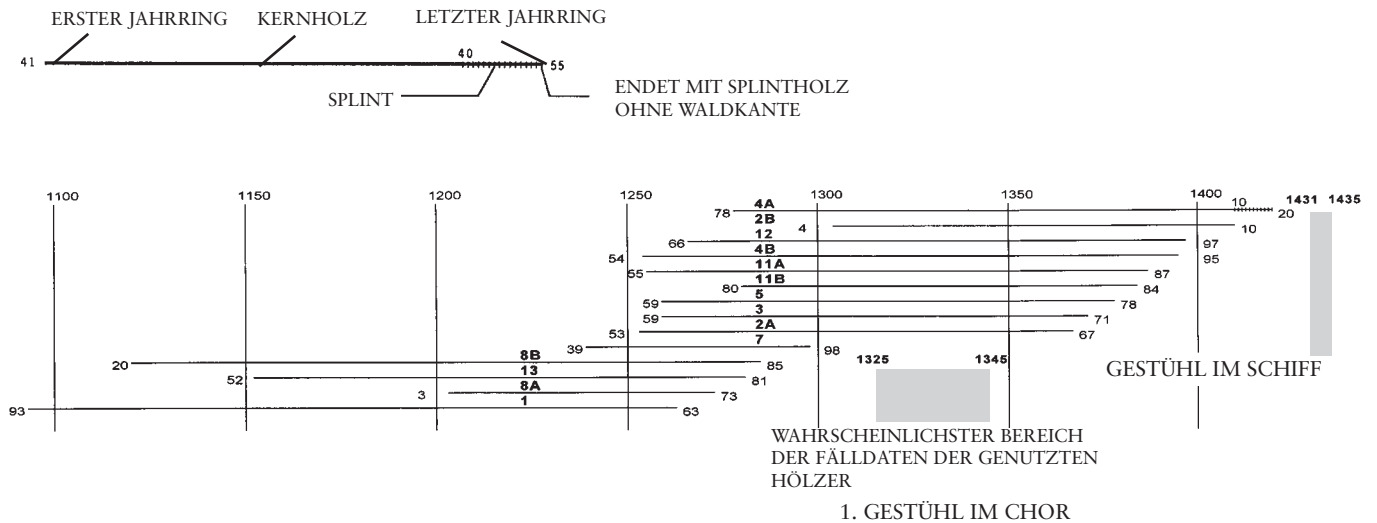
66 RUOFF ULRICH: Neues von der Dendrochronologie. Ein Bericht aus dem 25-jährigen Zürcher Labor für Dendrochronologie in: Zürcher Denkmalpflege. Bericht 1993/94, Zürich, 1995, S. 126-130.

67 Einzelne Teile wurden entfernt, wie etwa die Sockelleisten mit den halben Vierpässen an den reich verzierten Vorderwänden (Abb. 51). Über deren Verbleib ist nichts bekannt.



Abb. 55: Chur 1998, Kathedrale. Aufsicht auf die gereinigte und mit Kreide eingeriebene Stirnseite von zwei Brettern der Vorderwand in Reihe D. Deutlich erkennbar die engringige Jahrringabfolge. Mst. etwa 1:1.

**Die Datierung des Chorgestühls  
in der Kathedrale von Chur**



Chor im vorderen Teil des Schiffes zur Aufstellung kam. 1845 werden dann die Gestühle des Schiffes und des Chores zu einem einzigen zusammengefasst, das mit je drei Reihen an den beiden Seiten des Chores aufgestellt wird. Bei der letzten Umgestaltung zwischen 1910 und 1921 wird beiden Gestühlseiten je eine neue Bankreihe vorangesetzt. In diesen neuen Bänken werden die

reich geschnitzten Vorderwände des 15. Jahrhunderts mit Nachahmungen der gotischen Wangen kombiniert<sup>67</sup>.

Auch wenn die Fassung von 1845 nicht eine einzige gotische Phase repräsentiert, so zeigt dieser Zustand doch ein einheitliches und stimmiges Ensemble, was bei der Ausführung des Restaurierungsprojektes zu berücksichtigen wäre.

Abb. 56: Chur 1998, Kathedrale. Balkendiagramm der dendrochronologisch datierten Bankteile. Zur Lage der Hölzer siehe Abb. 53.



Abb. 57: Chur 1998, Kathedrale. Aufgelegtes Masswerk einer Wange des 14. Jahrhunderts.

## Hölzer einer neuzeitlichen Uferverbauung unter der Abwasserreinigungsanlage (ARA) in Chur



Abb. 58: Chur 1998/99, ARA. Die ausgebaggerten Hölzer werden vermessen und gezeichnet.

Im Dezember 1998 erhielten wir von Herrn Dürst (Tiefbauamt der Stadt Chur) die Meldung, dass in der Baugrube für den Neubau der Trocknungsanlage für Klärschlamm auf dem Gelände der ARA Hölzer zum Vorschein gekommen seien. Die Nachfrage bei Herrn Decasper von der ARA ergab, dass der Bagger auf einer Tiefe von 4,5 Metern unter dem heutigen Terrain im Rheinkies auf einen Haufen wild durcheinander liegender Stämme gestossen war, von denen einzelne Bearbeitungen aufwiesen. Ein Teil der Hölzer wurde durch den Bag-

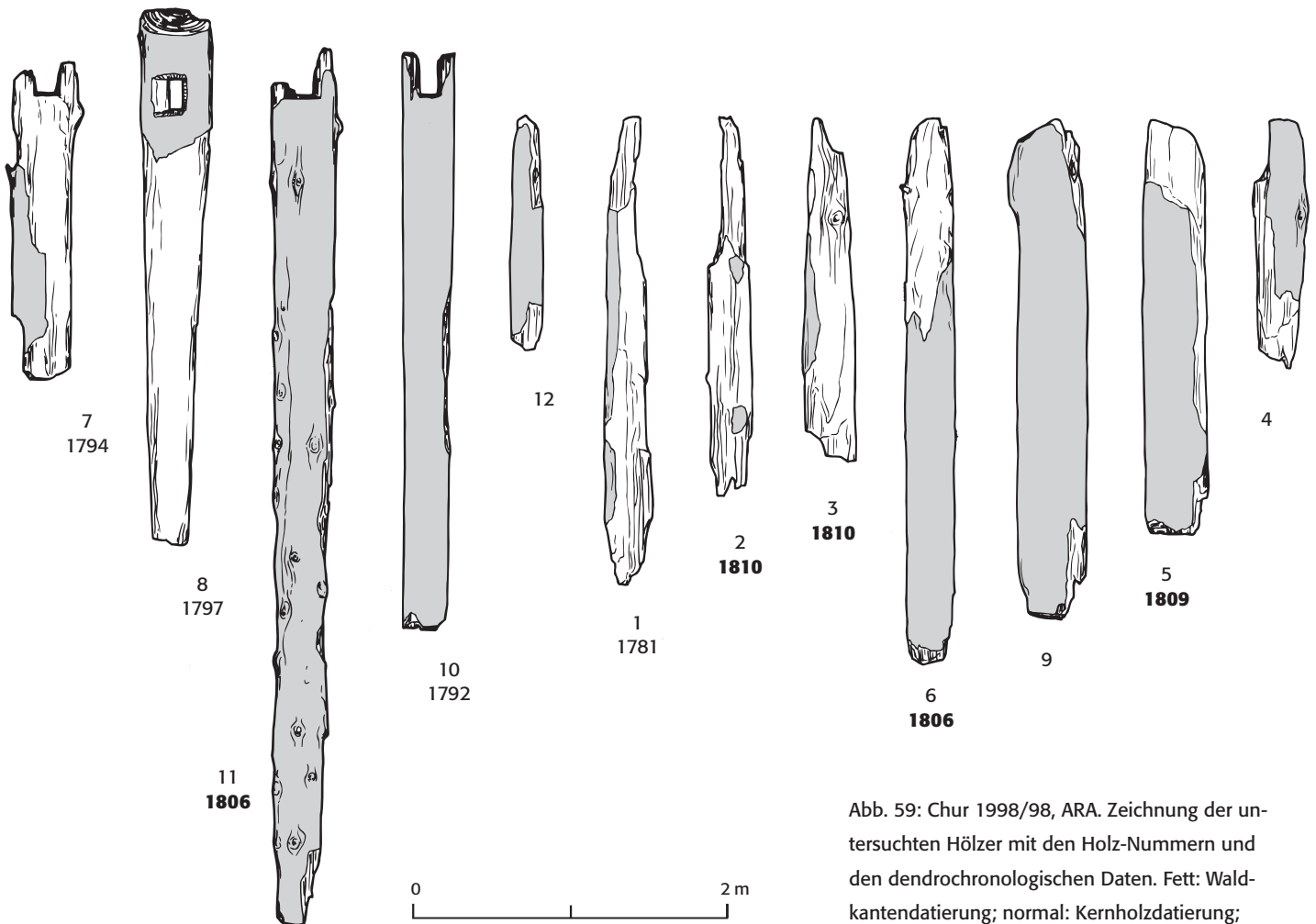


Abb. 59: Chur 1998/98, ARA. Zeichnung der untersuchten Hölzer mit den Holz-Nummern und den dendrochronologischen Daten. Fett: Waldkantendatierung; normal: Kernholzdatering; Grau: ursprüngliche Stammrundung erhalten.

ger herausgezogen und neben der Baugrube deponiert.

Beim ersten Augenschein durch den ADG nach der Fundmeldung waren das Fundament und die Wände in der Baugrube bereits betoniert, die Befundsituation konnte deshalb nicht mehr beurteilt werden. Wegen widrigen Witterungsbedingungen im Winter 1998/99 war eine Untersuchung der Hölzer und eine Beprobung für die dendrochronologische Datierung erst im März 1999 möglich. Am 22. 3. 99 konnten die Stämme an Ort vermessen und gezeichnet werden. Zur Altersbestimmung im Dendrolabor des Archäologischen Dienstes Graubünden wurde zudem von jedem Stamm eine Balkenscheibe abgeschnitten.

Insgesamt sind 12 Hölzer herausgebaggert worden (Abb. 58 und Abb. 59). Es handelt sich bei allen Stämmen um Rundhölzer. Mit

dem Beil zugehauene Enden waren noch an sechs Stämmen erhalten. Vier Stämme wiesen am einen Ende ein rechteckiges Loch zur Aufnahme eines Querholzes auf. Zwei Stämme sind durch den Bagger zerbrochen worden, wie die dendrochronologische Untersuchung gezeigt hat (Abb. 59, 2. 3. 4. 9). Die mikroskopische Bestimmung der Holzarten ergab für sieben Hölzer Fichte, für fünf Hölzer Weisstanne. Dendrochronologisch konnten neun der zwölf Holzproben zu einer 163-jährigen Mittelkurve kombiniert werden. Diese Mittelkurve konnte auf verschiedenen Jahrringsequenzen Graubündens in den Zeitraum 1648-1810 n. Chr. datiert werden.

Von den acht Hölzern besitzen vier Waldkante (= Rinde) in den Jahren 1806 (2x), 1809 (1x) und 1810 n. Chr. (1x) (Abb. 59). Bei den übrigen vier konnte das exakte

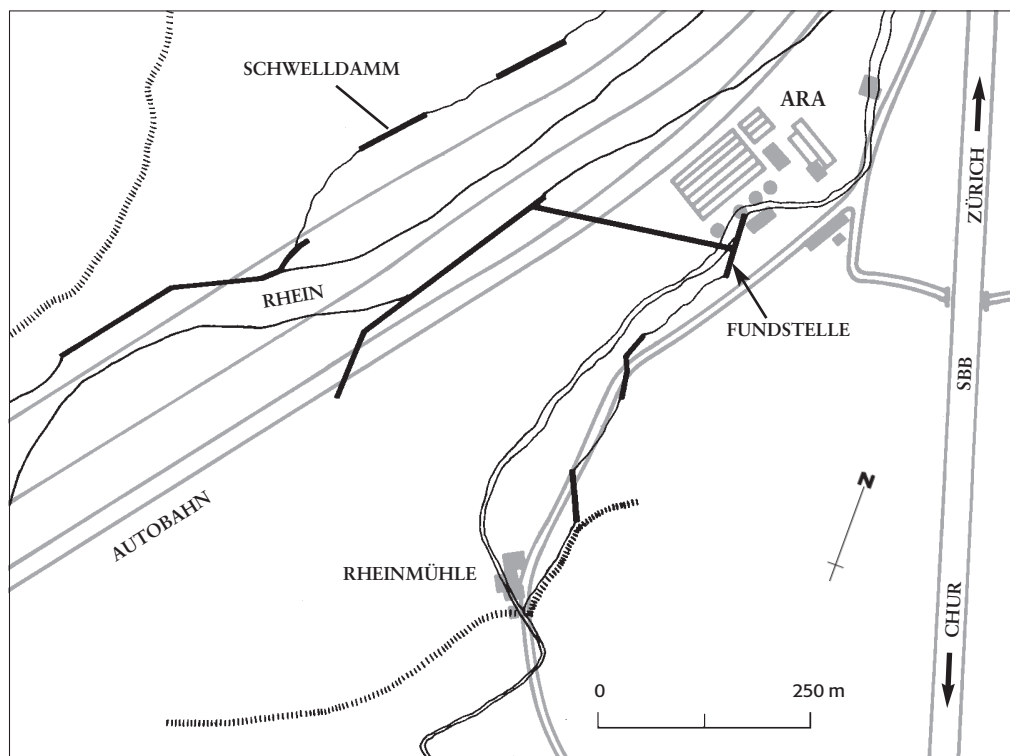
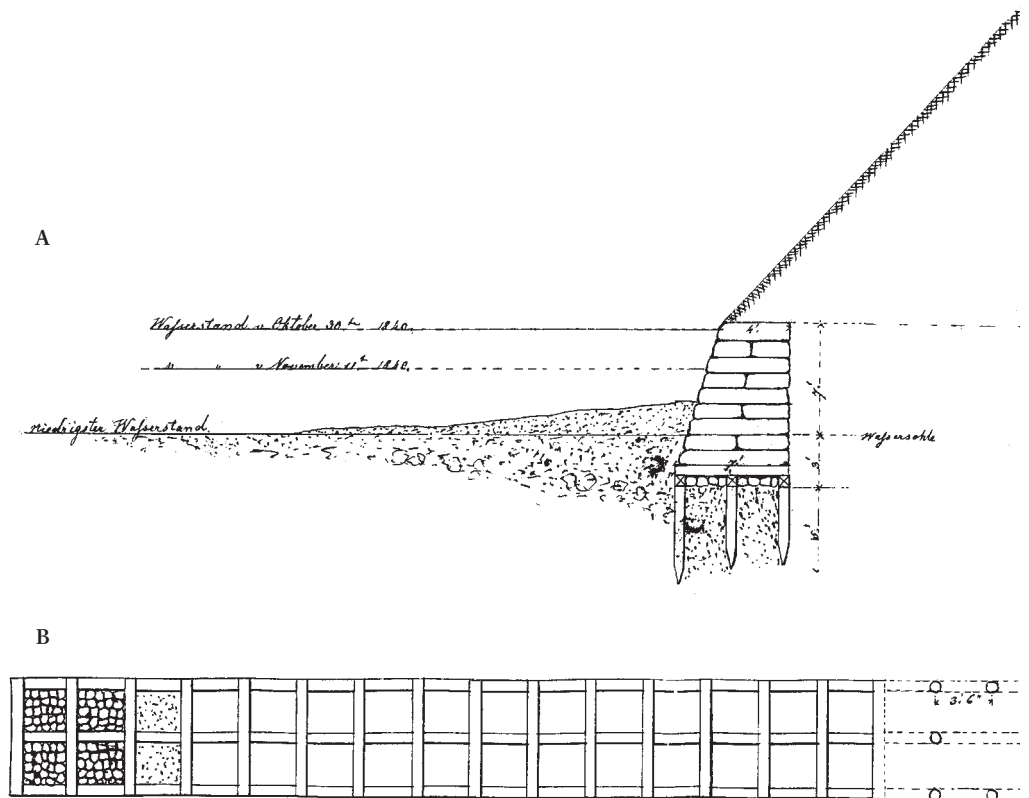


Abb. 60: Chur 1998/99, ARA. Auf dem Plan ist die Situation des Rheinbettes und der Schwelldämme im Jahre 1814 (Schwarz, Umzeichnung nach Planvorlage von 1814) mit der heutigen Situation (Grau) zusammengezeichnet.

**Hölzer einer neuzeitlichen Ufer-  
verbauung unter der Abwasser-  
reinigungsanlage (ARA) in Chur**

Abb. 61: Chur 1998/99,  
ARA. Konstruktionsweise ei-  
nes Wuhrs um 1850.  
A = Schnitt; B = Aufsicht.



Fälljahr nicht bestimmt werden, da nur Kernholz vorhanden war. Diese Hölzer müssen aber aufgrund der Kurvenübereinstimmung und der Kurvenlänge zur gleichen Schlagphase 1806-1810 gehören.

Da die Holzansammlung nicht in der Fundlage untersucht werden konnte, war die Deutung anfänglich unklar. Handelte es sich um verschwemmte Hölzer einer abgegangenen Brücke rheinaufwärts oder um Reste einer vom Rheinkies überfahrenen Uferverbauung? Um Bestandteile eines Gebäudes konnte es sich wegen der Masse und Zurichtung der Hölzer nicht handeln. Klarheit ergaben die Nachforschungen im Stadtarchiv von Chur<sup>68</sup>. Auf einer Planaufnahme des Jahres 1814, auf welcher der Verlauf des Rheins samt den damals ausge-

fürten Uferverbauungen eingezeichnet ist, konnte ein System von sogenannten Schwelldämmen lokalisiert werden<sup>69</sup>. Ihre Funktion bestand einerseits darin, den Rhein zu kanalisieren und andererseits zu verhindern, dass der Mühlbach bei Hochwasser an den exponierten Geländezonen weiter Material abschwemmte. Passt man den damals gezeichneten Plan in der Grösse der heutigen Karte dieses Gebietes an und bringt sie zur Deckung, liegen zwei senkrecht aufeinander treffende Schwelldämme exakt im Bereich der Baugrube der neu erstellten Trocknungsanlage der ARA, wo auch die untersuchten Hölzer ausgebaggert wurden (Abb. 60). Dank der dendrochronologischen Datierung wissen wir nun auch, dass diese Verbauungen drei

68 Der Stadtarchivarin von Chur, Frau Ursula Jecklin, und ihrem Team sei an dieser Stelle herzlich für ihre Unterstützung gedankt.

69 *Grundriss des Rheinbett's löbl: Stadt Chur. Iler Theil, von der Plessur bis zur Haldensteiner Brücke. Mit Einstimmung löbl: Acc: Com: unter Anleitung des Wuhr=Insp: Matheus de Job: Ul: Bauer errichtet von P: Hemmi im April 1814.* Plan Nr. A18 im Stadtarchiv Chur.

70 *Plan zu einem Wuhr auf Rostpfählen (um 1850).* Plan Nr. A8 im Stadtarchiv Chur.

Jahre vor der Planaufnahme entstanden sind.

Über die Konstruktion dieser Dämme sind wir nicht genau im Bild. Aus der Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es aber im Stadtarchiv einen Ausführungsplan für die Erstellung einer "Wuhr auf Rostpfählen" (Abb. 61)<sup>70</sup>. In gleicher oder ähnlicher Weise müssen wir uns auch die Foundation der Schwelldämme vorstellen. Bei den untersuchten Balken mit rechteckiger Lochung (Abb. 59) dürfte es sich um die Pfähle handeln, in welche zur Verstrebung liegende Balken eingezapft waren. Das tief in den

Rheinkies gesetzte Kastensystem wurde noch zusätzlich mit Steinen verfüllt. Die darauf geschichteten Steinblöcke sollten die Erosion des Ufergeländes unterbinden.

Nach der definitiven Rheinkorrektion in den Jahren nach 1868 hatten die Dämme ausgedient. Sie wurden allmählich eingeebnet und verschwanden als sichtbare Baukonstruktionen. Erst die vorliegende Untersuchung hat sie wieder aus dem Schlummer der Vergessenheit geholt. Ohne archivalische Studien, dies sei hier ausdrücklich betont, wäre die Deutung dieser Holzreste jedoch nicht gelungen.

## Kurzberichte

### Andeer –Pizzas d'Anarosa

LK 1235, ca. 745 010/162 330, ca. 2610 m ü. M.

Im Juni 1998 teilte Gion Demarmels von Andeer dem Archäologischen Dienst GR mit, dass er anlässlich einer Gebirgstour am Nordfusse der Grauhörner (Pizzas d'Anarosa) auf einer Höhe von rund 2610 m ü. M. eine Lanzenspitze aus Eisen gefunden habe. Und zwar habe er sich einige Steine als Sitzplatz zum "Spiegeln" zu-rechtgerückt, wobei unter einem Stein eine Lanzenspitze zum Vorschein gekommen sei.

Bei der Lanzenspitze handelt es sich um eine 45,2 cm lange, sehr schmale Lanzen-spitze aus Eisen von nahezu "speertartigem" Charakter (Abb. 62). Das ausserordentlich schmale Lanzenblatt, das maximal etwa 2,1 cm breit ist, scheint mit feinen Rillen verziert gewesen zu sein. Die lange, äusserst dünne Lanzentülle ist im Schnitt achteckig und weist an ihrem unteren Ende zwei Nietlöcher mit einem Eisenstift auf.

Auch wenn zur Lanzenspitze von Andeer keine genauen Parallelen gefunden werden konnten, dürfte die Lanzenspitze mit ihrem achteckigen Querschnitt und ihrem schlanken Lanzenblatt und auch der Tülle am ehesten ins Frühmittelalter, d. h. ca. ins 6. bis 8. Jh. n. Chr. datieren, wie dies Beispiele von Basel-Bernerring, von Birrhard, Nürens-dorf, Herblingen und Kleinandelfingen-Oerlingen<sup>71</sup>, aber auch Funde von Rueun<sup>72</sup>, Medel-Lukmanier<sup>73</sup> oder auch Beispiele von Kösing<sup>74</sup> u. a. m. vermuten lassen.

Doch denken wir bei der Schlankheit der Form der Lanzenspitze und bei ihrer doch ausserordentlichen Fundlage auf 2610 m ü. M. eher an eine Jagdwaffe, z. B. im Sinne eines Wurfspeeres, denn an eine eigentliche Kampf-waffe.

Die Lanzenspitze von Andeer-Pizzas d'Anarosa wird im Archäologischen Dienst GR aufbewahrt.

J. R.

### Bonaduz –Sera Curt

LK 1195, ca. 749 910/186 560, ca. 650 m ü. M.

Im Mai 1998 wurde der Archäologische Dienst GR von Seiten der Gemeinde Bonaduz und des Grundeigentümers N. Clopath darüber orientiert, dass die Parzelle 2270 in Sera Curt im Juni zwecks eines Wohnhausbaus überbaut werden solle.

Da in Sera Curt bereits 1990 bei der Erschliessung des Quartieres und 1995 beim Bau eines Wohnhauses insgesamt 15 beigabenlose Bestattungen mit meist einfachen Steinumrandungen gefasst wurden<sup>75</sup>, ist dem Hausbau in Sera Curt (Parzelle 2270) doch einige Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die 15 Gräber waren nur rund 30 bis 50 m von der Parzelle 2270 entfernt gefunden worden. Die Gräber dürften am ehesten ins Frühmittelalter datieren und könnten einen direkten oder auch indirekten Zusammenhang mit dem spätrömisch-frühmittelalterlichen Gräberfeld von Bonaduz-Valbeuna<sup>76</sup> gehabt haben, das auch nur 60 bis 120 m von Sera Curt entfernt lag.

Während des Abstossens des Humus zeichneten sich auf der Parzelle 2270 keine Grabgruben ab. Hingegen stiess man im südwestlichen Teil der Parzelle, nahe der Quartierstrasse von Sera Curt, nur ca. 30 bis 35 cm unter der Grasnarbe, leicht eingetieft in den anstehenden Flusskies, auf eine markante rötlich-brandige, kohlig-brandige, nahezu quadratische Grubenverfärbung von ca. 1,60 x 1,70 m Ausmass (Abb. 63).

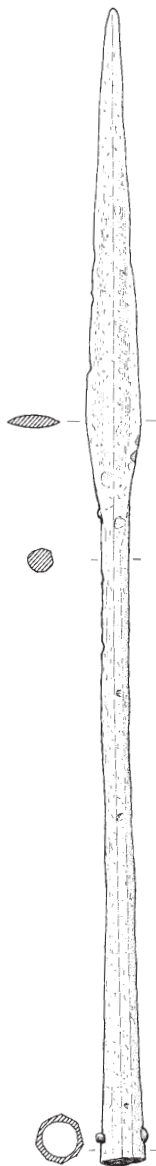


Abb. 62: Andeer –Pizzas d'Anarosa. Lanzenspitze aus Eisen. Mst. 1:3.



Abb. 63: Bonaduz –Sera  
Curt. Grubenbefund.



Die Grube war ca. 10 bis 15 cm tief in den anstehenden Kies eingetieft und enthielt an ihrer Oberfläche zerbrochenes Kalksteinmaterial, das höchstwahrscheinlich durch grosse Hitzeeinwirkung in zahlreiche Stücke zerborsten war, aber auch Hüttenlehm, etwas Eisen (darunter ein handgeschmiedeter Eisennagel), etwas Knochenmaterial und auch einen einzelnen maschinell hergestellten Eisennagel, wobei letzterer allerdings auf der Grubenverfärbung lag.

Eine Steinplatte an der Grubenoberfläche (Abb. 63) erinnerte entfernt an eine Herdstelle. Der Befund als solches scheint uns aber eher jüngeren Datums zu sein, d. h. möglicherweise ins Mittelalter oder gar in die frühe Neuzeit zu datieren.

Unmittelbar neben dem Grubenbefund waren im anstehenden Kies auch weitere kohlig-brandige Spuren zu beobachten.

J. R.

### Cazis –Cresta-Süd

LK 1215, ca. 752 350/175 175, ca. 765 m ü. M.

Am 25. 5. 1998 wurde der Archäologische Dienst GR von privater Seite darauf aufmerksam gemacht, dass auf der Hügelkuppe Cazis –Cresta, wo durch das Schweizerische Landesmuseum 1947-1970 unter der Leitung von Prof. Dr. E. Vogt hochinteres-

sante Befunde und Funde einer mehrphasigen bronzezeitlichen Siedlung ergraben worden waren<sup>77</sup>, vor einiger Zeit ein kleiner Bagger im Einsatz gewesen sei.

Diesbezügliche Abklärungen bei den Grundeigentümern und beim Amt für Raumplanung GR zeigten, dass diese Beobachtungen richtig waren, dass tatsächlich im Südbereich der Cresta, unmittelbar südlich der bewaldeten Zone der Hügelkuppe, der Aushub für ein Gartenbiotop getätigt worden war, allerdings ohne vorgängiges BAB-Gesuch bei der Gemeinde Cazis und beim Amt für Raumplanung.

Eine Begehung an Ort und Stelle mit dem Grundeigentümer ergab, dass im Südbereich der Hügelkuppe von Cresta, wo durch das Schweizerische Landesmuseum noch keine Grabungen stattgefunden hatten, ein Aushub von ca. 7 x 4 m bis in eine Tiefe von 40 bis 50 cm, partiell auch 70 bis 80 cm getätigt worden war. Dabei waren eindeutig urgeschichtliche Befunde angeschnitten worden. Der Aushub selbst war rund um das Biotop deponiert worden.

Die Reinigung der Profile der Biotop-Grube liess im Ostprofil unter der Humusdecke eine dunkelbraune, steinig-humose Schicht mit viel plattigen Steinen und auch einer Trockenmauerkonstruktion (Abb. 64, ca. m 4,70 – 5,20) erkennen. Im Südbereich dieses Profiles war ein hellbrauner, brandigsteiniger Sack vorhanden, bei dem es sich allenfalls um eine jüngere Störung handeln könnte.

Das Fundmaterial, das noch aus dem Aushub und auch aus der Profilreinigung geborgen werden konnte, d. h. eine Anzahl an Keramikfragmenten mit abgewinkelten Randbildungen und fingertupfen- und kerbverzierten Randlippen (Abb. 65), dürf-

- 71 Z. B. MOOSBRUGGER-LEU RUDOLF: Die Schweiz zur Merowingerzeit, Bern 1971, Bd. A, 8390, speziell 87; Bd. B, z. B. Taf. 13,7.8.13.20.
- 72 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER GUDRUN: Churrätien im Frühmittelalter. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 26, München 1980, 66, Taf. 27,6.
- 73 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER GUDRUN a. a. O. 213, Nr. 3, Taf. 28,1.
- 74 KNAUT MATTHIAS: Die alamannischen Gräberfelder von Neresheim und Kössingen, Ostalbkreis. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Bd. 48, Stuttgart 1993, 118-122, 120, Abb. 62, 19-22.
- 75 Siehe Dokumentationen des Archäologischen Dienstes GR und auch: Jb AD/DP GR und KD 1995, Chur 1996, 107.
- 76 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER GUDRUN: Churrätien im frühen Mittelalter. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 26, München 1980, 17-50, 128-171, Taf. 1-19.
- 77 Vorberichte zu diesen Grabungen siehe Jahresberichte des Schweiz. Landesmuseums Zürich (JbSLMZ) 56, 1947, 10-11, und nachfolgende Jahrgänge. –Eine diesbezügliche monographische Publikation ist derzeit in Vorbereitung.

Abb. 64: Cazis –Cresta-Süd.  
Ostprofil des Biotop-Aus-  
hubes.

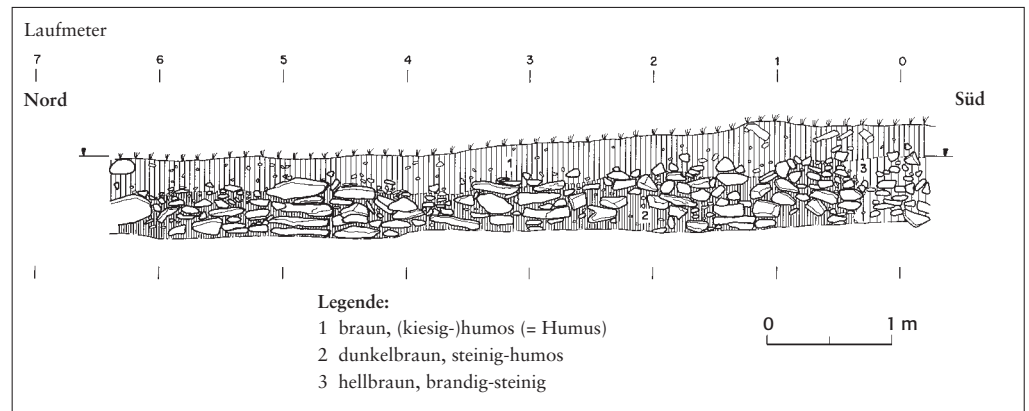
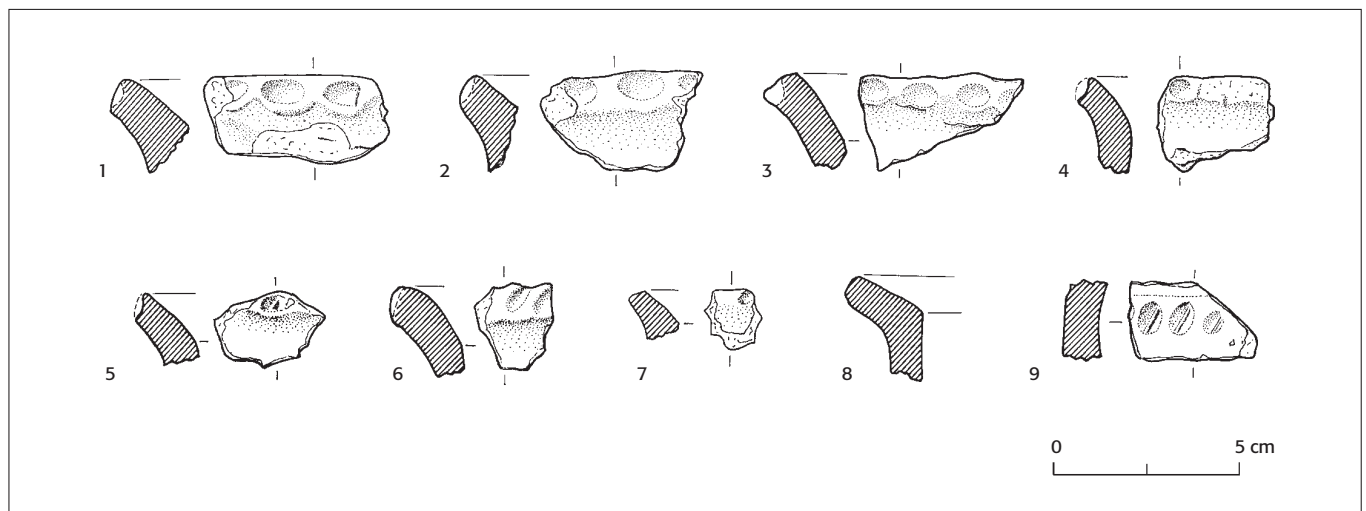


Abb. 65: Cazis –Cresta-Süd.  
Keramische Funde aus dem  
Biotop-Aushub. Mst. 1:2.



te am ehesten in eine frühe bis z.T. schon entwickelte Phase der Spätbronzezeit datieren<sup>78</sup>. Eisenzeitliche oder gar römische Funde konnten im Materialaushub nicht beobachtet werden.

Mit dem Grundeigentümer wurde vereinbart, dass im Südbereich der Cresta auch in Zukunft keine weiteren Bodeneingriffe stattfinden dürfen; doch wird es unumgänglich sein, dass in diesem Bereich in absehbarer Zukunft eine ergänzende Archäologzone ausgeschieden wird<sup>79</sup>.

J. R.

### Chur, Hof 7

LK 1195, 759 820/190 660, 620 m ü. M.

Die Liegenschaft, welche 1857/58 als Cantorei/Scolasterei<sup>80</sup> neu erbaut wurde, soll mittels kleineren Umbauten im Innern modernen Wohnbedürfnissen angepasst werden. Neben denkmalpflegerischen Auflagen, welche sich auf Durchbrüche im turmartigen Bauteil bezogen, konnten 1998/99 infolge eines geplanten Verbindungsganges zwischen bestehenden Kellerräumen bedeutende archäologische Strukturen beobachtet werden. In zwei aufeinanderfolgenden

78 Vergleiche z.B. die Funde von Savognin-Padnal: RAGETH JÜRIG: Die wichtigsten Resultate der Ausgrabungen in der bronzezeitlichen Siedlung auf dem Padnal bei Savognin (Oberhalbstein GR). JbSGUF 69, 1986, 63ff., speziell 76-77, Abb.13, Horizonte B und A.

79 Bezüglich des bewaldeten Hügelteiles besteht heute im Ortsplan der Gemeinde Cazis eine archäologische Schutzzone.

80 KdmGR VII, S. 230.

Grabungsetappen wurde eine ca. 20 m<sup>2</sup> grosse Fläche in einer Tiefe von drei Metern untersucht.

Betreffend der Bausubstanz kann gesagt werden, dass im nördlichen Bereich der Liegenschaft Mauerwerk aus dem 14. Jh. und älter die heutige Substanz bildet. Es dürfte sich dabei um Teile einer im 14. Jh. erneuerten Verteidigungsanlage handeln, die sich durch Türme auszeichnet, die aus der Umfassungsmauer vorstehen (Abb. 66). Im südlichen Bereich dagegen wurde durch den Bau von 1857 bis auf Niveau Erdgeschoss respektive Kellergeschoss (bei damals unterkellerten Bereichen) die ältere Bausubstanz abgebrochen. Die nichtunterkellerten Bereiche enthalten neben mittelalterlichen Baurelikten früh- und urgeschichtliche Strukturen.

Diese ältesten Strukturen bestanden aus Trockenmauern, einer Feuerstelle (Abb. 67, links des Pfeils) und brandigen Gruben. Aus den dazugehörigen Schichten konnten



Abb. 66: Chur 1998/99, Hof 7. Das untersuchte Areal befindet sich im ersten turmartigen Teil in der Umfassungsmauer westlich des Treppenturms.

Abb. 67: Chur 1998/99, Hof 7. Schichtenprofil über natürlich gewachsenem Terrain.



Keramikfragmente aus der mittleren Bronzezeit geborgen werden.

Die urgeschichtlichen Straten wurden durch eine Planierschicht aus spätrömischer Zeit überlagert. Darüber baute sich eine Serie von Mörtelböden aus spätrömischer Zeit bis zu einem ca. 20 cm starken Paket auf. Über deren oberster Lage konnten sieben Münzen gefunden werden, ansonsten zeichnete sich das Mörtelpaket durch Fundarmut aus, was nicht ungewöhnlich für die Epoche ist. In einem Keller südlich der Grabungsfläche haben sich noch Mörtellagen aus diesem Paket erhalten, da 1857 genau auf diese Mörtellagen abgegraben worden ist. Dieser Befund lässt uns eine minimale Ausdehnung der Mörtelfläche in N-S-Richtung von 9 m ermitteln. Der zugehörige Raum muss also grösser gewesen sein, da keine die Mörtelböden begrenzenden Mauern erfasst worden sind. Eine Mauer, welche die Mörtelböden durchschlägt, ist nachträglich im Westen eingebaut worden. Über den Mörtelböden bauten sich kontinuierlich erdige und kohlige Benutzungsniveaus auf. Dazwi-

schen wurde wieder einmal eine Mörtelbodenlage eingebracht, den oberen Abschluss dieses Paketes bilden wieder zwei aufeinander liegende Mörtelgüsse.

Über diesen, in einem längeren Zeitraum sukzessive gewachsenen Benutzungsniveaus wurde eine ca. 20 cm starke, humose Schicht eingebracht, darüber eine bis 30 cm starke Abbruchschuttschicht. Mit diesen Schichten dürften umfangreiche Terrainveränderungen einhergegangen sein. Die Abbruchschicht lässt vermuten, dass diese von Mauern stammen muss, welche die älteren Befunde begrenzen. Über diesen Auffüllungen konnten wieder einige dünne Benutzungsniveaus erfasst werden.

Während die Schichten über den prähistorischen Befunden dicht vorhanden waren, ohne zugehörige Mauerbegrenzungen, so änderten die Verhältnisse darüber nun völlig. Ab einem etwas höheren Niveau als die jüngsten erfassten Benutzungsniveaus wurden Mauern gesetzt, deren Fundamentgru-

ben in die erwähnten Schichten eingriffen. Eine ältere Mauer in N-S-Richtung wurde von einer anstossenden Mauer in E-W-Richtung vorausgesetzt. Beide Mauern waren recht schmal, sauber lagerhaft ausgeführt und zwischen den Steinköpfen mit Mörtel oder Verputz ausgestrichen. Leider wurden durch jüngere, hochmittelalterliche Eingriffe alle zugehörigen Schichten entfernt, so dass eine Datierung derselben schwerfällt. Am ehesten können diese Mauern als Teile von Anbauten an eine mächtige, möglicherweise karolingische Umfassungsmauer nördlich der Grabungsfläche gedeutet werden. Eine Anzahl teils recht grosser Gruben erbrachte etwas Keramik, so dass bei der Auswertung eine genauere Datierung möglich scheint. Als jüngstes zugehöriges Bauelement wurde in den Winkel der beiden Mauern eine Ecke gesetzt, zu diesem Mauerwerk erhielt sich auch ein Benutzungsniveau.

Nach 1380 wurden alle diese Mauern abgebrochen und im Rahmen einer Erneuerung der Verteidigungsanlage in eine bereits vorher erneuerte Umfassungsmauer, der aussen vorspringende Turm gesetzt. Dank Angelhölzern, welche noch in der original zum Turm führenden Türnische (Abb. 68) erhalten waren, liess sich über das ermittelte Fälldatum Herbst/Winter 1380 dendrochronologisch<sup>81</sup> ein frühestmöglicher Zeitpunkt zum Bau dieses Turms erfassen. Der Turm wurde später ( 15./16. Jh. ?) unterkellert. Die dazugehörige Kellertreppe rechnete noch mit einem Niveau südlich des Turms, welches durch spätere Niveauänderungen ebenfalls verschwunden ist. Beim Versetzen des Eingangs zum Turm von der Westseite an die Südseite, wurde eine Pflasterung im Bereich südlich des Turmes eingebracht. Vorher wurde das Benutzungsniveau

Abb. 68: Chur 1998/99, Hof 7. Originale Türe zum Turm um 1380, Steinimitation der jüngsten Fassung.



81 Die Jahrringanalyse wurde von Mathias Seifert in unserem Dendrolabor durchgeführt.

veau massiv abgetieft, was den Verlust von Schichten, welche bis in hochmittelalterliche Zeit zurückreichen, zur Folge hatte. Die Pflasterung diente bis zum Neubau von 1857/58 evtl. in Form eines Innenhofes als Zugangsrampe zu den einzelnen Bauteilen. Wir hoffen, bei baubegleitenden Untersuchungen während dem Umbau noch die eine oder andere Frage klären zu können. Mit den bronzezeitlichen Strukturen konnten die bislang ältesten Befunde auf dem Areal des Hofes gefasst werden. Grundsätzlich sind aber noch wesentlich ältere Strukturen auf dem Hofplateau zu vermuten. Bedingt durch die Lage der Grabung am bereits recht stark gegen Westen und Norden abfallenden Gelände, ist mit Verlusten von Siedlungsspuren zu rechnen. Im abfallenden Terrain setzte jede Siedlungstätigkeit Eingriffe voraus, um möglichst horizontale Bauplätze zu erhalten. Dadurch wurden des öfteren ältere Schichten abgetragen und umgelagert. Erst wenn gute Untersuchungen in grösseren Grabungsflächen möglich werden, ist die siedlungsgeschichtliche Entwicklung dieses herausragenden Ortes nachvollziehbar. Schon durch die wohl lückenlose Besiedlungskontinuität zwischen dem Bau des spätrömischen Kastells und der heutigen Zeit tritt die Bedeutung des Platzes hervor. Da kaum mit geplanten Grabungen den wichtigsten Fragen nachgegangen werden kann, ist die archäologische Beobachtung auch kleinster Eingriffe im Areal unabdingbar.

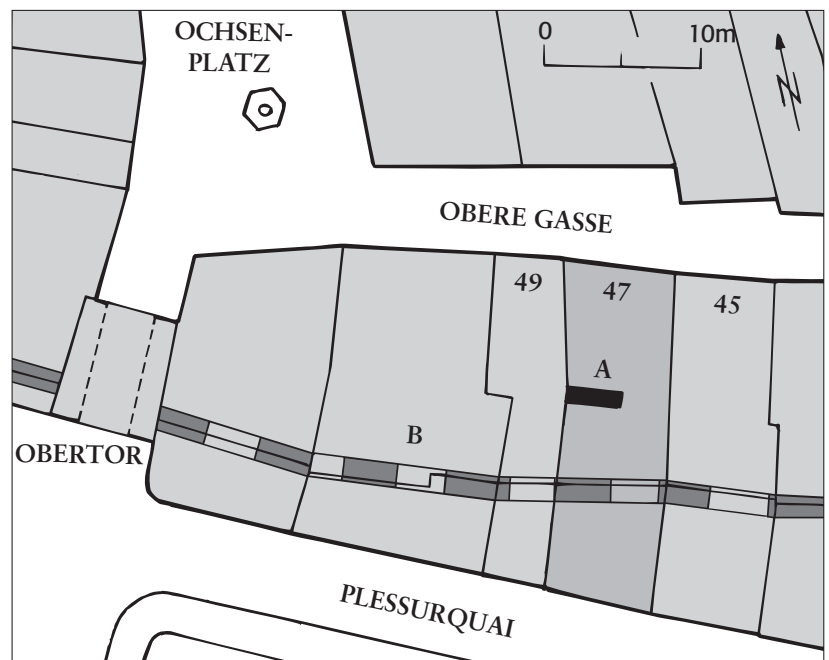
A. G.

**Chur, Obere Gasse 47**  
LK 759 493/190 664

Anlässlich eines Wohnungsumbaus im ersten Obergeschoss des Hauses Nr. 47 an

der Oberen Gasse wurde im Winter 1998/99 eine Binnenmauer vor ihrem geplanten Abbruch archäologisch untersucht. Dabei konnte festgestellt werden, dass der älteste Teil der abzubrechenden Mauer eindeutig hochmittelalterlichen Charakter aufweist. Das Mauerstück ist Bestandteil eines mindestens dreiphasigen Bautengefüges, das als Ganzes in hochmittelalterliche Zeit datiert werden kann. Nicht nur die Mauern dieser drei ältesten Phasen, sondern auch jene jüngeren, die darüberliegen, sind stellenweise stark verbrannt. Dies ist nicht weiter erstaunlich, war doch die Obere Gasse, neben dem Brand von 1464, der beinahe die ganze Stadt betraf, vor allem vom Stadtbrand im Jahre 1574 heimgesucht worden. Bemerkenswert ist jedoch, in welcher erstaunlicher Gebäudehöhe in diesem Stadtteil hochmittelalterliches Mauerwerk anzutreffen ist. Davon ausgehend, dass das Gasseniveau seit dem Hochmittelalter angestiegen ist, kann hier mit Bauten gerechnet

Abb. 69: Chur, Obere Gasse 47. Übersichtsplan. A = Lage des untersuchten Mauerstücks im 1. Obergeschoss, B = wahrscheinlicher Verlauf der hochmittelalterlichen Stadtmauer. Massstab 1:500.



werden, die mindestens fünf bis sechs Meter hohe, *gemauerte* Wände aufwiesen. Dieser Befund ist zum einen deshalb interessant, da er in einem Stadtteil zu Tage trat, von dem angenommen wird, dass seine Häuser im Mittelalter vorwiegend aus Holz gebaut waren. Andererseits gibt die Tatsache, dass an dieser Stelle viel bauliche Substanz nicht nur die Stadtbrände, sondern auch die Bauwut im 20. Jahrhundert überdauerte, Anlass zu Hoffnungen. Dank dieser erhaltenen Substanz dürften auch in diesem Quartier anstehende Fragen zur Bauweise des "Alten Chur" mit archäologischen Mitteln zu beantworten sein.

M. J.

#### Chur, Pfistergasse, Paradiesgasse und Paradiesplatz

LK 1195, 759 600/190 720

Im Laufe des Sommers wurde in der Churer Altstadt eine weitere Etappe der Leitungsnetz- und Strassenbelagssanierung durchgeführt. Die Erdarbeiten wurden maschinell ausgeführt und vom ADG überwacht. Dank der guten Zusammenarbeit aller Beteiligten konnten einige historische Bauteile dokumentiert werden.

Im östlichen Teil der Pfistergasse und dem westlichen Teil des Paradiesplatzes konnten Reste eines gemauerten Abwasserkanals beobachtet werden. Leider waren nur noch die Sohle und bis ca. 20 cm der Seitenwände erhalten. Die darüber liegenden Teile waren durch frühere Bodeneingriffe zerstört worden. Die Dimension und Bauart entsprechen den Kanälen, die in den letzten Jahren am Martinsplatz, in der Reichsgasse und dem Postplatz freigelegt wurden. Es dürfte sich also um einen Teil des Kanalnetzes von 1824 handeln<sup>82</sup>.

Im Fundamentbereich der an die Pfistergasse und den Paradiesplatz angrenzenden Häuser konnten einige interessante Details dokumentiert werden. Im Hinblick auf zukünftige Bauuntersuchungen können solche Puzzleteile enorm wichtig sein.

A. L.

#### Chur, Reichsgasse 48

LK 759 732/190 860

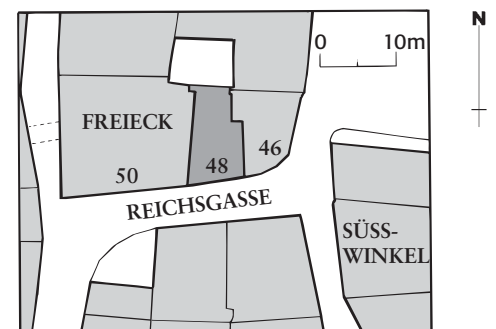
Die Churer Reichsgasse verbindet den Martinsplatz mit jener Stelle in der alten Stadtmauer, an der sich, bis zu seinem Abbruch im Jahre 1861, das Untertor befand. Etwa auf halber Höhe der gesamten Strecke, im Bereich zwischen Hotel Freieck und Restaurant Süsswinkel, beschreibt die Gasse eine S-förmige Kurve. Das Gebäude Nr. 48 ist Teil einer Häuserzeile, die just hier von Norden an die Reichsgasse stösst (Abb. 70).

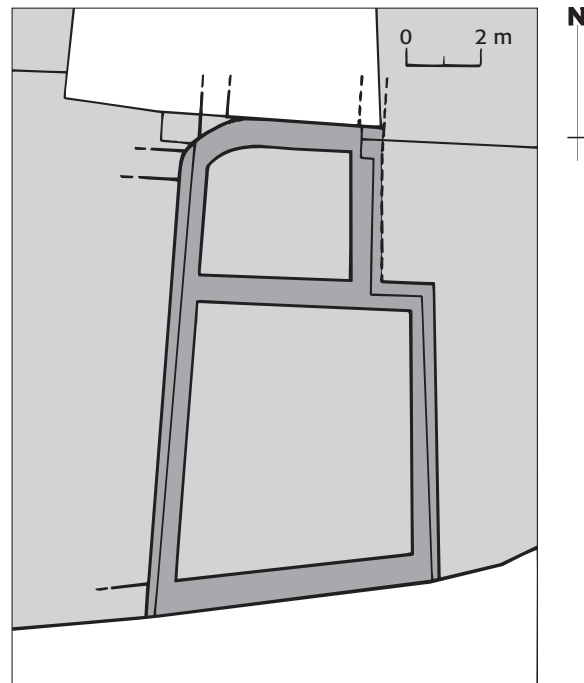
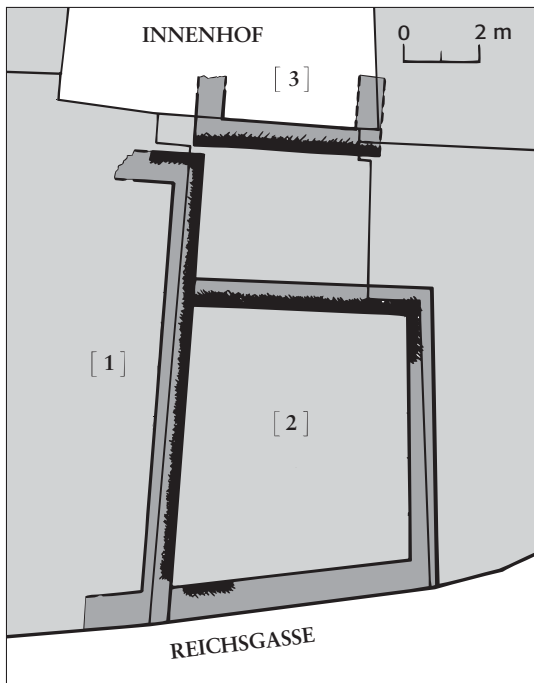
Anlässlich einer Renovation des Hauses Nr. 48 wurden im Winter 1998/99 Teile des Gebäudes bauhistorisch untersucht. Da das Bauwerk nicht gesamtheitlich betrachtet werden konnte, bleibt aber die Geschichte des Hauses gezwungenermassen lückenhaft. Immerhin liessen sich im Bereich zwischen Keller und erstem Obergeschoss verschiedene *Kernbauten* aus dem gemauerten Gefüge herauslösen (Abb. 71). Beim ältesten Befund auf dem Grundstück der späte-

Abb. 70: Chur, Reichsgasse 48. Übersichtsplan Mst. 1:1000.

82 CORRINS BETTINA: Der Churer Martinsplatz im 19. und 20. Jahrhundert in: JHGG 1994, S. 70-77.

LIVER ALFRED: Die mittelalterliche Stadtbefestigung am Postplatz in Jb AD/DP GR 1997, S. 25f.





ren Liegenschaft Nr. 48 handelt es sich um Mauern eines Baues [2], die im Westen an einen noch älteren Baukörper [1] stossen. Das Gebäude [2] befand sich im südlichen, also dem der Gasse zugewandten Teil des heutigen Hauses. Seine noch etwa zwei Meter hoch erhaltenen Mauern sind stellenweise in "Ährenverband"-Manier aufgezogen worden, was den Bau in hochmittelalterliche Zeit datiert. Im Norden, im Bereich des heutigen Innenhofes, muss sich ein weiterer Kernbau [3] befunden haben. Alle Mauern dieser drei Baukörper weisen starke Spuren eines oder mehrerer Stadtbrände auf.

Auf Mauern der drei Kernbauten entstand im 16. Jahrhundert ein Haus, das erstmals den Grundriss der heutigen Liegenschaft Nr. 48 aufwies (Abb. 72). Der nördliche Teil des Gebäudes besass im Osten eine grosse, rundbogige Öffnung, wahrscheinlich eine Durchfahrt. Während oder nach dieser Bautätigkeit im 16. Jahrhundert

wurde Bau [3] im Bereich des heutigen Innenhofes abgebrochen.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts muss das Gebäude ausgebaut worden sein. Die Stuben dieses Hauses waren der Gasse zugewandt und getäfert. Im damaligen Doppelfenster der Stube im ersten Obergeschoss befand sich eine mit Akanthus und Zöpfen verzierte *Säule* aus Scalärastein. Das Säulenkapitell schmückt ein Wappen mit Doppelkreuz und Initialen "DK". Zu einem späteren Zeitpunkt wurde diese Fenstersäule in die Stube des 2. Obergeschosses versetzt, wo sie noch heute steht (Abb. 73). Gegen Ende des 17. Jahrhunderts zerstörte ein lokaler Gebäudebrand offenbar die hölzernen Teile (Dach, Böden, Täfer, usw.) des Hauses. Der auf dieses Ereignis folgende Neubau liess sich dendrochronologisch datieren. Anhand der Jahrring-Analyse wurde deutlich, dass die aktuellen Bodenbalken wie auch die Hölzer der Dachkonstruktion

Abb. 71: Chur 1998/99, Reichsgasse 48. Kernbauten mit starken Brandspuren. Bauten [1] und [2] mit mittelalterlichem Mauercharakter. Massstab 1:200.

Abb. 72: Chur 1998/99, Reichsgasse 48. Ausbau im 16. Jahrhundert. Massstab 1:200.



Abb. 73: Chur 1998/99, Reichsgasse 48. Fenster-säule aus Scalärastein.



Abb. 74: Chur 1997/98, Kirchgasse 14 (Schnider-zunft). Östliche Einmündung in die Kirchgasse, rechts der Chor der Martinskirche, links das Zunfthaus der Schnider (mit Erker), westlich davon das Antistitium.

83 Vgl. Dendro-Bericht ADG vom 11. 12. 98.

84 Ein Aufsatz zu diesen Untersuchungen ist in Bearbeitung und konnte aus zeitlichen Gründen nicht in den Jahresbericht aufgenommen werden.

85 Kdm GR VII, S. 311/312.

von Bäumen stammen, die in den Jahren 1683 und 1684 gefällt worden waren<sup>83</sup>. Gegenüber dem teilweise abgebrannten Vorgängergebäude wurde dieser Neubau um ein Stockwerk erhöht, womit das Haus seine heutige Form erhielt.

Mehr durch historische Nachweise denn durch Bauvorgänge ist die Geschichte des Hauses im 18. Jahrhundert verbürgt. So erscheint beispielsweise 1726 der damalige Zunftmeister der Pfister, Daniel Heim, als Besitzer des Hauses. In zwei Handänderungsurkunden aus den Jahren 1768 und 1788 wird das Haus ausdrücklich *mit Pfistererei* erwähnt. Die verwendeten Quellen stammen alle aus dem Churer Stadtarchiv, wo sie, einmal mehr, von der Stadtarchivarin Ursula Jecklin gefunden wurden.

Der letzte, grössere Hausumbau dürfte um die Jahrhundertwende, aber sicher vor 1907 zu datieren sein.

M. J.

## Chur, Kirchgasse 14 (Schniderzunft)<sup>84</sup>

LK 1195, 759 730/190 650, 603 m ü. M.

Anlässlich der Sanierung der im Besitz der Stadt Chur stehenden Liegenschaft (Abb. 74), konnten 1997/98 vom ADG Vorabklärungen und baubegleitende Untersuchungen durchgeführt werden. Das Zunfthaus ist nach Darstellung Poeschels "... das einzige Zunfthaus von Chur, dessen Gesamtzustand noch in die Lebenszeit der Zünfte zurückreicht"<sup>85</sup>. Untersucht und dokumentiert wurden jene Bereiche, welche durch die Sanierung tangiert wurden. Dass dabei auch Informationen zu den angrenzenden Bauten anfielen, ist der Siedlungsstruktur zu verdanken. Glücklicherweise fanden Architekt und Bauherrschaft den Mut, nach der Entdeckung bedeutender kulturgeschichtlicher Befunde aus der Zeit der Zunftordnung, die notwendigen Massnahmen zur Erhaltung und Präsentation dieser Befunde durchzuführen.





Die Bodeneingriffe beschränkten sich auf Leitungsgräben im Zusammenhang mit der Erneuerung von Kanalisation, Heizung und Elektroinstallationen. Die Bodenerneuerung im Keller des Zunfthauses erbrachte weitere archäologisch interessante Befunde. Vorgängig waren durch den Bauforscher der Denkmalpflege Untersuchungen an der Südaussenmauer mit besonderem Augenmerk im Bezug auf die Stadtmauer durchgeführt worden<sup>86</sup>.

Eine bislang älteste Siedlungsspur im Areal bestand aus einer dünnen, Kohle führenden Kulturschicht direkt über natürlich abgelagertem Stillwassersediment aus siltig-lehmigem Material. Dieses hat sich am Felsriegel abgelagert, welcher im Süden und Norden steil abfällt. Der im Süden von der Plessur freigespülte Fels ist gegen Norden etwa in der Mitte des nördlichen Kellerraums begrenzt. Mittels C<sup>14</sup>-Analyse<sup>87</sup> konnte die Kulturschicht ungefähr in den Zeitraum um 300 n. Chr. datiert werden.

Bereits vorausgesetzt wurde diese Kulturschicht von Gräbern eines Friedhofs, welcher bis an den Felsen reichte und zweifellos Teil des Friedhofs zu St. Martin war.

Die ältesten erfassten Mauerreste stammten von einem Gebäude, dessen Südmauerreste immer noch den Mauerfuss im Bereich der heutigen Südmauer bilden. Mit einer Mauerstärke von 1m und einer Grundrissgrösse (Innenraum) von mindestens 6,5 x 6 m scheint sich eine turmartige Baute abzuzeichnen. Bei der sehr schön gemauerten Südwestecke (Abb. 75) und in Bereichen der fortgesetzten Südmauer zeigte es sich, dass dieser Bau bis auf die untersten drei Steinlagen abgebrochen und wieder aufgebaut worden sein muss. Im Inneren dieses Turms wurde ein ebenes Niveau durch Abschroten des Felsens geschaffen. Aus einer



kohligen Materialprobe aus dieser Benutzungsfläche konnten Traubenkerne gefunden werden. Diese dürften der letzten Nutzungsperiode des Baus entstammen. Die C<sup>14</sup>-Datierung dieser Kerne, welche beim Ausschlämmen der Probe gefunden wurden, ergaben eine Datierung um 1100 n. Chr. Der Bau selbst dürfte noch vor der Jahrtausendwende entstanden sein.

Eine jüngere Mauer mit Steinlagen im Ährenverband im Bereich der Südmauer des Antistitiums scheint die Mauerecke (Abb. 75) noch südlich zu umgehen.

Weiteres lagerhaftes Mauerwerk konnten wir im untersten Mauerteil der Südmauer des Nordtraktes, also des Zunfthauses, erfassen. Neben der Südostecke zeigte auch eine vermauerte Scharte, dass diese Mauer als Südmauer eines Gebäudes nördlich des angesprochenen Turmes fungierte.

Die Errichtung der Stadtmauer mit der drei Scharten aufweisenden Turmhalbschale setzt den teilweisen Abbruch der Mauer mit Ährenverband und der jüngeren Bauphase des Turmes voraus. Wenn die Mauer mit

Abb. 75: Chur 1997/98, Kirchgasse 14 (Schniderzunft). Südwestecke des ältesten Mauerwerks im Bereich der späteren Turmhalbschale zur Stadtmauer.

86 CARIGET AUGUSTIN, "Die Stadtmauer an der Südfassade", Vorbericht z. Hd. des Bauamtes.

87 Alle C<sup>14</sup>-Analysen wurden durch das R. J. Van de Graaff Laboratorium der Universität Utrecht NL gemacht.

- 88 Diese Bauphase ist wohl durch den Abt von Disentis, Johannes Schnagg, um 1470 entstanden. S. dazu Anm. 85.
- 89 Die Daten stützen sich auf Messungen der Jahrringe. Diese dendroanalytischen Untersuchungen wurden von Mathias Seifert von unserem Dendrolabor durchgeführt.
- 90 Stadt AC Urkunde A I/1.34.04, Diesen Hinweis und eine Kopie des Urteils verdanken wir Ursula Jecklin, Stadtarchivarin in Chur.

der Turmhalbschale der sogenannten Stadtmauer angehört, so ist sie etwa in die Mitte des 13. Jh. zu datieren, alle anderen Mauern sind somit älter.

Im Estrich konnte weiteres lagerhaftes Mauerwerk im nördlichen Teil der Trennwand zum Antistitium – dem westlich an die Schniderzunft anschliessenden Gebäude – festgestellt werden.

Alle diese Mauern sind vom Brand betroffen. Dass die jüngsten dieser Brandspuren dem Stadtbrand von 1464 entstammen, lässt sich aus den nachfolgenden, keine Brandschäden mehr aufweisenden Bauphasen erschliessen.

Die erste Bauphase nach dem Brand von 1464 scheint sich mit der Erweiterung des Antistitiums gegen Süden bis auf die Stadtmauer zu manifestieren. Dabei stiess das neuere Mauerwerk an den Abbruch von verbranntem Mauerwerk im nördlichen Teil des Antistitiums. Bemerkenswert war die Tatsache, dass dieser Neubau im Süden die Stadtmauer als Südmauer benutzt und darauf aufbaut. Ein ehemals möglicherweise begehbarer Bereich hinter der Stadtmauer wurde hiermit unterbrochen. Der neu erbaute Teil zeigte später vermauerte Fenster gegen Osten, also in den Bereich gegen den heute noch offenen Innenhof der Schniderzunft<sup>88</sup>.

Nicht ermittelt wurde die Entwicklung im Bereich des Zunfthauses, nachdem die oben erwähnte Südostecke abgebrochen worden ist. Es scheint, dass eine Vergrösserung des Gebäudes, von dem wir nur einen Teil der Südwand und die Südostecke kennen, möglicherweise vor dem Stadtbrand von 1464 stattgefunden hat. Bedingt durch den Untersuchungsumfang können wir erst wieder genauere Ergebnisse ab der Zeit von 1493 fassen. Damals wurde die heute wieder sichtbare, spätgotische gewölbte Holzdecke im 1. OG des Zunftgebäudes eingebaut (Abb. 76)<sup>89</sup>. Der Einbau der Decke setzte aber bereits eine Nordwand an Stelle der heute noch bestehenden Mauer gegen die Kirchgasse hin voraus. Die Entwicklung des Baus aus den lagerhaften Mauerresten zum heute noch geltenden Grundriss dürfte in mehreren Etappen vor sich gegangen sein.

Wir erkannten, dass bereits vor dem Einbau der datierten Decke die Nord- und Ostwand des Zunfthauses am heutigen Standort bestanden haben müssen. Die Zusammenhänge mit dem älteren Mauerwerk am Antistitium konnten nicht untersucht werden. Spätestens zur Zeit nach dem Stadtbrand verwendete das Zunftgebäude die älteren Mauerteile des Antistitiums als bestehende Wand, später wurde die ganze Ostfassade des Antistitiums von Osten her verbaut.

Wir wissen noch nicht, wann genau die Liegenschaft in den Besitz der Schniderzunft gelangte. Somit können wir nicht mit Bestimmtheit annehmen, dass die gewölbte Holzdecke und die nicht mehr erhaltenen, zugehörigen Wandtäfer die erste Zunftstube der Schnider bildete. Belegt ist die Schniderzunft an diesem Ort erstmals durch eine Gerichtsurkunde aus dem Jahre 1504<sup>90</sup>. Die

Abb. 76: Chur 1997/98, Kirchgasse 14 (Schniderzunft). Detail der spätgotischen Holzdecke nach der Freilegung, Zunfthaus, 1. OG.





Zunfttherren erhöhten einerseits das eigentliche Zunfthaus um ein Geschoss und errichteten eine Sommerlaube im Bereich der Stadtmauer und verbauten dem Abt damit die Fenster in der Ostfassade.

Das Urteil ist in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Einerseits geben die laut Urteil treffenden Massnahmen einen präzisen Beschrieb der Ostfassade des Antistitiums und andererseits auch Aufschluss darüber, zu welchen Räumen die einzeln aufgeführten Fenster gehörten. Diese konnten, soweit die Fassade der Untersuchung zugänglich war, dokumentiert werden. Besonders von Interesse ist zudem, dass namentlich ein Nachbar im Osten erwähnt wird. Dies bedeutet, dass anstelle des zwischen 1640 bis 1650 erbauten oberen Spaniöls bereits im frühen 16. Jh. ein Wohnhaus bestand. Weiter zeigt sich, dass nach dem Abt von Disentis weitere Bauherren die Stadtmauer als Gratiswand benutzten, diese also zumindest in Teilbereichen nicht mehr zugänglich war.

Aus dieser zu Streitigkeiten führenden Bauphase hat sich im Zunfthaus die Nordostecke im 2. OG noch erhalten, alle anderen Mauern sind späteren Umbauten zum Opfer gefallen.

Auf den Beschrieb der spätgotischen Decke wird verzichtet, weil diese heute wieder sichtbar ist.

Im Jahre 1602 wurde das Zunfthaus bis zu der noch heute bestehenden Firstlinie aus-

gebaut. So datiert der Dachstuhl<sup>91</sup> in dieses Jahr, und der Erker über dem Eingang (Abb. 74) ist durch eine Bauinschrift ebenfalls dieser Bauphase zugeordnet.

Ursprünglich bestand das 2. Geschoss aus zwei Räumen. Bereits 1634 wurden die Räume zu einem Saal zusammengefasst. Der datierte Eingang zum Saal und die beeindruckende Fensterfront in der Nordfassade (Abb. 77), welche auch noch den Erker integrierte, legten den noch heute gültigen Grundriss des Saals fest. Die behauenen Fenstersäulen aus Scalärastein wurden bemalt, das Zunftwappen im Kapitell mit in Gold gefasstem Baudatum (Abb. 78) versehen. Mit dem Einbau der Kassettendecke (Abb. 79) um 1680<sup>92</sup> wurde gleichzeitig die nördliche Dachfläche mittels Einbau eines Kniestocks etwas erhöht, um das die Sicht beeinträchtigende Vordach aus der Fensterfläche zu entfernen. Die dekorativen Fassadenmalereien am verputzten Kniestock (Abb. 80) sind heute hinter der rundkehligem Untersicht verborgen.

Im 18. Jh. wurde der Zugang über den Westtrakt mit der heute noch benutzten Treppe gebaut. Bereits früher befand sich südlich des eigentlichen Zunfthauses eine Küche, welche ebenfalls an die Aussenfassade des Antistitiums angebaut wurde.

Zu den Bauteilen, wie sie heute an der Süd-



Abb. 77: Chur 1997/98, Kirchgasse 14 (Schniderzunft). Saal im 2. OG, Fensterfront in der Nordwand.

Abb. 78: Chur 1997/98, Kirchgasse 14 (Schniderzunft). Saal im 2. OG, Kapitell der Fenstersäule mit Zunftwappen und Baudatum.

<sup>91</sup> Siehe Anm. 89.

<sup>92</sup> Siehe Anm. 85 und 89.



Abb. 79: Chur 1997/98, Kirchgasse 14 (Schniderzunft). Saal im 2. OG, um 1680 eingebaute Kassettendecke.

mauer angebaut sind, kann noch wenig gesagt werden. Klar ist, dass schon recht früh dort erste WC-Anlagen bestanden haben müssen, die Fäkalien also im Mühlbach entsorgt wurden.

A. G.



Abb. 80: Chur 1997/98, Kirchgasse 14 (Schniderzunft). Dekorative Malerei am 1680 aufgesetzten Kniestock.

## Chur, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai

LK 1195, 759 585/190 813, ca. 594 m ü. M.

Im Zuge der baulichen Sanierung der Städtischen Schul- und Verwaltungsliegenschaft Nicolai am Kornplatz konnten die archäologischen Untersuchungen 1998 fortgeführt werden<sup>93</sup>.

Während vier Wochen in den Monaten Mai und Juni wurde der unterkellerte Bereich des Nordtraktes detailliert untersucht und dokumentiert.

Seit Mitte Dezember wird das Erdgeschoss des Nordtraktes und der nördlichste Bereich des Osttraktes untersucht. Diese Arbeiten, welche teilweise gleichzeitig mit den laufenden Bauarbeiten durchgeführt werden und zur Hauptsache die Bauanalyse des aufgehenden Mauerwerks beinhalten, erstrecken sich voraussichtlich noch bis ca. Ende Februar 1999.

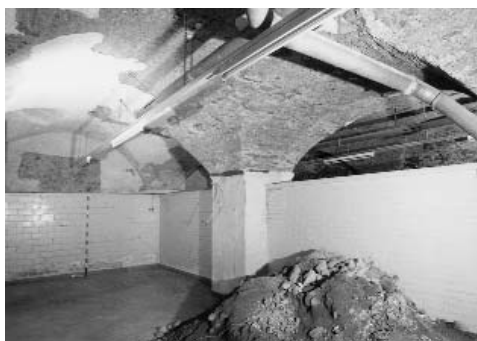
Der Ost- und der Nordflügel sind die Konventgebäude der Klosteranlage aus dem Ende des 13. Jahrhunderts.

Zum ursprünglichen Baubestand im untersuchten Bereich gehört der westliche Teil im Kellergeschoss und der nordöstliche Teil im Erdgeschoss, wo sich das aufgehende Mauerwerk bis zur Höhe des 1. Obergeschosses erhalten hat.

Der Keller (Cellarium) ist von quadratischer Form mit einer Raumausdehnung von ca. 8,15 x 8,55 m lichter Weite. In der Nordmauer konnten ein Eingang und ein Fenster festgestellt werden.

Die nordöstliche Ecke der beiden Gebäudetrakte ist der Standort des ehemaligen Refektoriums (Speisesaal). Es handelt sich dabei um einen rechteckigen Raum mit lichten Abmessungen von 8,30 m Breite und 13,30 m Länge. In der Nordmauer konnten

93 Jb AD/DP GR 1997, S. 13-19.



drei, in der Ostmauer vier Fenster ermittelt werden. Der Zugang erfolgte vom südlich daran anschliessenden Raum –dem Korridor (Klosterpforte). Vom unmittelbar westlich an das Refektorium anstossenden Raum haben sich lediglich Teile der beiden Aussenmauern mit Hinweisen auf originale Fensteröffnungen erhalten, so dass eine Rekonstruktion und damit auch eine eindeutige Funktionszuweisung nicht mehr möglich ist. Im Laufe der Zeit wurden verschiedene geringfügige bauliche Massnahmen vorgenommen:

Westlich des Refektoriums wurde mit dem Einbau einer Binnenmauer mit einem Durchgang und einer Feueröffnung ein neues Raumkompartiment geschaffen, welches nachträglich eine neue Öffnung in der Nordmauer erhielt. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde dieser Raum, dessen damalige Funktion noch zu bestimmen ist, mit einer Tonne eingewölbt und die bestehende Öffnung in der Nordmauer verändert sowie ein Scharfenfenster in der Südmauer eingebaut.

An sämtlichen Tür- und Fensteröffnungen wurden später Flickarbeiten ausgeführt, welche auch eine neue Verputzfassung mit sich brachten. Dabei könnte es sich um die Wiederherstellung nach dem Brand im Jahre 1350 handeln.

Eine genaue absolute Datierung dieser klei-

nen Umbauphasen erhoffen wir uns von den dendrochronologischen Untersuchungen der vorgefundenen Bauhölzer zu den einzelnen Phasen.

Bei einer grossen Umbauphase wurde der bestehende Keller abgetieft und überwölbt. Zusätzlich wurden neue gewölbte Kellerräume geschaffen (Abb. 81 und Abb. 82).

Im Erdgeschoss wurde die bestehende Raumeinteilung und -nutzung verändert. Gleichzeitig wurden Kreuzgratgewölbe eingebaut, neue Fussböden angelegt und Veränderungen am Aufgehenden (Fenster, Durchgänge, Nischen, Verputz) durchgeführt (Abb. 83).

Auf dem Wandpfeiler an der Westmauer des neuen Refektoriums liest man die Zahl 1488 (Abb. 84). Die Resultate der dendrochronologischen Untersuchungen der dieser Bauphase zugehörigen Hölzer stehen ebenfalls noch aus.

Bauliche Eingriffe, welche im Zusammenhang mit den Wiederherstellungs- und Umbauarbeiten nach dem grossen Stadtbrand des Jahres 1574 stehen, zeigten sich nur in



Abb. 81: Chur 1998, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai. Nordflügel, Cellaarium von 1488. Ansicht gegen Süd-Osten.

Abb. 82: Chur 1998, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai. Nordflügel, Cellaarium von 1488, Treppenabgang. Ansicht gegen Norden.

Abb. 83: Chur 1998, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai. Nordflügel, Refektorium von 1488. Ansicht gegen Osten.



kleinem Masse. Durch die Überwölbung der Räume waren die Schäden nur geringfügig.

Diverse Umbauten im Keller- und Erdgeschoss, die Geschosse über dem Refektorium und der gesamte westliche Bereich des Nordtraktes sind im Zuge des Schulhaus-Neubaus in den Jahren 1809-1812 entstanden.

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse soll nach dem Abschluss der Untersuchungen erfolgen.

H. S.

Abb. 84: Chur 1998, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai. Nordflügel, Refektorium von 1488. Wandpfeiler mit Datum 1488. Ansicht gegen Westen.



## Donath, Surses

LK 1235, ca. 752 250/166 100, ca. 1060 m ü. M.

Im März 1998 teilte die Gemeinde Donath dem Archäologischen Dienst GR mit, dass im Bereich des Gräberfeldes von Donath, wo 1926<sup>94</sup> und auch 1961<sup>95</sup> frühbronzezeitliche Grabfunde entdeckt wurden, eine neue Wasserleitung angelegt werden müsse. Eine diesbezügliche Vorbesprechung fand am 13. 3. 1998 in Donath-Surses statt.

Anlässlich der Bauüberwachungen Ende März wurde darauf geachtet, dass die neue Wasserleitung im Grabenbereich der bereits bestehenden Wasserleitung geführt und der Aushub für den geplanten vertikalen Wasserschlitz nicht im Areal des Gräberfeldes stattfand, sondern grösstenteils durch einen Schlitz in der Strassenstützmauer von der Strassenseite her getätigt wurde. So konnten weitere Störungen im Bereich des Gräberfeldes und damit auch grössere archäologische Flächengrabungen vermieden werden.

Auch im Bereich des Bot Muntagn/Bot Git, wo sich das Wasserreservoir befindet und wo gemäss Burgenbuch Graubünden vermutlich eine Burgstelle gestanden haben soll<sup>96</sup>, konnten keine Anzeichen einer Kulturschicht oder auch einer gemörtelten Mauer festgestellt werden. Bei angeblich im Gelände zu beobachtenden "Mörtelspuren" könnte es sich auch um irgendwelche Moränen-Konglomerate handeln. Irreführend scheint auch die Bezeichnung "Bot Git" (siehe diesbezüglich Landeskarte Bl. 1235, 1:25 000 und auch Burgenbuch Graubünden) zu sein; im Volksmund bezieht sich der Begriff Bot Git auf die Burgstelle von Patzen-Fardün-La Tur, während die untere Hügelkuppe mit dem Wasserreservoir im Volksmund eindeutig als Bot Muntagn bezeichnet wird<sup>97</sup>.

J. R.

Medels i. Rheinwald, Alp Scarpiola

LK 1254, ca. 740 950/156 900, ca. 1860 m ü. M.

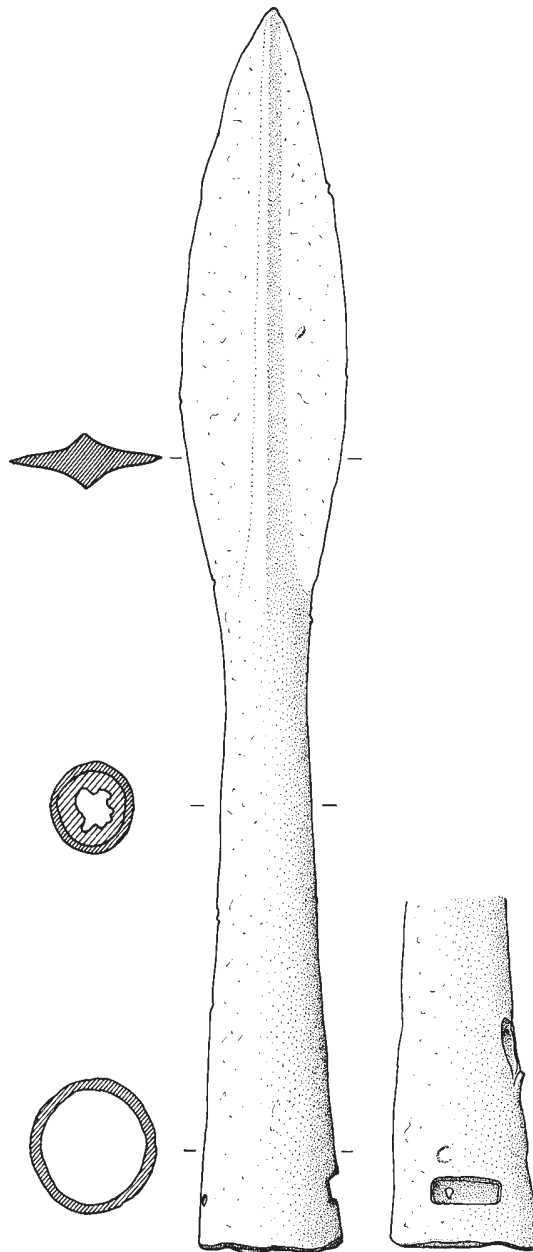
Im Sommer 1998 wurde dem Archäologischen Dienst GR durch Herrn J. Menti, Bäch ZH, eine eiserne Lanzenspitze zuge stellt, die er im Sommer 1997 anlässlich der Alpbestossung in der Flur Rothärt im unteren Teil der Alp Scarpiola entdeckt hatte. Die Lanze war höchstwahrscheinlich durch eine Kuh beim Weidgang ans Tageslicht be fördert worden.

Beim Fundobjekt handelt es sich um eine recht massive Lanzenspitze aus Eisen von 520 g Gewicht und 32,5 cm Gesamtlänge. Das Lanzenblatt ist relativ kurz (ca. 16 bis 17 cm), aber gut ausgebildet mit markan tem Mittelgrat und kräftiger Spitzenpartie (Abb. 85). Sehr auffallend ist die massive konische Tülle, die praktisch dieselbe Län ge wie das Lanzenblatt aufweist (ca. 16 cm) und im unteren Teil einen beträchtlichen Durchmesser von rund 4 cm erreicht.

Am unteren Ende der Tülle ist ein markan ter rechteckiger Schlitz von ca. 18 x 6 bis 7 mm vorhanden, der wohl zur Fixierung der Lanzenspitze auf einem massiven Holz schaft diente. Dem Schlitz gegenüber be findet sich ein kleines Nietloch. Ob ein weiteres unförmiges Loch oberhalb der Schlitzöffnung eine nachträgliche Beschädi gung des Lanzen eisens ist oder ob man mit diesem Loch eine weitere Fixiermöglichkeit für die Lanze schaffen wollte, ist unklar.

Im Innern der Tülle ist eine klare Arbeits naht erkennbar, die auf der Tüllenaussen seite nicht sichtbar ist.

Lanzenspitzen mit derart ausgeprägter Tül lenbildung finden sich unter den eisenzeitli chen<sup>98</sup>, römischen<sup>99</sup> und auch frühmittelal terlichen<sup>100</sup> Vergleichsbeispielen kaum oder gar nicht.



Hingegen finden sich solch massive Tüllen bildungen nicht selten bei spätmittelalterli chen Lanzen- oder auch Spiesseisen, so z. B. in Sagogn-Schiedberg<sup>101</sup>, auf der Ruine Alt Wartburg<sup>102</sup> oder auch auf der Burgruine Attinghausen<sup>103</sup>, wo diese Waffen immer etwa ins 14. Jh. n. Chr. datieren. – Weitere Beispiele von Langspiesen und Sauspiessei sen – ebenfalls mit ausgeprägter Tüllenbil dung – werden bereits ins 15. und 16. Jh. n. Chr. datiert<sup>104</sup>.

Abb. 85: Medels i. Rhw., Alp Scarpiola. Lanzen- oder Spiesseisen. Mst. 1:2.

94 JbSGU 18, 1926, 54-56; 19, 1927, 59f.; 20, 1928, 30. – BURKART WALO: Das Kuppelgrab von Donath. BM 1942, 353-364.

95 JHGG 1961, 9-11. – JbSGU 50, 1963, 66f. – KAUFMANN BRUNO: Das frühbronzezeitliche Gräberfeld von Donath GR. Archives suisses d'anthropologie générale 43,2, Genf 1979, 183-191. – ZÜRCHER ANDREAS: Urgeschichtliche Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rät. Museums Nr. 27, Chur 1982, 25, Nr. 53.

96 CLAVADETSCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984, 170.

97 Freundliche Auskunft von Frau D. Bandli-Cantieni, Donath, die in unserem Auftrag bei älteren Einwohnern von Donath recherchierte.

98 Z. B. VOUGA PAUL: La Tène. Monographie de la station publiée au nom de la commission des fouilles de La Tène, Leipzig 1923, pl. IX-XIV. – WYSS RENÉ, in: UFAS IV, Basel 1974, 105-138, speziell Abb. 27.

99 Z. B. WÄLKE NORBERT: Das römische Donaukastell Straubing-Sorviodurum. Limesforschungen Bd. 3, Berlin 1965, Taf. 107 und 108.

100 MOOSBRUGGER-LEU RUDOLF: Die Schweiz zur Merowingerzeit, Band B, Bern 1971, Taf. 13-15.

101 MEYER WERNER, BOSCARDIN LETIZIA MARIA: Burgenfor schung in Graubünden, Olten 1977, 100 E1 und 126 E1.

102 MEYER WERNER: Die Burgruine Alt-Wartburg, Kanton Aargau. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters Bd. 1, Olten 1974, 72 C2 und 74 C2.

So möchten wir letztlich das Lanzen- oder Spiesseisen von Medels-Rothärt am ehesten ins Spätmittelalter oder schon in die frühe Neuzeit datieren. Dass das Objekt als Jagdwaffe Verwendung gefunden haben könnte, kann seiner spezifischen Fundlage auf einer Alp wegen nicht à priori ausgeschlossen werden.

J. R.

### Splügen, Weg zur Burg

LK 1255, ca. 745 100-320/157 950 - 158 040, ca. 1520 m ü. M.

Im Zusammenhang mit dem Bau der neuen Meliorationsstrasse von der Kirche Splügen zur Burg Splügen wurden im Sommer 1998 im Bereich des bestehenden Weges, der sporadisch noch schöne Pflasterungen des "alten Talweges" (Kommerzialstrasse) erkennen lässt, mehrere kleine Sondierschnitte angelegt, um abzuklären, ob allenfalls noch tieferliegende Überreste des "alten Talweges"<sup>105</sup> oder gar des "Römerweges"<sup>106</sup> vorhanden sind.

In insgesamt drei kleinen Sondierschnitten, die im östlichen Teil des betreffenden Weges, d. h. rund 30 bis 300 m westlich der Burg Splügen, angelegt wurden, wurde festgestellt, dass in diesem Wegbereich nur noch höchst bescheidene Reste des "historischen Weges", d. h. wohl der gepflästerten Kommerzialstrasse des 18./19. Jh., vorhanden waren. Ein mögliches älteres Strassen-niveau konnte bestenfalls noch in Sondierschnitt Sg1<sup>107</sup> beobachtet werden, wobei eine nähere Datierung dieses Strassenniveaus nicht möglich war.

Dieser Befund lässt schliessen, dass der alte gepflästerte Talweg in diesem Bereich des Burgweges wahrscheinlich in unserem Jahrhundert durch die landwirtschaftliche Nut-

zung mit schweren Maschinen weitgehend zerstört wurde.

In Zusammenarbeit mit dem Meliorationsamt GR gelang es zumindest, den noch am besten erhaltenen Teil des gepflästerten Weges im Steilanstieg rund 400 bis 450 m westlich der Burg Splügen zu erhalten<sup>108</sup>.

J. R.

### St. Martin, oberhalb Tätschhütti

LK 1234, 732000 / 169000, ca. 1840 m ü. M.

Im Frühjahr 1999 wurde dem Archäologischen Dienst GR durch Herrn Rudolf Kopschke, Vadans/Montafon, ein Steinbeil abgeliefert, das er im Herbst 1996 beim Strahlen gefunden hatte.

Das Steinbeil fand sich auf Boden der Gemeinde St. Martin (Valstal) rund 700 bis 800 Höhenmeter oberhalb der Fraktion Lunschana, d. h. rund 250 bis 300 m westlich oberhalb der sog. "Tätschhütti". Das Steinbeil wurde oberflächlich in einem Steinblockfeld auf ca. 1840 m ü. M. aufgefunden.

Beim Steinbeil handelt es sich um ein schönes Exemplar eines grösseren Beiles von gut 20 cm Länge (Abb. 86). Das Beil besteht aus einem feinkörnigen granitartigen Grünschiefer. Es weist eine längliche Form mit spitzem Nacken auf. Im Querschnitt ist es flachoval bis z. T. lanzettförmig. Die Schneidenpartie der Beilklinge ist leicht beschädigt. Sehr schön hebt sich die hellere, aufgerauhte Nackenpartie von der dunkleren, äusserst sorgfältig überschliffenen übrigen Klingenteil ab.

Das Beil dürfte in eine nicht allzu junge Phase der Jungsteinzeit datieren. Ähnliche, aber nicht vollständig identische Beilformen gibt es z. B. von Zürich-"Kleiner Hafner"

103 DURRER ROBERT: Die Ruine von Attinghausen. ASA 8, 1898, 47ff., Nr. 23. –Oder: MEYER WERNER: 1291 –Die Geschichte. Die Anfänge der Eidgenossenschaft, Zürich 1990, 115 oben.

104 SEITZ HERIBERT: Blankwaffen I. Geschichte und Typenentwicklung im europäischen Kulturbereich. Von der prähistorischen Zeit bis zum Ende des 16. Jh., Braunschweig 1965, z. B. 222, Abb. 143 A; 384, Abb. 289.

105 Siehe z. B. GREDIG HANSJÜRIG, HEGLAND ARNE, SIMONETT JÜRIG, in: IVS Dokumentation, 1255 Splügenpass, Bern 1991, 15.5 (1-3).

106 PLANTA ARMON: Verkehrswege im alten Rätien, Bd. 4, Chur 1990, 155 und 187f., Abb. 1-3.

107 Dokumentation ADG.

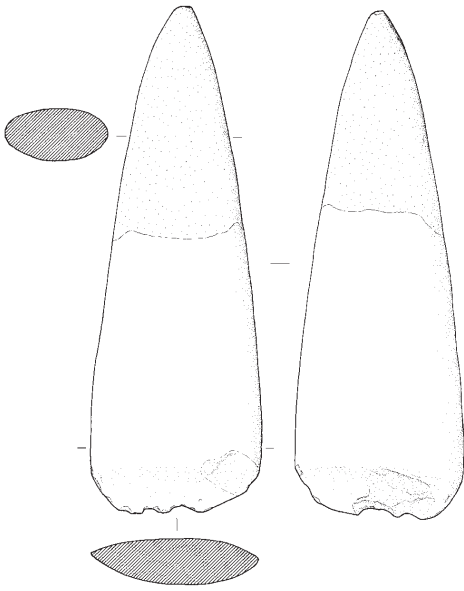
108 Den Mitarbeitern des Meliorationsamtes sei für ihr Verständnis in dieser Angelegenheit bestens gedankt.



Abb. 86: St. Martin GR (Vals-  
tal). Steinbeil, das oberhalb  
der Tätschhütte auf über 1800  
m ü. M. gefunden wurde.  
Mst. 1:3.

- 109 SUTER PETER: Zürich "Kleiner Hafner". Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Monographien 3, Zürich 1987, Taf. 42,1.
- 110 WILLMS CHRISTOPH: Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann, Bd. 9. Die Felsgesteinartefakte der Cortaio-Schichten, Bern 1980, Taf. 11, 198.
- 111 WYSS RENÉ: Steinzeitliche Bauern auf der Suche nach neuen Lebensformen, Bd. 1. Die Funde, Zürich 1994, 19, Abb. 1,1-4.
- 112 Siehe dazu: RAGETH JÜRIG, in: Churer Stadtgeschichte Bd. I, Chur 1993, 28-61. - Ders., in: Handbuch zur Bündner Geschichte, Bd. I, Chur 2000 (zurzeit in Druckvorbereitung). - Ders., Kleine Urgeschichte Graubündens. AS 2000 (zurzeit in Vorbereitung).
- 113 BRUN EDUARD: Geschichte des Bergbaus im Oberhalbstein, Davos/Dübendorf 1986, 43f.

Abb. 87: Tiefencastel, südlich Plang Peng. Ofenanlage.



(Schichtphase 4E)<sup>109</sup>, von Twann (Schicht MS)<sup>110</sup> aber auch von Egozwil 3<sup>111</sup>, die alle in die Zeit um 4000 v. Chr. oder in die erste Hälfte des 4. Jahrtausends datieren.

Interessant wäre es nun natürlich zu wissen, wie ein doch relativ frühes Steinbeil in die Abgeschiedenheit dieser Gegend und zudem noch in diese Höhe gelangte, nachdem doch in Graubünden für die Jungsteinzeit bis anhin nur eine recht geringe Besiedlung nachgewiesen ist<sup>112</sup>.

J. R.

### Tiefencastel, südlich Plang Peng

LK 1236, ca. 764 520/168 120, ca. 1240 m ü. M.

Im Herbst 1998 wurde der Archäologische Dienst GR durch Herrn P. Lohner, Mon, darauf aufmerksam gemacht, dass anlässlich eines Waldwegbaus südlich der Flur Plang Peng oberhalb Tiefencastel ein rundes Bauwerk angeschnitten worden sei.

Der betreffende Befund liegt rund 150 bis

200 m südlich Plang Peng, unmittelbar östlich der 1998 neu erstellten Waldforststrasse.

Bei der Anlage handelt es sich um eine runde bis leicht ovale Ofenanlage von ca. 3,20 m Innendurchmesser und rund 4 m Aussendurchmesser (Abb. 87). Die Ofenanlage ist noch mindestens 1,80 bis 2 m hoch in Trockenmauerwerk erhalten. Das Innere des Ofens ist mit Steinmaterial und z. T. auch Holz verfüllt. Die z. T. deutlich rot verbrannten Kalksteine der Anlage verraten eindeutig deren Funktion als Ofen. Ob ein allfälliger Zusammenhang dieser Ofenanlage mit den benachbarten Stollen und Erzabbaugebieten von Tgant Ladrung und Plang Peng und der Serpentinthalde unterhalb Gravas besteht, wo im 19. Jh. und möglicherweise schon in den Jahrhunderten zuvor nach Eisenerzen und anderen Erzen gesucht wurde<sup>113</sup>, ist schwer zu beurteilen. Doch kann auch nicht ausgeschlossen werden, dass wir es hier mit den Überresten eines Kalkbrennofens zu tun haben. Diesbezügliche weitere Resultate könnten nur anhand von archäologischen Untersuchungen und Ausgrabungen erzielt werden. Unseres Erachtens dürfte die Ofenanlage aber am ehesten in die Neuzeit datieren.



J. R.

**Tumegl/Tomils, Sogn Murezi**

LK 1215, 738 080/181 060, ca. 815 m ü. M.

Nach einem Unterbruch im Jahre 1997 wurden die Ausgrabungsarbeiten in Tomils 1998 wieder aufgenommen.

Nach der Dokumentation des Querprofils und des westlichen Teils des Längsprofils durch die Kirche wurden die verschiedenen Verfüllschichten des Kircheninnern maschinell ausgehoben. Sie datieren ab dem 16. Jahrhundert und reichen bis ins 20. Jahrhundert. Die weiteren Untersuchungen im Kircheninnern werden zu einem späteren Zeitpunkt weitergeführt.

Auch wenn die baugeschichtlichen Untersuchungen am Kirchenbau noch nicht weit fortgeschritten sind, können die wichtigsten Phasen schon erkannt werden (Abb. 88). Der Gebäudeteil mit den drei Nischen östlich der drei Apsiden ist eindeutig älter als jene und datiert möglicherweise ins 6./7. Jahrhundert. In karolingischer Zeit (um 800) werden die drei Apsiden eingeschrieben und der südliche Teil zum älteren Gebäude mit einer etwas abgewinkelten Mauer geschlossen. Im nördlichen Teil bleibt diese Stelle offen, was wohl bedeutet, dass die drei Nischen des älteren Gebäudes nach dem Bau der drei Apsiden nicht mehr in Gebrauch waren.

Die Annexbauten südlich der Kirche reichen bestimmt über die vorgesehene Grabungsgrenze hinaus, wie ein langer Wasserleitungsgraben ca. 10 m südlich davon gezeigt hat. Der karolingische Pfennig (Abb. 89) deutet darauf hin, dass dies zumindest teilweise schon in dieser Zeit der Fall gewesen ist.

Im Hochmittelalter (10./11. Jh. ?) wurden die Schiffsmauern ersetzt. In der Westmauer wurde eine ältere Bauphase als diese

Erneuerung gefasst. Möglicherweise kann man mit diesem Mauerrest die Westausdehnung der karolingischen Kirche definieren. Das würde heissen, dass die Grösse der Kirche im Hochmittelalter nicht verändert wurde.

Wegen dem Bau einer neuen Strasse, welche nördlich und westlich nahe am Kirchenbau vorbeigeführt wird, wurden im Grabungsjahr 1998 vor allem die betroffenen Bereiche im Norden untersucht. Dabei konnten die Resultate der Radarmessungen<sup>114</sup> von 1997 über den Verlauf der Friedhofmauer weitgehend bestätigt werden. Sie führt rund um die Kirche herum. Durchgänge wurden keine gefasst. Da der westliche Teil der Friedhofmauer vorläufig nicht ausgegraben wird, muss offenbleiben, ob sich der Zugang zum Kirchenareal an dieser Stelle befunden hat.

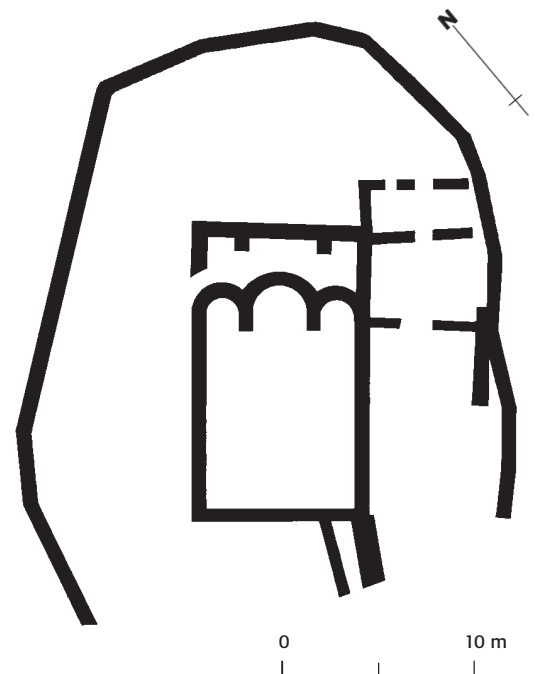


Abb. 88: Tumegl/Tomils 1998, Sogn Murezi. Schematischer Grundriss, Mst. 1:400.

Der archäologische Befund und der gleiche Mauercharakter wie der der Schiffsmauern lassen eine Datierung der Friedhofmauer ins Hochmittelalter für wahrscheinlich erscheinen. Mauerreste einer allfälligen älteren Umfassungsmauer wurden bisher keine gefasst. Ein grosser Teil der Arbeiten fiel auf das Freilegen und Dokumentieren der Gräber. Insgesamt beläuft sich die Anzahl der bisher vollständig oder teilweise freigelegten Gräber in Tomils auf etwa 150 Individuen. Im nördlichen Bereich der Grabung befinden sich auffallend viele Gräber ausserhalb der Friedhofmauer. Allerdings haben einige von ihnen keinen Bezug zur Friedhofmauer, da sie älter als diese sind. Besonders hervorheben wollen wir zwei von ihnen, weil sie jeweils mit einem Grabstein markiert sind. Es handelt sich dabei um grob zugehauene Steine ohne Inschriften. Die Grabgrube des abgebildeten Grabes ist mit einer Steinumfassung ausgekleidet (Abb. 90). Da dieses Grab sicher älter als die Friedhofmauer und somit wohl auch als die Schiffsmauer ist, kann eine Datierung sowohl in karolingische Zeit oder gar älter in Betracht gezogen werden.

Ausser im Kircheninnern sind wir innerhalb der Friedhofmauer bisher an allen untersuchten Stellen auf Gräber gestossen. Dies gilt auch für den Bereich der ehemaligen Annexbauten, welche nach dem Bau der Friedhofmauer wenigstens teilweise abgebrochen worden sind.

Die Belegung des Friedhofes dauerte bis zum Abgang der Kirche im 16. Jahrhundert.

Auch die im Jahre 1998 freigelegten Bestattungen enthielten fast keine Beigaben. Zu erwähnen ist ein Spinnwirtel aus Lavez, der sich links unter dem Schädel befand, ein kleines, stark korrodiertes Eisenobjekt im



Hüftbereich (Gürtelbestandteil ?) und ein seltsames Metallfragment (Legierung wohl Bronze/Blei) auf einem Wadenbein. Alle drei Funde stammen aus verschiedenen Gräbern. Ihre Datierung ist noch unklar. Einige kleine Sondierschnitte haben prähistorische Funde ergeben. Eine Graphittonscherbe lässt sich am ehesten in die Eisenzeit (2./1. Jh. v. Chr.) datieren. Weitere Keramik, welche aus anderen Schnitten stammt, gehört in die Spätbronzezeit (1300-800 v.

Abb. 89: Tumejl/Tomils 1998, Sogn Murezi. Pfennig aus Silber, Pavia, Karl der Grosse 774-800, Stempelstellung 270°, CARLVS REX FR(ancorum), PAPIA, Mst. 2:1.



Abb. 90: Tumejl/Tomils 1998, Sogn Murezi. Grab mit grob zugehauenen Grabstein. Ansicht gegen Westen.

Chr.). Für eine genauere Datierung reicht das Fundmaterial noch nicht aus.

Das alte Schutzdach über der Kirche wurde durch ein neues ersetzt, welches eine Fläche von ca. 550 Quadratmetern überdeckt. Nun sind die ganze Kirche, die Nebengebäude und die Grabungsfläche westlich der Kirche vor Witterungseinflüssen geschützt.

Im Jahre 1999 werden die archäologischen Untersuchungen fortgeführt.

B. C./H. S.

### Untervaz, Ulmgass

LK 1175, ca. 759 630/199 550, 563 m ü. M.

Am 27. 5. 1998 erfolgte die telefonische Mitteilung durch das Architekturbüro Hug, Untervaz, dass auf der Baustelle des neuen Gemeindehauses an der Ulmgass ein menschliches Skelett zum Vorschein gekommen sei.

Eine erste Begehung der Fundstelle erfolgte am selben Tag durch Arthur Gredig (ADG). Die Grabgrube war im Südprofil der Baustelle noch erkennbar, doch die Skelettreste waren grösstenteils bereits aus ihrer ursprünglichen Lage in die Baugrube verstrützt. Anlässlich der ersten Begehung wurde auch erkannt, dass eine ältere, möglicherweise prähistorische Kulturschicht mit Hüttenlehm vorhanden war, die durch die Grabgrube durchschnitten war. Mit der Bauleitung wurde vereinbart, dass die Profilaufnahme zu einem späteren, für beide Parteien geeigneteren Zeitpunkt stattfinden solle.

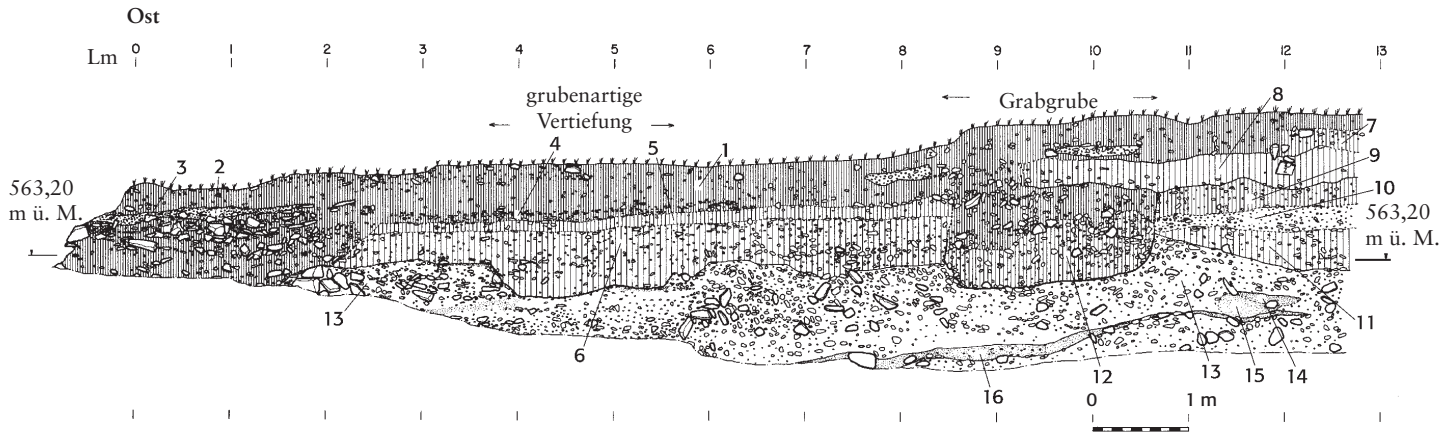
Die Profilreinigung und auch -dokumentation erfolgte letztlich unter Leitung des Schreibenden Mitte Juli und dauerte rund eine Woche.

Im Südprofil der Baugrube (Abb. 91) war bei Laufmeter 8,50 bis 10,50 noch einiger-

massen die oben genannte Grabgrube (Nr. 12) zu erkennen, die unter einer rezenten Humusschicht (Nr. 1) und unter einer siltig-humosen Schicht (Nr. 8) lag, welche letztere ebenfalls noch rezente Funde enthielt. Die Grabgrube durchschlug dabei eine braune bis z. T. dunkelbraune, partiell auch beige-braune, kiesig-humose Schicht, die Hüttenlehm, relativ viel Knochenmaterial und auch etwas prähistorisches Keramikmaterial enthielt (Nr. 6, 10 und 11). Zugleich war die Grabgrube auch leicht in den anstehenden Kies (Nr. 13) eingetieft, bei dem es sich höchstwahrscheinlich um Rufenablagerungen des Cosenzbaches handeln dürfte.

Im Westprofil der Baugrube liess sich vor allem im südlichen Profilteil (Abb. 92) wieder unter der Humusdecke und einer wohl rezenten siltig-humosen Strate (Nr. 3) eine braune, kiesig-humose Schicht (Nr. 5) und eine hellbraune, kiesig-humose Schicht (Nr. 7) fassen, welche letztere wiederum Hüttenlehm und etwas prähistorische Keramik enthielt. Bei ca. Laufmeter 0 bis 2 fiel in dieser Schicht eine stärkere Steinkonzentration auf, die möglicherweise mit einem konstruktiven Befund in Zusammenhang stehen könnte. Bei ca. m 10 bis 13 war diese Schicht durch zwei grubenartige Befunde mit Holzkohleresten (Nr. 8 und 10) durchschlagen; gleichzeitig schien diese Schicht in dieser Zone allmählich auszulaufen.

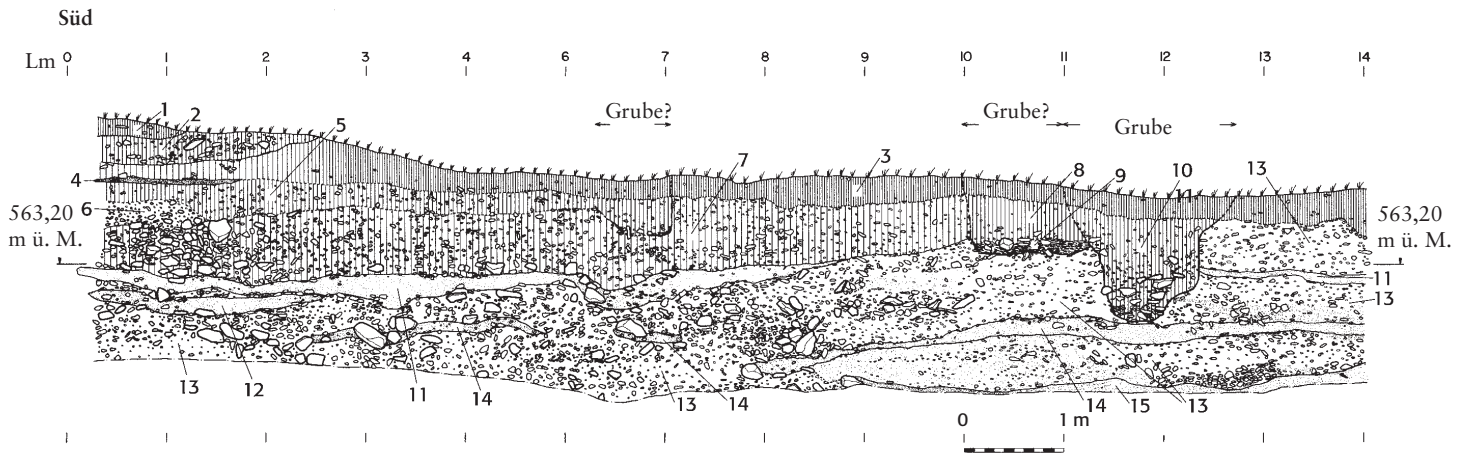
Unter der prähistorischen Kulturschicht waren noch mehrere siltige Bänder (Nr. 11, 12, 14 und 15) und dicke kiesige Straten (Nr. 13) zu beobachten, die wohl als Ablagerungen des Cosenzbaches zu deuten sind. Die prähistorische Kulturschicht dürfte sich in erster Linie in südlicher Richtung, d. h. in Richtung Dorfplatz, und in zweiter Linie auch hangaufwärts in westlicher Richtung (Richtung Chronagass) orientieren.



Legende

- |  |   |  |
|--|---|--|
| 1 dunkelbraun, steinig-humos                     | 7 (dunkel-)braun kiesig-steinig humos (Bauschutt)             | 13 anstehender Kies                            |
| 2 kiesig-humoses Band                            | 8 grau-siltig-humos   | 14 siltig-lehmig                               |
| 3 dunkelbraun, steinig-humos z. T. mit Bauschutt | 9 braun, kiesig-humos   | 15 grau-sandig                                 |
| 4 kohliges Band                                  | 10 helles, kiesig-humoses Band                                | 16 rötlich-braun, lehmig-siltig, mit Holzkohle |
| 5 (dunkel-)braun, fein-humos                     | 11 beige-braun, kiesig-humos hüttenlehmhaltig (prähistorisch) |  |
| 6 dunkelbraun, steinig-humos (prähistorisch?)    | 12 braun, steinig-kiesig-humos                                |  |

Abb. 91: Untervaz, Ulmgass.  
Baugrube des neuen  
Gemeindehauses, Südprofil.



Legende

- |  |   |                         |
|--|---|-------------------------|
| 1 dunkelbraun, steinig(-humos) (Humus)                 | 6 helles, kiesig(-humoses) Band                                       | 11 grau-siltig          |
| 2 (dunkel-)braun, kiesig-steinig-humos mit Bauschutt   | 7 hellbraune, kiesig-humose Schicht, hüttenlehmhaltig (prähistorisch) | 12 grau-grünlich-siltig |
| 3 grau-siltig(-humos) bis dunkelbraun, (steinig-)humos | 8 (dunkel-)braun, steinig-kiesig humos                                | 13 anstehender Kies     |
| 4 hellgrau, kiesig-sandig                              | 9 Kohleband   | 14 hellbraun-siltig     |
| 5 braun, kiesig-humos                                  | 10 dunkelbraun, steinig-humos   | 15 grau-siltig          |

Abb. 92: Untervaz, Ulmgass.  
Baugrube des neuen  
Gemeindehauses, Westprofil.

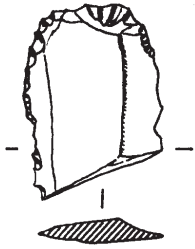


Abb. 93: Vaz/Obervaz, Plam da Bots. Fragment einer Silex- oder Radiolaritklinge. Mst. 1:1.

Das bescheidene keramische Fundmaterial, das während der Profilreinigungsarbeiten geborgen werden konnte, lässt vorläufig eine eindeutige Datierung der prähistorischen Kulturschicht nicht zu; doch dürfte das Fundmaterial wohl eher in eine entwickelte Spätbronzezeit oder gar Eisenzeit, denn in eine frühe und mittlere Bronzezeit datieren.

Der näheren Umgebung des neuen Gemeindehauses ist wohl auch in Zukunft einige Aufmerksamkeit zu schenken.

J. R.

#### Vaz/Obervaz, Plam da Bots

LK Bl.1215, ca. 758 400/177 600, ca. 2250 m ü. M.

Im Herbst 1998 wurde dem Archäologischen Dienst GR durch Frau Marlise Wunderli, Zug, das Fragment einer Silexklinge abgeliefert. Der Fundgegenstand wurde einige Zeit zuvor bei einer Bergwanderung oberhalb der Lenzerheide, in der Flur Plam da Bots, die zwischen dem Piz Scalottas und dem Daniserhorn drin liegt, am Rande eines Bergweges gefunden.

Beim Silex handelt es sich um einen braunen bis nahezu rotbraunen Silex oder eventuell auch Radiolarit. Das Fragment ist Teil einer wohl neolithischen, einseitig retuschierten Silexklinge (Abb. 93).

Interessant ist die Lage des Objektes auf 2250 m ü. M. Es macht den Anschein, dass das Gerät von einem jungsteinzeitlichen Jäger verloren oder allenfalls auch weggeworfen wurde.

Jungsteinzeitliche Einzelfunde auf einer Höhe von 2000 m ü. M. oder darüber bilden bis anhin in Graubünden eher eine Seltenheit. Erinnert sei diesbezüglich an den Steinbeilfund von Avers-Gorischhus<sup>115</sup>, eine Steinbeilklinge von Poschiavo-Alp

Prairol<sup>116</sup> und eine wohl neolithische Silexklinge von Stampa-Maloja, die am Aufstieg zum Lunghinpass gefunden wurde<sup>117</sup>.

J. R.

#### Zillis/Reischen, östlich Burg Hasenstein

LK Bl. 1235, ca. 753 390-420/166 380-420, ca. 960 m ü. M.

Durch ein BAB-Gesuch (BAB = Bauten ausserhalb der Bauzone) erfuhr der Archäologische Dienst GR, dass östlich der Burganlage von Hasenstein<sup>118</sup>, unmittelbar östlich der alten Kantonsstrasse, ein Stallneubau (Stall G. Mark) realisiert werden sollte. Da im Burgareal der Burg Hasenstein anlässlich von Ausgrabungen 1980 und 1986, nur 20 bis 40 m vom geplanten Stallbau entfernt, neben einer Umfassungsmauer und einem wohl mittelalterlichen Holzgebäude auch spätrömisch-frühmittelalterliche Gebäudereste gefasst wurden<sup>119</sup>, war dem Bauprojekt schon einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Leider wurde der Archäologische Dienst GR – trotz klarer Auflagen im BAB-Entscheid – erst zu spät über den Baubeginn unterrichtet, nachdem bereits grössere Teile der Humusdecke maschinell abgestossen worden waren.

Trotz mehrtägiger Bauüberwachung konnten auf dem Areal des Stallneubaus weder römische Mauerfundamente noch eine römische Fundschicht festgestellt werden; neben Keramik- und Eisenfunden des 19. Jh. konnten lediglich ein winziger Terra-Sigillata-Splitter und ein kleines Bronzefragment geborgen werden. Ein Konzentrat aus massiveren Steinen mit Mörtelresten im südwestlichen Bereich des Stallareales erwies sich letztlich als rezente Aufschüttung eines neuzeitlichen Weges.

115 JbSGUF 72, 1989, S. 238f.

116 JbSGUF 79, 1996, 229. – Jahresber. ADG und KDGR 1995, S. 112.

117 BM 1951, S. 242. – JbSGU 42, 1952, S. 45f. – ZÜRCHER ANDREAS: Urgeschichtliche Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rät. Museums Chur, Nr. 27, Chur 1982, 43, Nr. 210.

118 CLAVADETSCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984, 173.

119 JANOSA MANUEL, in: AiGR 1992, 321-325.

Im nördlichen Teil des Stallareales, wo der Aushub für eine grössere Jauchegrube getätigt worden war, beobachteten wir auch 3 bis z. T. 4 m hohe hellgraue und hellbräunliche Lehmablagerungen, die partiell von dünnen, torfig-lehmigen Bändern durchzogen waren. Diese Lehmablagerungen dürften auf ein stehendes Gewässer (wohl ein kleiner See) in einer recht frühen Zeitphase schliessen lassen. Ähnliche Beobachtungen wurden auch 1986 im Areal der Burganlage Hasenstein gemacht.

J. R.

Die Kurzberichte sind mit den Initialen der Autoren gekennzeichnet:

Bruno Caduff	(B. C.)
Arthur Gredig	(A. G.)
Manuel Janosa	(M. J.)
Alfred Liver	(A. L.)
Jürg Rageth	(J. R.)
Hans Seifert	(H. S.)

## Vorwort des Denkmalpflegers

### Wissenschaftliches Kolloquium in Müstair

Das Benediktinerinnen-Kloster St. Johann in Müstair ist weltberühmt und 1983 wegen seines einmaligen Bestandes an mittelalterlichen Wandmalereien als Weltkulturgut ausgezeichnet worden. Die karolingischen (um 800) und romanischen (um 1150) Wandbilder in der Klosterkirche wurden vor 60 Jahren freigelegt. Seit 30 Jahren werden die Wandbilder regelmässig beobachtet und ihr Zustand wird überprüft.

Vom 9. bis 11. September 1998 wurde in Müstair mit 40 Fachleuten aus dem In- und Ausland ein wissenschaftliches Kolloquium zum Thema Grundlagen zur Konservierung und Pflege der Wandbilder im Kloster Müstair abgehalten. Fachleute aus den Gebieten Denkmalpflege, Restaurierung, Technologie, Archäologie und Kunstgeschichte folgten Referaten und diskutierten in Gruppen – auch auf dem Gerüst vor den Wandbildern – die bis heute angewendeten Methoden, künftige Bedürfnisse und neue Lösungen zur Dokumentation und Pflege dieses einmaligen mittelalterlichen Wandbildbestandes. Die Aussagen und Anregungen der Fachkolleginnen und Fachkollegen sowie die Referate werden im Jahr 2000 publiziert.

### Spätgotische Altarretabel in Graubünden und ihre Schicksale

An Ostern 1998 konnte die Spezialabteilung Kunst-Diebstahl der Carabinieri in Rom in der Nähe von Ferrara die in der Nacht vom 7./8. Oktober 1994 in der Ka-

thedrale Chur geraubten Teile des Krypten-Altars (um 1450), des Katharinen-Altars (um 1510) und des Laurentius-Altars (1546) sicherstellen.

Seit September 1998 sind alle Altarteile wieder im Kanton Graubünden und werden in einer Restauratoren-Werkstatt gesichert. Das Zersägen der Holztafeln während des dreisten Raubes, der unsachgemässe Transport und die falsche Lagerung durch die Täter haben zu schweren Schäden an den empfindlichen Malschichten geführt. Trotzdem bedeutet es einen Glücksfall, dass die bereits als endgültig verloren geglaubten Altarteile vollständig beigebracht werden konnten. Es ist dies ein grosser Erfolg der internationalen Zusammenarbeit der Polizeikorps von Italien und Graubünden.

Ein weiteres spätgotisches Altarretabel in der Kathedrale Chur, der 1511 datierte Luziusaltar, stand seit 72 Jahren als Leihgabe der Eidgenössischen Gottfried-Keller-Stiftung im Nordschiff der Bischofskirche, nachdem er 1926, nach einem Rechtsstreit zwischen der katholischen und der evangelischen Kirchgemeinde Churwaldens, an die Gottfried-Keller-Stiftung verkauft worden war. Dank der eifrigen Anstrengungen von Eduard Fehr aus Churwalden liessen sich Leihgeber und Leihnehmer überzeugen, dass der ursprüngliche Standort in der ehemaligen Klosterkirche Churwalden diesem spätgotischen Altaraufsatz am angemessensten sei. Nach sorgfältiger Konservierung durch den Restaurator konnte der Luziusaltar am 27. September 1998 in Churwalden feierlich eingeweiht werden, und zwar im Beisein beider Konfessionsteile.

Am 17. Dezember 1998 wurde das Buch "Spätgotische Flügelaltäre in Graubünden



und im Fürstentum Liechtenstein" vorgestellt. Neben den Autorinnen und Autoren sowie dem Verlag Bündner Monatsblatt haben Marc Antoni Nay, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kantonalen Denkmalpflege, sowie Armon Fontana, Praktikant bei der Kantonalen Denkmalpflege, wesentlich zum Entstehen und Gestalten dieses Sach- und Schaubuches beigetragen, das in seinem Inventarteil alle Flügelaltäre Graubündens und Liechtensteins beschreibt. Mit diesem Buch haben die 500 Jahre alten bedeutenden Sakralkunstwerke eine gebührende Würdigung erfahren.

### Mitarbeiterspiegel

Bauberaterisch wurde die östliche Hälfte des Kantons wie bis anhin von Architekt Thomas F. Meyer betreut, die westliche von Architekt Peter Mattli, beide mit Unterstützung des Architekten Riccardo Lozza (Praktikant von 14.4.98 bis 10.4.99). Unverändert blieb auch das Bauforscherteam mit Augustin Carigiet als Leiter und Lieven Dobbelaere als Zeichner. Im administrativen Bereich waren Irina Killias, Hauptsekretärin und Betreuerin der Lehrtöchter Nadja Gadiant (bis 31. 7. 1997) und Tamara Menegon (seit 1. 8. 98), sowie teilweise Anni Disch tätig. In der GIS-Abteilung unter der Leitung von Marc Antoni Nay arbeiteten teilweise Norbert Danuser (20%) und Marlene Kunz (20%) am Projekt "Bauten ausserhalb des Dorfgebietes" (BAD). In der raumplanerischen Siedlungspflege samt Inventarisierung waren unter Leitung des Adjunkten Diego Giovanoli teilweise Marc Antoni Nay und Ladina Ribi tätig. Sie wurden dabei durch den Praktikanten im Bereich Kunstgeschichte, Armon Fontana, unterstützt.

Zur täglichen Arbeit gehörten darüber hinaus die Bearbeitung von Vernehmlassungen, die Beantwortung von Anfragen sowie die Ausfertigung der Beitrags- und Unterschutzstellungsanträge zuhanden der Regierung, des Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartementes und der zugewandten Bundesstellen für Denkmalpflege, Heimatschutz und Kulturgüterschutz.

Abb. 94: Domat Ems, alte Pfarrkirche St. Johann. Relief mit der Enthauptung des Hl. Johannes des Täufers am spätgotischen Flügelaltar von 1504.



## Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1998

### Bauberatung und Baustellenbegleitung

#### *Verzeichnis der abgeschlossenen Baubegleitungen*

#### *Gesamtrestaurierungen*

*Sakralbauten:* Disentis/Mustér, Mompé/Tujetsch, Kapelle St. Nikolaus und Silvester; Lostalio, Kapelle San Carlo Borromeo; Pigniu, Kapelle Nossadonna dallas dolurs; Soazza-Scona, Kapelle Madonna dei Miracoli; Tinizong-Rona, Antoniuskapelle; Trun, Pfarrkirche St. Martin; Vrin-Vanescha, Kapelle St. Johann und Paul.

*Profanbauten:* Arvigo, Haus Nr. 23; Breil/Brigels, Thomahüs, Wasch- und Backhaus Nr. 359; Castaneda, Bürgergemeindehaus; Cauco, Haus Nr. 59; Chur, Schniderrunft, Kirchgasse Nr. 14; Chur, Masans, Waisenhaus; Grono-Motta, Stall mit Wohnteil Nr. 133; Poschiavo-Cantone, Haus Nr. 769;

Riom/Parsonz, Alpkapelle Radons; Rueun, Holzbrücke; S-chanf, Alp Purcher, Algebäude; Seewis, Valär-Säge, bauliche und betriebliche Instandstellung; Sils i. E.-Grevasavas, Haus Nr. 365; Soazza, Wohnhaus Nr. 112; Surcuolm-Permanigia, Haus Nr. 73c; Tinizong, Alte Mühle 145; Tinizong, Haus Nr. 61; Tschlin-Strada, Museum; Vals, Haus Nr. 186; Waltensburg/Vuorz, Galgen.

#### *Aussenrestaurierungen*

*Sakralbauten:* Davos-Glaris, evang. Kirche; Falera, Kirche Herz Jesu; Rhäzüns, kath. Pfarrkirche St. Mariae Geburt; Riom/Parsonz, kath. Pfarrkirche St. Nikolaus.

*Profanbauten:* Avers-Podestats Hus, Podestatenhaus Nr. 28; Bondo, Haus Nr. 35; Bondo, Haus Nr. 38; Calfreisen, altes Schulhaus; Guarda, Haus Nr. 70; Pignia, Haus Nr. 4; Tschlin, Haus Nr. 29.



Abb. 95: Castaneda, Haus der Bürgergemeinde.



Abb. 96: Chur - Masans, Waisenhaus. Ansicht von Südwesten.

### *Innenrestaurierungen*

*Sakralbauten:* Poschiavo-Li Curt, Chiesa S. Antonio Abate; Riom, kath. Pfarrkirche St. Laurentius.

*Profanbauten:* Ardez, Wohnhaus/Backstube Nr. 35; Grono, Torre Fiorenzana; Praden, evang. Kirche und Orgel Nr. 50; Roveredo, Palazzo Camacio.

### *Teilrestaurierungen*

*Sakralbauten:* Disentis/Mustér, kath. Pfarrkirche S. Gions, Deckengewölbe; Filisur, evang. Kirche; Maienfeld-Luziensteig, Steigkirche; Roveredo, kath. Pfarrkirche San Giulio; Tumegl/Tomils, kath. Pfarrkirche Mariae Krönung, Alarmanlage; Zillis, evang. Kirche St. Martin, romanische Bilderdecke, 4. Etappe.

*Profanbauten:* Ardez, Haus Nr. 100; Ardez, Haus Nr. 46; Arvigo, Casa di Circolo Nr. 20; Bondo, Palazzo Salis; Bondo, Haus Nr. 35A; Chur, Oberer Spaniöl, Kirchgasse 16; Pignia-Bad, Haus Nr. 65; Pignia-Bad, "altes Badhaus" Nr. 66; Poschiavo, Museo Poschiavino, Bilderrestaurierung; Poschiavo-Cantone, Stall 768; Sagogn, Burgruine Schiedberg; Soazza, Haus Nr. 5; Tarasp, Schloss Tarasp, Wiederherstellung der Tapete im Festsaal; Vella, "Casti de Mont", IV. Etappe; Zillis, Wasch- und Backhaus Nr. 87.

*Pflästerungen:* Chur, Paradiesgasse/Pfistergasse; Roveredo-Rugno, Gassenpflästerung; Roveredo, Toveda-Riva, Strassenpflästerung; Tarasp-Fontana, Vorplatz Haus Nr. 20; Mathon, Strassenpflästerung.

### *Unterschutzstellungen*

Die Regierung hat am 1. Dezember 1998 das revidierte Beitragsreglement für die Ge-



Abb. 97: Chur - Masans, Waisenhaus. Korridor im Untergeschoss mit stichbogigem Tonnengewölbe.

währung von denkmalpflegerischen Beiträgen in Kraft gesetzt. Als Folge davon müssen auch die Ausführungsbestimmungen vom 16.12.1985 zur Verordnung über den Natur- und Heimatschutz bezüglich Unterschutzstellungs-Verfahren angepasst werden. Gestützt auf Art. 15 der Verordnung über den Natur- und Heimatschutz vom 26. November 1946 wurden 25 Baudenkmäler unter kantonalen Denkmalschutz gestellt: Es sind dies sechs Sakralbauten, 16 Wohnhäuser, eine Burganlage, eine Brücke sowie eine Säge.

*Sakralbauten:* Duvin, evang. Kirche; Pigniu, Kapelle Nossadonna dallas dolurs; Disentis/Mustér, Mompé/Tujetsch, Kapelle St. Nikolaus und Silvester; Riom/Paronz, Pfarrkirche St. Nikolaus; Domat/Ems, Kapelle St. Antonius; Vrin-Vanescha, Kapelle St. Johann und Paul.

*Profanbauten:* Bondo, Haus Nr. 2; Bondo, Haus Nr. 90; Castrisch, Haus und Stall Nr. 15/15 A; Chur, altes Post- und Telegraphengebäude; Chur, Schnidertzunft, Kirch-

gasse Nr. 14; Guarda, Haus Nr. 55; Lavin, Haus mit Stall Nr. 49; Malans, Haus Nr. 68; Pignia-Bad, Haus Nr. 65; Roveredo-San Giulio, Palazzo Comacio; Sent-Crusch, Haus Nr. 305; Stampa, Haus Nr. 122; Soazza, Haus Nr. 112; Stampa-Maloja, Villa Segantini; Tinizong, Haus Nr. 5; Vals-Valé, Haus Nr. 186.

*Weitere Objekte:* Rueun, Holzbrücke Punt Rein; Seewis, Valär-Säge; Waltensburg/Vuorz, Burgruine Jörgenberg.

#### *Beitragswesen*

Im vergangenen Jahr gingen 147 Beitragsgesuche ein. Die Regierung sicherte 32 Gestuchstellern den ordentlichen Beitrag zu. Das Departement erliess 91 Beitragsverfügungen, das Amt deren 24. Insgesamt wurden aus den Konti der Denkmalpflege Fr. 3 548 020.- zugesichert. Zur Auszahlung gelangten Fr. 3 049 910.-. Vom Bundesamt für Kultur wurden Fr. 2 401 179.- für Denkmalpflege und Fr. 905 663.- für den Heimatschutz ausbezahlt. Im Bereich Denkmalpflege verbleiben 58 offene Ge-

schäfte; im Bereich Heimatschutz sind es 49 Pendenzen.

#### *Kulturgüterschutz (KGS)*

Die regionalen Kulturarchive erstellen mit finanziellen Beiträgen des Bundesamtes für Zivilschutz Inventare ihrer Bestände. Das Inventar der spätgotischen Flügelaltäre wurde ergänzt und aktualisiert. Das Kloster Müstair hat sein bewegliches Kulturgut ebenfalls inventarisiert. Die vom Amt für Zivilschutz organisierten Kulturgüterschutz-Kurse wurden durch Mitarbeiter der Denkmalpflege begleitet.

#### *Beschäftigungsprogramme*

Die Denkmalpflege hat drei Beschäftigungsprogramme (Altstadt Chur, Ardez, Dorfgrundriss - Teil und Bestandesaufnahme der Bauten für Getreidewirtschaft) initiiert und durchgeführt. Die Bestandesaufnahme der Bauten für Getreidewirtschaft, welche u. a. Histern, Kornscheunen, Speicher und Mühlen umfasst, soll in einer Broschüre der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

#### *Führungen/Veranstaltungen*

Der kantonale Denkmalpfleger nahm teil an der Jury ICOMOS: "Das historische Hotel / das historische Restaurant des Jahres 1999 in der Schweiz". Wie bereits weiter oben erwähnt, fand in Müstair eine internationale Tagung zu den mittelalterlichen Wandbildern des Klosters St. Johann statt. In Valchava trafen sich auf Einladung der Denkmalpflege Spezialisten und Interessierte im Rahmen des Projektes "fö e flamma" zu einer Besichtigung des in Funktion stehenden Kalkofens und zu einer Diskussionsrunde über die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten von Sumpfkalk.

Abb. 98: Roveredo - Toveda, Treppenstufen mit Bollenpflästerung.



Der Denkmalpfleger referierte u. a. an der HTA Chur zur Arbeit der Denkmalpflege, anlässlich der Tagung in Müstair zu den Zielen des Kolloquiums sowie am Symposium "150 Jahre Industriekultur in der Schweiz" in Genf zum Thema "ICOMOS und die Erhaltung von Denkmälern der Industrie- und Technikgeschichte". Er führte die Kolloquiumsteilnehmer von Müstair im Vinschgau, eine Carabinieri-Delegation und die Gemeindeverantwortlichen des Kulturgüterschutzes in der Churer Kathedrale und das Bundesamt für Kultur an verschiedenen Objekten im Domleschg und in Zillis, St. Martin. Für die Pro Rätia leitete er eine Exkursion zu den Burgen Campi und Ehrenfels, und anlässlich der Vergabe des Wakker-Preises erläuterte er der Festgemeinde die Pfarrkirche von Trin.

Der Tag des offenen Denkmals vom 5. September 1998 stand unter dem Motto: "Bürger und Bürgerinnen und ihr Staat". In Maienfeld führten Hans Rutishauser und Architekt Andreas Hagmann durch die Festung St. Luziensteig, in Castasegna Peter Bischoff, Zolldirektor, und Diego Giovanolli durch die Villa Garbald und die historischen Zollgebäude. Ausserhalb des Generalthemas wurden von der Sezione Moesana della Pro Grigioni Italiano die Objekte Castello di Norantola, Cama, Torre di Pala, San Vittore, und Torre di Santa Maria, Sta. Maria i.C., gezeigt. Thomas Meier hielt im Rahmen des VSD-Kolloquiums des WS 1998/99 an der ETH Zürich ein Referat zum Thema "Die Oberfläche -Denkmal oder Verschleisschicht?".

### Veröffentlichungen

Gemeinsam mit dem Verlag Bündner Monatsblatt gab die Denkmalpflege ein Werk

zu den spätgotischen Flügelaltären Graubündens heraus. Das Siedlungsinventar S-chanf wurde abgeschlossen und publiziert. Im Rahmen der Reihe Maiensässinventar Graubünden erschien beim Verein für Bündner Kulturforschung als Resultat der Arbeit einer Gruppe des Beschäftigungsprogramms das Heft Nr. 13, Seewis im Prättigau.

### Natur- und Heimatschutzkommission (NHK)

Die Natur- und Heimatschutzkommission unter dem Präsidium von Dr. Ernst Kuoni hat in vier ordentlichen Sitzungen die Anträge der Ämter geprüft und der Regierung oder dem Departement zur Genehmigung oder Ablehnung weitergeleitet. Ihre Landtagung führte ins Bergell, mit Besichtigungen in Tinizong, Pontresina, Segl/Sils i. E., Bondo, Soglio und Splügen. Die NHK hat sich unter anderem mit dem Bahnhof Chur befasst sowie mit einer Neuaussiedlung im Fextal und mit dem Hotel Chantarella in St. Moritz. Im Zusammenhang mit den Bestrebungen zur Verwesentlichung und Flexibilisierung der Verwaltung überprüfte die NHK ihre eigenen Aufgaben und legte die künftige Arbeitsweise fest.

*Mitglieder der Natur- und Heimatschutzkommission:* Präsident: Dr. Ernst Kuoni, Chur; Vizepräsident: Prof. Dr. Leo Schmid, Chur; ordentliche Mitglieder: Fernando Albertini, Grono; Aldo Camenisch, Fex; Dr. Silvio Decurtins, Fideris; Erwin Menghini, Domat/Ems; Robert Obrist, St. Moritz; Rudolf Fontana, Domat/Ems; Marianne Wenger, Igis.

## Die Baugeschichte der Kapelle St. Wendelin in Cazis

Abb. 99: Die Kapelle St. Wendelin westlich oberhalb des Klosters Cazis während der Restaurierung. Ansicht von Osten.



Abb. 100: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Nordmauer des Vorgängerbaus an der Südaussenseite der Kapelle. Ansicht von Westen.

Die Kapelle St. Wendelin in Cazis liegt westlich oberhalb der Klosteranlage. Die Bauform der halbrunden Apsis, welche ausen mit Lisenen und dreiteiligen Rundbogenfriesen gegliedert ist (Abb. 99), lässt auf einen romanischen Bau schliessen. Urkundlich wird die Kapelle erstmals 1493 erwähnt. Im Spätmittelalter diente sie offenbar einer "Bruderschaft zu St. Wendelin", die sich aus "fremden und herkommenen Leuten" gebildet hatte<sup>120</sup>.

Zur älteren Baugeschichte des Klosters Cazis ist wenig bekannt. Im Gegensatz zu den Klöstern Müstair, Disentis und Mistail liegen hier keine archäologischen Untersuchungen vor. Es ist jedoch davon auszugehen, dass das Kloster Cazis bereits im 8. Jahrhundert bestand. Die ältesten urkundlichen Mitteilungen über die Existenz des Klosters sind in den St. Galler Verbrüderungsbüchern vom Ende des 8. Jahrhunderts und in einer königlichen Urkunde von 940 zu finden<sup>121</sup>.

Die Kapelle war Ende des 19. Jahrhunderts

renoviert worden. Die letzte Aussenrenovation fand 1956 statt und wurde durch Architekt Walter Sulser ausgeführt. Im Zusammenhang mit der dringend notwendig gewordenen Restaurierung der Kapelle konnte diese im Berichtsjahr 1998 vom Archäologischen Dienst und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden baugeschichtlich untersucht werden. Die Untersuchungen ergaben, dass die heutige Bauform der Kapelle in verschiedenen Bauphasen entstand. An der Südaussenseite der Kapelle konnte zudem ein älterer Bau nachgewiesen werden.

### Ein Vorgängerbau an der Südaussenseite der Kapelle

Die ältesten Befunde lagen nicht im Bereich der heutigen Kapelle, sondern an deren Südaussenseite. Dort konnte im Zusammenhang mit der Sanierung des 1956 ge-



120 Zit. KdmGR III, S. 188.  
121 KdmGR III, S.178-200,  
bes. S. 178f.

bauten Entfeuchtungsgrabens unter der betonierten Grabensohle die Nordmauer eines benachbarten Baus aufgedeckt werden (Abb. 100). Die Aussenflucht dieser Nordmauer lag auf einer Länge von über zehn Metern frei. Sowohl gegen Westen als auch gegen Osten setzte sich die Mauer über unsere Grabungsgrenze hinaus fort. Es muss sich bei diesem abgegangenen Bau also um ein stattliches Gebäude gehandelt haben.

Das Innere des an der Südaussenseite der Kapelle angeschnittenen Gebäudes war mit Abbruchschutt aufgefüllt. Dieser enthielt Mörtelgriess und praktisch keine Steine, so als ob beim Abbruch des Gebäudes das Steinmaterial für einen gleichzeitig erstellten Neubau wiederverwendet worden wäre. Im Abbruchschutt fanden sich einzelne Fragmente bemalten Verputzes. Der aufgedeckte Bau ist älter als die ältesten Teile der Kapelle. Er steht am Anfang einer recht komplexen Bauabfolge und dürfte Teil der ältesten Baugeschichte des Klosters sein.

### Die Baugeschichte der Kapelle

Die Kapelle wird von Erwin Poeschel ins 12. Jahrhundert datiert. Diese Datierung erfolgte auf Grund der Bauform der halbrunden gewölbten Apsis, welche aussen eine Gliederung mit Lisenen und Blendarkaden aufweist. Dabei wurde angenommen, dass es sich bei der Kapelle um einen Neubau aus dieser Zeit handelt.

Bereits ein oberflächlicher Blick auf die bis heute unverputzt gebliebene Westfassade liess vermuten, dass die Kapelle nicht in einem Zug errichtet worden war (Abb. 101). Verschiedenartiges Mauerwerk, Reste von Fugenstrichverputz, diverse Baufugen und ein zugemauerter Eingang mit Rundbogen deuteten darauf hin, dass hier bei gründli-

cher Untersuchung genauere Aufschlüsse zur Baugeschichte der Kapelle zu finden sein würden. Tatsächlich konnten anhand einer steingerechten Aufnahme (Abb. 102) und der anschliessenden Analyse an der Westfassade allein mindestens fünf verschiedene Bauphasen unterschieden werden. Diese galt es in der Folge während der Restaurierungsarbeiten am gesamten Bau zu verfolgen.

Die Untersuchungen zeigten, dass Nord-, West- und Südwand des Kapellenschiffes zu einer Vorgängerkirche gehören, deren Ostabschluss oder Chor nachträglich durch die heute noch vorhandene Apsis ersetzt wurde (Abb. 103). Die älteren Schiffsmauern waren innen unverputzt, die Mauerwerksfugen in "pietra-rasa"-Technik ausgestrichen. In der Südwestecke des Vorgängerschiffes liessen die alten Schiffsmauern einen Durchgang offen. Im Fundamentbereich war die Südwestecke noch im Ver-



Abb. 101: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Die unverputzte Westfassade. Ansicht von Nordwesten.

Die Baugeschichte der Kapelle  
St. Wendelin in Cazis

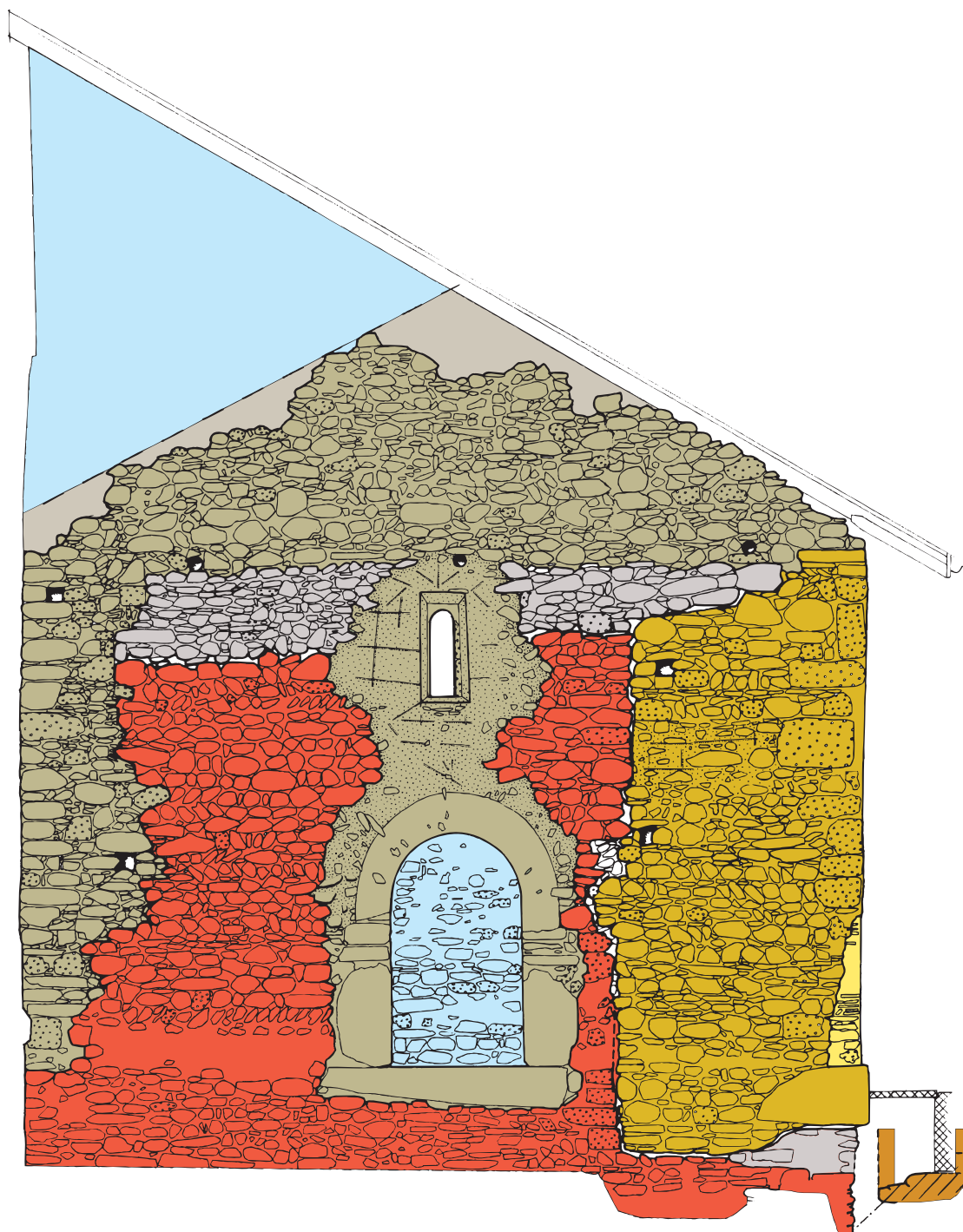
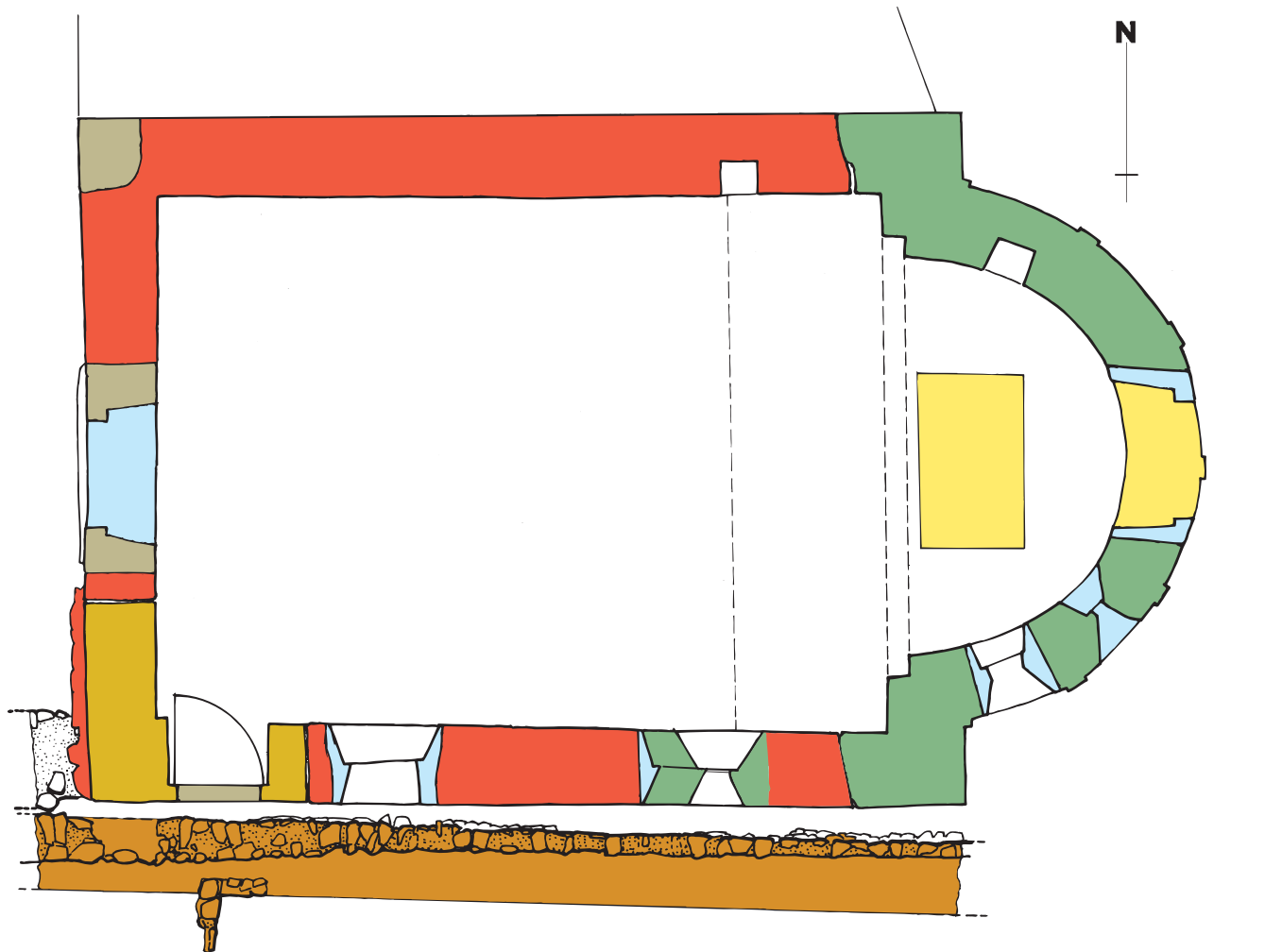


Abb. 102: Cazis, Kapelle  
St. Wendelin. Westfassade.  
Steingerechte Aufnahme  
mit den verschiedenen Bau-  
phasen der Kapelle.



Die Baugeschichte der Kapelle  
St. Wendelin in Cazis



Legende:


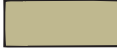





	Ältester Bau an Süd-Aussenseite		Verlegung des Eingangs an die Westfassade
	Schiff zu Vorgängerkirche		Barocker Umbau 18. Jh.
	Neubau halbrunde Apsis (12. Jh.)		Umbau Ende 19. Jh.
	Neubau Südwestecke mit Eingang		

Abb. 103: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Grundriss mit den verschiedenen Bauphasen der Kapelle.

## Die Baugeschichte der Kapelle St. Wendelin in Cazis



Abb. 104: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Die romanische Apsis nach dem Freilegen des Mauerwerkes, von Südosten.

band gefügt, etwa ab Bodenhöhe enden die West- und Südwand mit stumpfen Enden, welche zum Teil mit Tuffquadern als Eckverband ausgeführt waren. Zwischen diesen vertikalen Leibungen blieb somit in der Südwestecke ein "über Eck" angelegter Durchgang frei. Dieser merkwürdige Durchgang bestand mit dem Schiff der Vorgängerkirche und wurde erst nach dem Neubau der heutigen Apsis zugemauert. Zur typologischen Einordnung dieser Vorgängerkirche, von welcher das Schiff im heutigen Kirchenbau erhalten blieb, fehlt die Bauform der Ostwand.

Beim heutigen halbrunden Chor handelt es sich um einen romanischen Neubau. Die Chorschultern, die halbrunde Apsis und die östliche Giebelwand über dem abgetrepten Chorbogen wurden in einem Zug gebaut. Das Mauerwerk der Apsis ist sauber lagenhaft gefügt. Die Gliederung der Apsis mit Lisenen, Blendarkaden und Rollfries und das einzige, gegen Südosten ausgerichtete Chorfenster bestehen aus Tuffsteinen (Abb. 104). Diese Elemente erlauben eine Datierung ins 12. Jahrhundert. So konnte

jüngst die Kirchenruine St. Peter in Sent, deren Turm eine vergleichbare Gliederung aufweist, ins Jahr 1173 datiert werden<sup>122</sup>.

In einer weiteren Bauphase wurde der "über Eck" angelegte Durchgang in der Südwestecke des Schiffes zugemauert und im Südteil dieser neuen Gebäudeecke der heutige Eingang mit Rundbogen gebaut. Dieser Neubauteil unterscheidet sich vom Mauercharakter her deutlich von der Apsis. Er weist innen und aussen einen "pietra-rasa"-Verputz mit Fugenstrich auf (Abb. 105). Ein mit dem Eingang eingebautes Sturzholz wurde jüngst dendrochronologisch untersucht. Das Fälldatum ist höchstwahrscheinlich in die Jahre 1275-76 anzusetzen<sup>123</sup>. Mit dem Neubau der Südwestecke wurde schliesslich die heutige Bauform der Kapelle vollendet. Zu diesem Zeitpunkt war sie mit einem Giebeldach gedeckt.

Die Wendelins-Kapelle entstand somit in drei verschiedenen Phasen. Die Schiffswände gehören zu einer Vorgängerkirche, deren Ostwand beim Bau der heutigen Apsis im 12. Jahrhundert niedergelegt wurde. Der offene Durchgang in der Südwestecke des Vorgängerschiffes blieb nach dem Neubau der Apsis weiterhin bestehen und wurde erst um 1275 zugemauert. Anlässlich dieses Umbaus entstand die dortige Rundbogentüre.

### Die Verlegung des Eingangs an die Westfassade

Wohl im 14. Jahrhundert wurde der Eingang an die Westfassade verlegt. Dabei entstanden das heute noch sichtbare Rundbogentor und das darüber liegende Fenster. Gleichzeitig muss die Nordwestecke der Kapelle wiederhergestellt worden sein. Auch die westliche Giebelwand entstand

122 Zur Kirchenruine St. Peter in Sent s. KdmGR III, S. 484-487. Zur Datierung des Kirchturms s. Bericht Dendrolabor ADG, 22. 6. 1998.

123 Bericht Dendrolabor ADG, 2. 10. 1998. Da die Kurvenübereinstimmung nicht einwandfrei ist, wurde die Datierung als unsicher bewertet. Eine Korrelation dieser Qualität erscheint nach den statistischen Werten aber nur einmal in 1000 Jahren.

mit diesem Umbau (Abb. 102). Dort bestand vorher vermutlich lediglich eine Bretterschalung. Im Innern der Kapelle wurde in der gleichen Umbauphase die Chorstufe erneuert.

Nach diesem Umbau bestanden im Innern der Kapelle immer noch die alten Wandoberflächen. Die Schiffswände der Vorgängerkirche waren noch grösstenteils unverputzt, lediglich die Mauerwerksfugen waren in "pietra-rasa"-Technik ausgestrichen. An der inneren Südwestecke war der "pietra-rasa"-Verputz mit Fugenstrich noch sichtbar. Lediglich der Chor dürfte zu diesem Zeitpunkt mit einem deckenden Verputz versehen gewesen sein. Der abgetreppte Chorbogen wies eine aufgemalte Quaderimitation auf. Die verschiedenen Bauphasen der Kapelle mussten damals wegen der unterschiedlichen Wandoberflächen im Innern noch ablesbar gewesen sein.

### Der Brand und die Wiederherstellung

Die älteren Putzschichten innerhalb der Kapelle zeigen eine deutliche Brandrötung. Der Zeitpunkt des Brandes in der Kapelle lässt sich folgendermassen eingrenzen: Auf den brandgeröteten Wandoberflächen liegt eine Putzschicht, die in zwei Arbeitsgängen aufgetragen wurde. In einem ersten Arbeitsgang trug man eine relativ starke Mörtelschicht zur Egalisierung der bis anhin unebenen Wandoberflächen auf. Nach dem Austrocknen wurde ein feinerer, abgeglätteter Deckputz angebracht. Auf dieser neuen Verputzschicht liegen Malereien, die stilistisch in die Zeit um 1400 datiert werden können<sup>124</sup>. Von Bruschi<sup>125</sup> wird berichtet, dass das Kloster Cazis 1396 unter der Äbtissin Guta von Schauenstein sowie wenig später unter deren Nachfolgerin Verena

Feystlin (1386-1401) von Feuersbrünsten betroffen war. Es ist anzunehmen, dass bei einem dieser Brände auch die Kapelle in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Dies würde deren Neuausmalung um 1400 erklären.

### Die jüngeren Umbauten

Am 14. Juli 1768 wurde das Kloster Cazis ein weiteres Mal von einem zerstörerischen Brand heimgesucht<sup>126</sup>. Turm und Schiff der Pfarrkirche und ein grosser Teil der Klostergebäude wurden ein Raub der Flammen. Es ist belegt, dass den Klosterfrauen nach diesem Klosterbrand vorübergehend die nahe gelegene Wendelinskapelle als Gotteshaus diente. Eine Vorkirche aus Brettern und eine Empore sollen damals erstellt worden sein. Obwohl es dort "heiss und eng"<sup>127</sup> war, wie sich eine der damaligen Nonnen beklagte, war man froh, für den täglichen Gottesdienst wenigstens die Kapelle zur Verfügung zu haben.

In dieser Zeit dürfte der Eingang in der Mitte der halbrunden Apsis ausgebrochen

124 Vgl. SEIFERT-UHERKOVICH LUDMILA/ NAY MARC ANTONI: Die neuentdeckten Wandmalereien in der Kapelle St. Wendelin in Cazis, im vorliegenden Jahresbericht.

125 BRUSCHIUS GASP.: Monasterium Germaniae, Ingolstadt, 1551, S. 37b; hier zit. Kdm-GR III, Bd. 3, S. 183.

126 Zum Klosterbrand von 1768 vgl. Klosterchronik [Manuskript], Bd. 1, befindlich im Archiv des Klosters Cazis (A 1).

127 Wie Anm. 126.

Abb. 105: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Innere Südwestecke. Detail mit Fugenstrichverputz von ca. 1275.



---

**Die Baugeschichte der Kapelle  
St. Wendelin in Cazis**



und der bestehende Eingang in der Westfassade zugemauert worden sein. Die Lage des neuen Eingangs im Zentrum des Chores dürfte in Zusammenhang mit der vorübergehenden Nutzung der Kapelle durch die Klosterfrauen stehen.

Auch die heutigen Fenster in der Südwand des Schiffes stammen aus dieser Phase. Diese durchschlugen wesentliche Teile der Malereien an der Südwand. Das bestehende Pultdach dürfte ebenfalls in dieser barocken Umbauphase errichtet worden sein.

Johann Rudolf Rahn zeichnete auf seinen zahlreichen Wanderungen durch Graubünden die Kapelle erstmals am 18. September 1870 (Abb. 106) und ein zweites Mal am 1. Oktober 1891 (Abb. 107). Die ältere Darstellung zeigt noch den Eingang in der Mitte der halbrunden Apsis. Auf der Skizze von 1891 ist er bereits zugemauert. An seiner Stelle ist der alte Eingang im Westteil der Südfassade wieder geöffnet worden.



Abb. 106: Johann Rudolf Rahn, Zeichnung der Kapelle St. Wendelin in Cazis (Ausschnitt), 1870.

Abb. 107: Johann Rudolf Rahn, Zeichnung der Kapelle St. Wendelin in Cazis (Ausschnitt), 1891.

## Die neuentdeckten Wandmalereien in der Kapelle St. Wendelin in Cazis

Ludmila Seifert-Uherkovich, Marc Antoni Nay

Die St.-Wendelins-Kapelle in Cazis wird zurzeit einer umfassenden Restaurierung unterzogen<sup>128</sup>. Anlässlich der Bauuntersuchung von 1998 wurden im Innern der Kapelle unter einem Putz aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert Reste von Wandmalereien entdeckt<sup>129</sup> und in der Folge durch den Restaurator Hans Weber freigelegt. Am Chorbogen fanden sich auf der ältesten Mörtelschicht, einem feinen Verputz auf "pietra rasa"-Mauerwerk, Reste einer wohl romanischen Quaderimitation. Romanischen Ursprungs sind auch die wenigen wellenförmigen Ornamente, die in der Laibung des kleinen Chorfensters zu erkennen sind. Spektakulärer und anteilmässig dominierender sind jedoch jene Malereifragmente, die als Teile eines sich ursprünglich über den gesamten Chor, die Chorbogenwand und die beiden Längsseiten des Kapellenschiffes erstreckenden Freskenzyklus auszumachen sind<sup>130</sup>. Sie liegen auf einem schiefergrauen, mit teilweise sehr grossen Kalkeinschüssen und kleinen Holzresten versetzten Grundputz, über dem ein sorgfältig abgeglätteter, feinsandiger Ausgleichsmörtel aufgetragen wurde. Er muss nach dem im ausgehenden 14. Jahrhundert belegten Kapellenbrand angebracht worden sein, da er als Unterlage den brandgeröteten Putz benutzt. Dieser wurde mit Pickelhieben als Haftgrund zugerichtet. Bei den neuentdeckten Malereien handelt es sich im wesentlichen um eine Kalkmalerei. Anders als beim fresco-buono wird dabei die zu bearbeitende Wandfläche nicht Stück für Stück, sondern in einem Zug verputzt. Vorzeichnungen und Grundfarben werden noch al-fresco ausgeführt. Bis Details und Binnenzeichnungen aufgetragen werden, ist die Putzschicht meist bereits trocken. Die Malpigmente müssen dann mit Kalk gebunden werden.

### Ikonographie

An der Nordwand ist die Malerei bis auf wenige, nicht näher zu identifizierende Fragmente abgegangen. Im Chor ist bis auf ein bereits 1956 freigelegtes Bild der Heiligen Lucia im linken Gewände des romanischen Apsisfensters<sup>131</sup> und einigen, ebenfalls 1956 entdeckten Gewandfragmenten an der rechten Hälfte des Fensterbogens vom ursprünglichen Freskenzyklus nichts mehr vorhanden. An der Südwand wurden vor allem bei den im ausgehenden 18. Jahrhundert erfolgten Fensterdurchbrüchen grosse Teile der Malereien zerstört. Dennoch sind hier sowie an der Chorbogenwand wesentliche Teile erhalten geblieben, was eine relativ detaillierte Rekonstruktion des ikonographischen Programms ermöglicht.

### *Das jüngste Gericht an der Südwand*

Die Darstellung an der Südwand ist anhand des vorhandenen Malbestandes unschwer als Jüngstes Gericht zu identifizieren (Abb. 111). In der Mitte der oberen Wandhälfte thront Christus in einer Regenbogenmandorla auf einem Regenbogensegment vor dunkelblauem Hintergrund (Abb. 108). Schultern und Beine sind von einem mit ockerfarbenem Stoff gefütterten roten Umhang bedeckt. Mit weitgehend entblösstem Oberkörper und symmetrisch erhobenen Armen weist Christus seine Wundmale vor. In der Zeit vom 11. bis zum 15. Jahrhundert ist in abendländischen Weltgerichtsbildern der "Wundmalchristus" für die Gestaltung des Weltenrichters der am häufigsten verwendete Typus<sup>132</sup>. Ein bei der Darstellung des Weltenrichters ebenfalls oft verwendetes Motiv ist die Symbolisierung von dessen geistlicher und weltlicher Rich-

128 Die Restaurierung gelangt im Herbst 1999 zum Abschluss, ein Bericht darüber folgt im Jahresbericht 1999.

129 Vgl. dazu CARIGIET AUGUSTIN: Die Baugeschichte der Kapelle St. Wendelin in Cazis, im vorliegenden Jahresbericht.

130 An der Westwand konnten keine malschichttragenden Verputzreste gefunden werden.

131 Abgebildet bei RAIMANN ALFONS: Gotische Wandmalereien in Graubünden. Die Werke des 14. Jahrhunderts im nördlichen Teil Graubündens und im Engadin, Disentis, 1983, S. 202.

132 Zum Typus des "Wundmalchristus" in Weltgerichtsdarstellungen vgl. BRENK B.: Weltgericht, in: LCI, Bd. 4, 1972, Spn. 513-523, hier Sp. 519.

**Die neuentdeckten Wandmale-  
reien in der Kapelle St. Wendelin  
in Cazis**



Abb. 108: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Fragment an der Südwand mit der Darstellung des Weltenrichters.

133 Vgl. PFISTER-BURKHALTER M.: Lilie, in: LCI, Bd. 3, 1971, Spn. 100-101.

134 Vgl. BOGYAY TH. V.: Deesis, in: LCI, Bd. 1, 1968, Spn. 494-499.

135 Die Höllenvision in Cazis ist eng verwandt mit jener des sogenannten "Rhäzünser Meisters" an der Südwand der Kirche St. Georg in Rhäzüns, die in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren ist. Auch hier finden wir den tiergestaltigen Höllerrachen und das aufgerissene zahnbewehrte Maul, in dem auf einem Haken im Zahnfleisch der Kessel mit den Verdammten aufgehängt ist; vgl. Abb. in: RAIMANN ALFONS: Gotische Wandmalereien in Graubünden (wie Anm. 131), S. 342 und S. 344 (B 59).

tergewalt durch Lilie und Schwert, ausgehend vom Haupt Christi<sup>133</sup>. Das Gesicht des Jesus hat sich zur Hälfte erhalten. Deutlich zu erkennen sind je zwei zum Mund hin konvergierende Strahlen. Die Ebenmässigkeit der Linienführung deutet darauf, dass es sich hier nicht um das Ende einer Lilie und die Spitze eines Schwertes handelt. Eher ist an eine Darstellung zu denken, wo zwei Schwerter aus dem Mund Christi hervorgehen. Eine solche Versinnbildlichung der Rechtsprechungsmacht findet sich zwar seltener, entspricht jedoch durchaus ikonographischer Konvention (vgl. Abb. 109). Zur Linken Christi ist eine zu ihm aufblickende bärtige Gestalt in Fürbitterstellung zu erkennen. Aufgrund der Bildtradition müsste es sich hierbei um Johannes den Täufer handeln. Zu ergänzen wäre dann zur Rechten Jesu die Gestalt der fürbittenden Maria. Seit dem 13. Jahrhundert war diese sogenannte Deesis-Komposition, die Christus zwischen Maria und Johannes dem Täufer als Fürbitter darstellt, Gemeingut der westlichen Weltgerichtskonographie<sup>134</sup>.

Im rechten Viertel der oberen Wandhälfte findet sich die Höllendarstellung (Abb. 110). Drastisch werden jene grausamen Szenen geschildert, die sich im Rachen des die Hölle personifizierenden Monsters – bezeichnet durch ein Auge und die Konturen eines weit aufgesperrten Maules mit umlaufender Zahnreihe und Reisszähnen – abspielen: Auf einem im Zahnfleisch des Ungetüms befestigten Haken hängt über loderndem Feuer ein riesiger Kupferkessel, worin die Verdammten von einem feuer-speienden Teufelchen am Verlassen des Kessels gehindert, die Feuerqual erleiden<sup>135</sup>. Unterhalb des Kessels wird eine zu Boden gestürzte junge Frau von einem undefinierba-



Abb. 109: Kirche St. Georg, Rhäzüns. Weltenrichterdarstellung an der Südwand. Rhäzünser Meister, 2. Hälfte 14. Jahrhundert.

ren Ungetier an ihren entblösten Brüsten gezerrt. Als sollte beim Betrachter die Evokation von Schmerz noch verstärkt werden, ist jeder Zahn des Höllmundes mit einem schwarzen Kleks als im Faulen begriffen gekennzeichnet. Hinten im Rachen steht Luzifer, der bekrönte Herrscher der Unterwelt, eine überdimensional proportionierte, ausgemergelte Satyrgestalt mit fellbedecktem Körper, fratzenhaftem Gesicht, Eselsohren und Bocksbeinen. An Achseln und Gesäss weist er hässliche feuerspeiende Gesichter mit Glubschaugen, langezogener Nase und wulstigen Lippen auf. Mit hinter dem Rücken verschränkten Armen wendet er sich dem gnadenlosen Treiben im und um den Kessel fast teilnahmslos zu<sup>136</sup>. Abgeschlossen war die Szenerie offenbar von einer Figur auf der gegenüberliegenden Seite des Kessels. Diese Gestalt ist nicht näher identifizierbar, da von ihr nurmehr Bruchstücke vorhanden sind.

Der Erhaltungszustand der Höllendarstellung ist relativ schlecht, gerade dadurch jedoch interessant, vermag er doch so verschiedene Stadien im Malprozess aufzuzeigen. Während die Gestalt des Luzifer noch Teile der Detailausgestaltung aufweist, sind beim weiteren meist lediglich die Grundfarben, bei den Gesichtern der Verdammten auch nur die Vorzeichnungen in Rebschwarz erhalten. Offensichtlich wurden bei der Vorzeichnung im wesentlichen die Konturen der zentralen Bildelemente festgelegt, während Nebensächliches nachträglich dazukomponiert wurde.

Von der Darstellung im linken Viertel der oberen Wandhälfte hat sich nur ein Bruchstück in der östlichen Ecke unter der Balkendecke erhalten (Abb. 112). Es zeigt das Fragment eines mit Biberschwanzziegeln gedeckten Gebäudes, an dessen Giebelseite



sich ein geschlossenes Rundbogentor und ein rundes Vierpassfenster abzeichnen. Traufseitig finden sich hinter hohen, in der Höhe differierenden rundbogigen Fenstern die Büsten dreier Gestalten in grauen Gewändern, die in Richtung des Weltenrichters blicken. Es muss sich hier um einen Teil der Paradiesdarstellung handeln, die als Entsprechung zur Vision der Hölle im rechten Wandviertel aus Symmetriegründen an dieser Stelle zu erwarten ist. Die Gestalten in den Rundbogenfenstern sind wohl weiblichen Geschlechts, wobei allerdings nur die mittlere Figur eindeutig als Frau identifiziert werden kann. Sie sind offenkundig keine Heiligen, da sie keine Nimben aufweisen. Ihre Gesichtszüge sind individuell gestaltet, so als ob eine gewisse Porträtähnlichkeit angestrebt gewesen wäre. All diese

Abb. 110: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Fragment an der Südwand mit Höllenvision.

136 Zur Kombination von Luzifer und Höllenschlund vgl. BRENK B, BRULHART A.: Hölle, in: LCI, Bd. 2, 1970, Spn. 313-321, hier Spn. 317-320.

**Die neuentdeckten Wandmalereien in der Kapelle St. Wendelin in Cazis**

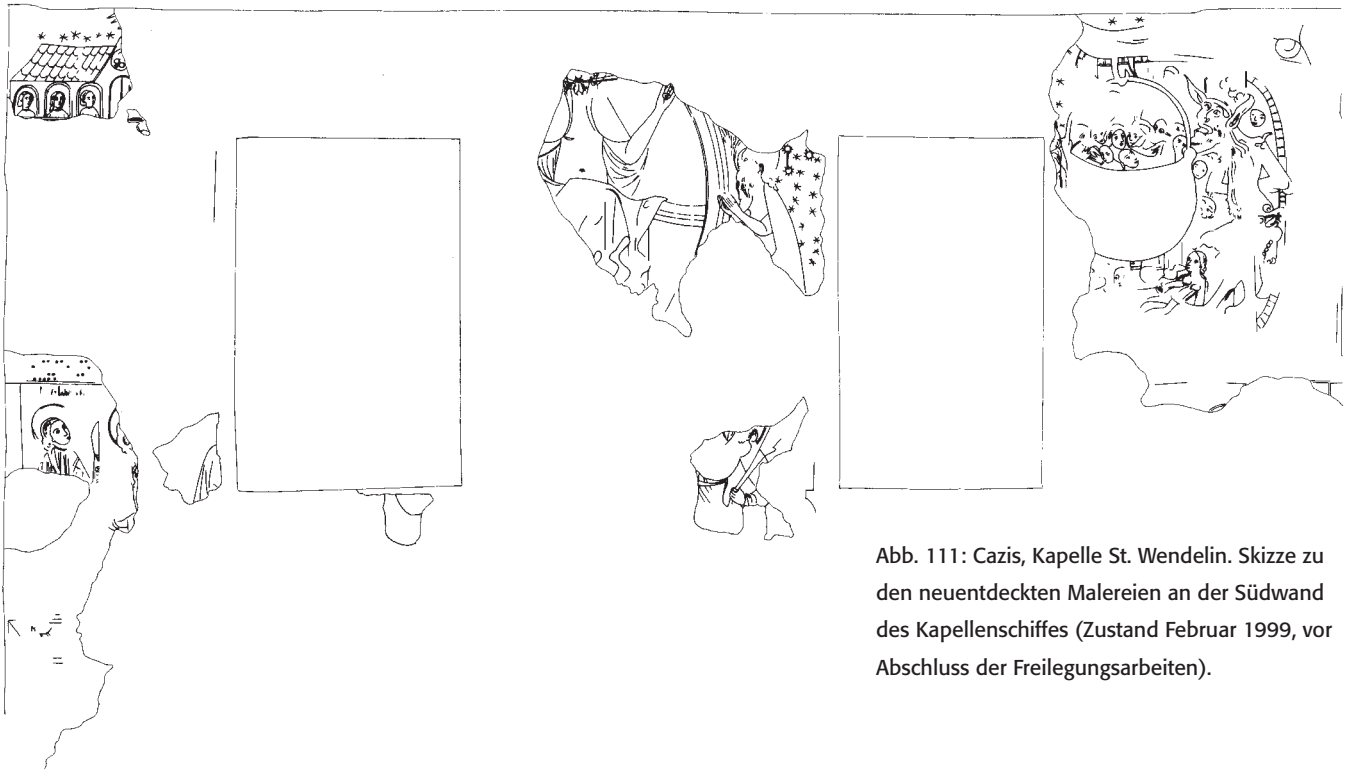


Abb. 111: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Skizze zu den neuentdeckten Malereien an der Südwand des Kapellenschiffes (Zustand Februar 1999, vor Abschluss der Freileigungsarbeiten).

Eigenheiten lassen an die Möglichkeit denken, dass hier in die Gestaltung des Paradieses Stifterfiguren einbezogen wurden. Die schlichte Bekleidung lässt an Klosterfrauen denken.

Die beschriebenen Hauptszene des jüngsten Gerichts – Deesis, Hölle, Paradies – weisen, wie anhand der vorhandenen Malsubstanz neben der Johannesfigur, oberhalb des Paradiesgebäudes sowie des Höllenschlundes zu erkennen ist, als Hintergrund eine weisse Fläche mit orangen und blauen sechsstrahligen linearen Sternen auf. Damit werden die Bilder der oberen Wandhälfte als zur Himmelszone zugehörig ausgewiesen. Mysteriös bleiben die schwarzen Zeichen neben dem Kopf des Johannes: zwei miteinander verbundene Kreise mit Zacken. Vielleicht handelt es sich dabei um Himmelserscheinungen, zu denken ist auch

an Symbole, z. B. für das Leiden Christi. Auf der unteren Wandhälfte hat sich in der Ostecke der Torso einer Heiligenfigur erhalten, die aufgrund ihres individuellen Attributs, dem Schindmesser, als Apostel Bartholomäus zu identifizieren ist (Abb. 113)<sup>137</sup>. Sie gehört zu einem Apostelfries, der sich, wie anhand von auf gleicher Höhe an verschiedenen Stellen erhaltenen Malfragmenten deutlich wird, über die gesamte Breite der Südwand erstreckt hat: So finden sich rechts neben Bartholomäus Teile eines Kopfes – Nimbus, Ohr, schwarzes Haar –, das Stück eines Gewandes und ein Teil der Hand eines nicht näher bestimmbar Apostels. Unterhalb des linken Fensters hat sich ein Gewandfragment erhalten, unter der Höllendarstellung ist noch der Ansatz eines Nimbus zu erkennen. Ein grösseres Fragment unterhalb der Deesis-Gruppe zeigt die oberen

137 LECHNER M.: Bartholomäus (Apostel), in: LCI, Bd. 5, 1973, Sp. 320-334.



Partien einer Figur, die durch das Attribut der Keule als Apostel Judas Thaddäus identifiziert werden kann (Abb. 114)<sup>138</sup>. Wie Bartholomäus trägt auch er einen roten Mantel über weissem Untergewand und blickt zum Weltenrichter auf. Die Apostel kommen in Weltgerichtsdarstellungen oft als Gerichtsbeisitzer sichelförmig neben der Christusgestalt gruppiert zur Darstellung, werden, besonders bei Wandmalereien, vielfach aber auch – wie hier – in einer Reihe nebeneinander aufgestellt und friesartig unter der Haupthandlung angebracht<sup>139</sup>. Häufig sind die Figuren dabei durch Säulen voneinander getrennt und Statuen gleich in Nischen gestellt, ohne Bezug zueinander. In unserem Beispiel handelt es sich nicht um eine solche statische Anordnung von Gewandfiguren. Der Hintergrund scheint durchgehend rot gestaltet, auf eine Trennung der Heiligen mittels Säulen verzichtet worden zu sein. Dass es dem Künstler vielmehr angelegen war, eine – wenn auch stumme – Beziehung zwischen den einzelnen Gestalten herzustellen, darauf deutet folgendes Detail: Der in Dreiviertelansicht dargestellte Judas Thaddäus wendet sich dem Heiligen zu seiner Rechten zu – nach ikonographischer Konvention der Apostel Petrus – und legt ihm die Hand auf die Schulter. Oft wird die Apostelreihe in Betonung ihres Fries-Charakters durch eine Bordüre von der Haupthandlung im oberen Teil getrennt. Ein solches Band ist auch in unserem Fall auf einem Fragment in der Ostecke oberhalb des Bartholomäus und gegen die Westecke hin unter der Hölle erkennbar. Sie weist vier übereinanderliegende Reihen weisser Tupfen auf dunklem, blaugrauem Untergrund auf.

Wieweit sich die Wandmalerei in die Sockelzone fortsetzte, kann nicht mehr rekonstruiert werden.



### *Die Verkündigung an Maria an der Ostwand*

Die Darstellung an der Chorbogenwand lässt sich anhand der vorhandenen Malfragmente als Verkündigung an Maria bestimmen (Abb. 116). Von Gabriel, dem Engel der Verkündigung, haben sich im rechten Zwickel der nimbierte, leicht nach oben geneigte und im Dreiviertelprofil nach rechts gewendete Lockenkopf, der von einem rötlichen Mantel und einem grünlichen Untergewand umhüllte, schräg nach oben gerichtete rechte Arm mit der im Gestus des Segnens erhobenen Hand sowie die Flügel erhalten (Abb. 112). Auf den gänzlich aus Pfauenfedern gebildeten grossen Engellsschwingen, die stark mit dem sie umgebenden roten Hintergrund kontrastieren, liegt der Akzent der Darstellung. Deutlich zu erkennen ist das Bemühen des Künstlers,

Abb. 112: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Fragmente im rechten Zwickel der Chorbogenwand und an der Ostecke der Südwand mit Verkündigungsendel und den erhaltenen Teilen der Paradiesdarstellung.

138 LECHNER M.: Thaddäus, Judas, Apostel, in: LCI, Bd. 8, 1976, Sp. 423-427.

139 Vgl. BRENK B.: Weltgericht (wie Anm. 132), Spn. 517-518.

**Die neuentdeckten Wandmalereien in der Kapelle St. Wendelin in Cazis**

Abb. 113: Cazis, Kapelle St. Wendelin, Südwand. Torso des Apostels Bartholomäus (Ausschnitt von Abb. 111).

Abb. 114: Cazis, Kapelle St. Wendelin, Südwand. Teile des Apostels Judas Thadäus (Ausschnitt von Abb. 111).



die Einzelheiten des Flügelschmuckes hervorzuheben und damit dessen Pracht zu unterstreichen. Die Schwingen liegen nicht eng am Körper des Engels an, sie sind vielmehr weit aufgespannt, das Gefieder ist aufgeplustert. Auf diese Weise gelangen, wie bei einem radschlagenden Pfau, die "Augen" zu besonderer Geltung. Diese setzen sich aus einem runden rebschwarzen Kern, einer lapislazuliblauen und einer weissen Sichel zusammen. Obwohl offensichtlich Wert auf eine gewisse Genauigkeit in der Wiedergabe der Federn gelegt wurde, verliert sich die Darstellung nicht in ziselierender Nachahmung von naturalistischen Details. Gemalt sind die Schwingen vielmehr in einer lockeren Manier, was ihnen eine fast expressive Qualität verleiht. Die Darstellung des Gabriels, zuweilen auch anderer Engel mit Pfauenfedern war sowohl in Italien als auch nördlich der Alpen vom 14. bis ins 15. Jahrhundert beliebt. Den Pfauenfedern kommt dabei keine symbolische Bedeutung zu, sie entsprechen vielmehr der zeitgenössischen Vorliebe für das Bunte und Prachtige<sup>140</sup>. Vom Verkündigungengel geht ein Schriftband aus, auf dem – allerdings nur fragmentarisch erhalten – in gotischen Minus-

keln die im Lukas-Evangelium überlieferte Grussformel an Maria zu lesen ist: "[Ave, gratia plen]a dom[inus tecu]m: benedicta tu in mulierib[us]" (Lk 1, 28), zu deutsch: Begrüsst seist Du, voller Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gesegnet unter den Frauen. Der Vergleich mit anderen Darstellungen des Verkündigungengels lässt vermuten, dass Gabriel das Schriftband in seiner – heute nicht mehr erhaltenen – linken Hand als Heroldsattribut hält. Das Spruchband läuft auf Maria zu, die – kompositorisch das Gegengewicht zur Engelsdarstellung im rechten Zwickel – im linken Zwickel dargestellt ist (Abb. 115). Den ikonographischen Forderungen entsprechend, trägt sie ein rot-blaues Gewand. Ihr Kopf wird von einem Nimbus bekrönt, das Gesicht umrahmt von ockerfarbenen Haaren, die im Rücken zu einem Zopf zusammengebunden sind. Die Hände zum Gebet gefaltet, wendet sie ihren Körper im Dreiviertelprofil Richtung Gabriel und nimmt gefasst seine Botschaft entgegen. Vor ihr finden sich die in Verkündigungsdarstellungen seit dem Hochmittelalter traditionellen Marienattribute: Die in einer Vase stehende Lilie zur Kennzeichnung ihrer Jungfräulichkeit, das Betpult – hier ausgebildet als

140 Zum Motiv des Engels mit Pfauenfedern vgl.: MENDELSSOHN HENRIETTE: Die Engel in der bildenden Kunst. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte der Gotik und der Renaissance, Berlin, 1907, S. 25-29; LIEBRICH JULIA: Die Verkündigung an Maria. Die Ikonographie der italienischen Darstellungen von den Anfängen bis 1500, Köln, Weimar, Wien, 1997, S. 86-87; WIRT KARL-AUGUST: Engel, in: Reallexikon der Deutschen Kunstgeschichte, hrsg. von Ludwig H. Heydenreich und Karl-August Wirth, Bd. 5, Stuttgart, 1967, Spn. 341-555, hier bes. Spn. 468-469. Zur Pfauensymbolik vgl. KRAMER J.: Pfau, in: LCI, Bd. 3, 1971, Sp. 409-411; REIMBOLD ERNST THOMAS: Der Pfau. Mythologie und Symbolik, München, 1983.

schlankes, volutenverziertes Stehtischchen – als Symbol ihrer Frömmigkeit, das Buch zur Andeutung ihrer Weisheit und Schriftkenntnis<sup>141</sup>. Die Seiten des auf dem Stehpult aufgeschlagenen Buches sind auffällig dem Betrachter zugekehrt. Zuweilen findet sich hier Marias Entgegnung auf die Worte des Engels, oft auch eine Stelle aus dem Alten Testament. Dass in unserem Beispiel lesbare Schriftzeichen durch blosse Wellenlinien ersetzt worden sind, zeigt, dass der Betrachterstandpunkt beim Entwurf berücksichtigt wurde: Ein allfälliger Text wäre vom Kirchengänger wegen der beträchtlichen Distanz zwischen Darstellung und Betrachter nicht entzifferbar gewesen. Das ostentative Präsentieren des Buches ist allgemein zu deuten, als Hinweis auf die Autorität der Heiligen Schrift. Vase und Tisch haben neben ihrer attributiven Bedeutung auch die lapidare Funktion von realen Ausstattungsstücken. Sie scheinen den Ort der Handlung als Gemach Marias zu definieren. Im Hintergrund ist allerdings ein kirchenartiges Gebäude zu erkennen, gekennzeichnet durch spitze, masswerkverzierte Giebel, rundbogige Maueröffnungen und ziegelbedeckte Dächer. Die Art der Architekturdarstellung lässt vermuten, dass hier der Blick auf die Fassaden des Gebäudes freigegeben wird, Maria die Engelsbotschaft also im Freien empfängt. Bleibt die Raumsituation letztlich auch unklar, so ist doch offenkundig und bemerkenswert, dass hier angestrengt der Versuch unternommen wurde, illusionistische Perspektivität zu gewinnen und – wenn dies auch nicht ganz gelungen scheint – eine konkrete Räumlichkeit zu definieren.

Links über dem Chorbogenscheitel schwebt Christus in Gestalt des als Kleinkind schon voll ausgebildeten Jesusknaben auf Maria



Abb. 115: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Malerei im linken Zwickel der Chorbogenwand mit Maria und "Bambino".

herab. Das Motiv des "Bambino" tritt in Verkündigungsdarstellungen im Norden wie im Süden gehäuft seit Mitte des 14. Jahrhunderts auf und wird vereinzelt bis ins 16. Jahrhundert verwendet<sup>142</sup>. Das Christuskind ersetzt in diesem Zusammenhang meist die sonst übliche, den Heiligen Geist symbolisierende Taube. Es wird vielfach – wie auch in unserem Beispiel – mit geschultertem kleinen Kreuz gezeigt, das als Symbol für sein Opferdasein steht. Oft gleitet es bäuchlings auf einem schlauchartigen Gebilde oder auf dem Lichtstrahl Gottes zu seiner Mutter herab, womit angedeutet wird, dass es im Begriff ist, seinen irdischen Leib aufzunehmen und sein Erlösungswerk zu beginnen. Als göttliche Lichtstrahlen

141 Zu den Marienattributen in der Verkündigung vgl.: EMMINGHAUS, J. H.: Verkündigung an Maria, in: LCI, Bd. 4, 1972, Spn. 422-437, hier Sp. 432; LIEBRICH JULIA: Die Verkündigung (wie Anm. 140), S. 75-77; PFISTER-BURKHALTER M.: Lilie (wie Anm. 133), Sp. 101; BRAUNFELS WOLFGANG: Die Verkündigung (Lukas-Bücherei zur Christlichen Ikonographie), Düsseldorf, 1949, S. XIV.

142 Vgl. EMMINGHAUS J. H.: Verkündigung (wie Anm. 141), Spn. 430-431; LIEBRICH JULIA: Die Verkündigung (wie Anm. 140), S. 63f. und BRAUNFELS WOLFGANG: Die Verkündigung (wie Anm. 141), S. XV-XVI.

Die neuentdeckten Wandmalereien in der Kapelle St. Wendelin in Cazis

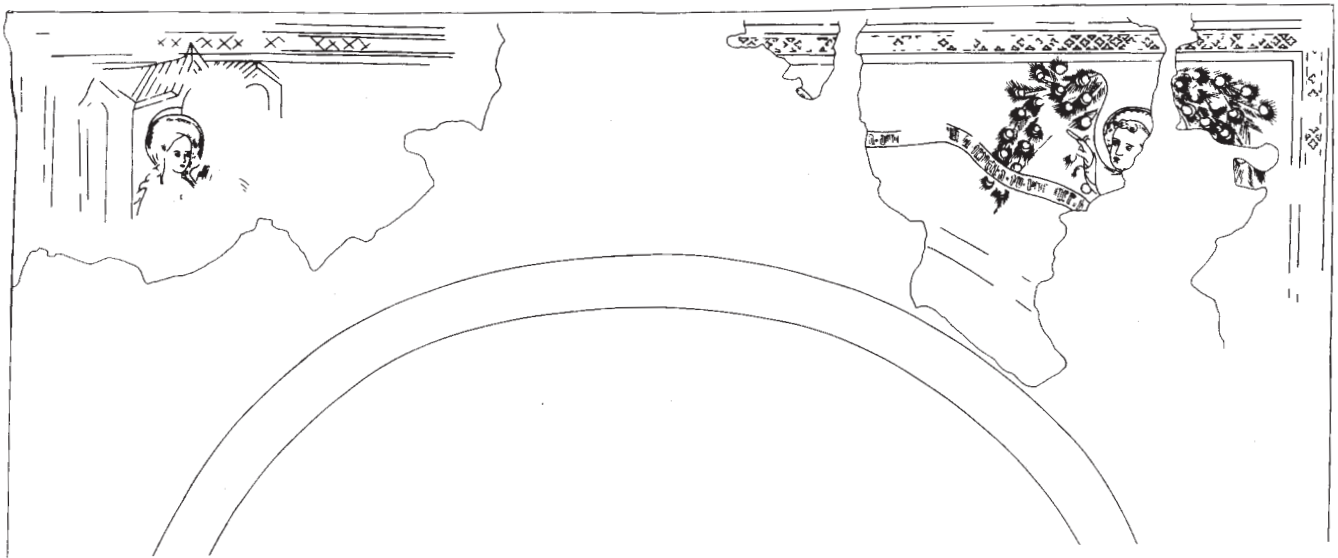


Abb. 116: Cazis, Kapelle St. Wendelin. Skizze zu den neuentdeckten Malereien an der Chorbogenwand (Zustand Februar 1999. "Bambino", Betpult und Lilie noch nicht freigelegt).

sind in unserer Darstellung die sich vom roten Hintergrund abhebenden wellenförmigen Weisshöhungen zwischen Maria und dem Christuskind zu deuten.

Im Unterschied zur Südwand, wo kein oberer Abschluss feststellbar ist, wird die Verkündigungsszene an der Chorbogenwand durch ein Band gerahmt. Die Darstellungen überlappen an einigen Orten die Rahmung, wobei diese "Grenzüberschreitungen" durchaus vom Maler gewollt sind. Der Rahmen selbst besteht oben und auf den Seiten aus einem umlaufenden Band in hellem Ockerton, in dem ein blaugrauer Fries eingebettet ist. Dieser wiederum trägt dunklere Vierpassmotive, die wohl mittels Schablonen appliziert und danach wo nötig von Hand nachgebessert worden sind. Seltsamerweise lediglich im linken Zwickel werden die Rauten, welche die Vierpässe aufnehmen, mit weissen Linien umrissen. Die Rahmenfunktion des Frieses wird dadurch betont, dass am ockerfarbenen Begleitband in den Ecken ein diagonaler Strich den Eindruck eines Rahmens vermittelt. Der Chor-

bogenfries weist einen dunkleren Ockerton auf und ist breiter. Im Fries zeigen sich Rottöne, die jedoch nicht mit Gewissheit Formen zugeordnet werden können. Zu denken ist an ein Masswerk oder ein Rankenfries, aber auch an eine Übernahme der darunterliegenden romanischen Quadermalerei.

Die Partie mit der Darstellung des Engels ist die am besten erhaltene Stelle des Freskenzyklus. Hier lässt sich erahnen, um wieviel plastischer und detailreicher die Malereien ursprünglich gewesen sind. Davon zeugen nicht nur die kunstvoll gebildeten Pfauenfedern, sondern auch die Binnenzeichnung des weissen Nimbus mit seiner Rundbogenmusterung, vor allem aber die subtil eingebrachten Weisshöhungen, wie sie in den Locken und dem Inkarnat der Hände zu beobachten sind. Solche Feinheiten, die zeigen, dass die Werkstatt über ein differenziertes Repertoire künstlerischer Ausdrucksformen verfügte, sind auch noch in der Darstellung der Maria zu erkennen. Hier sind bei den ockerfarbenen Haaren feine braune Konturen und Weisshöhungen

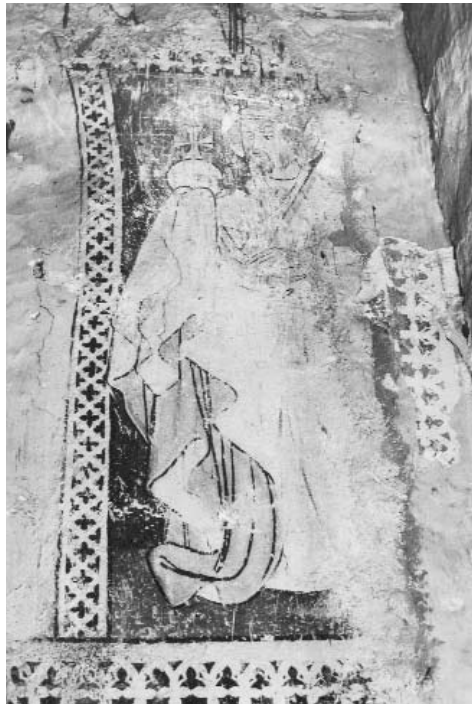
sichtbar, der Nimbus weist dieselbe aufwendige Binnenzeichnung wie derjenige des Engels auf.

### Die Werkstatt

Die neuentdeckten Wandmalereien in der St.-Wendelins-Kapelle in Cazis können in Bezug gebracht werden zu Malereien in der Kirche St. Peter in Mistail, in der kath. Pfarrkirche St. Jakob in Rodels (Abb. 117 und Abb. 118) und in der alten Pfarrkirche St. Lorenz in Paspels. Diese werden alle in die Zeit um 1400 datiert und von Dosch und Raimann einer Werkstatt mit dem Notnamen "Mistailer Meister" zugeschrieben<sup>143</sup>.

Für eine Identität der Werkstatt der Wendelinskapelle mit derjenigen des "Mistailer Meisters" sprechen eine Fülle von Parallelen: Einmal finden wir den mittels Schablonen aufgetragenen Vierpassfries, der in Cazis die Verkündigungsszene an der Chorbogenwand säumt, sowohl in Paspels als auch in Rodels; dort an der Südwand des Schiffes, an der Chorbogenwand und als vertikale Unterteilung des Apostelfrieses am Chorabschluss. Ein wenig aufwendiger gestaltet als in Cazis sind die Vierpassfriese in Mistail. Sie sind aber ebenfalls als Rahmungen gedacht und weisen dieselben, dem Muster eingeschriebenen, sich überkreuzenden Zickzackbänder auf wie an der nördlichen Chorbogenwand von Cazis.

Weitere Parallelen zwischen den Malereien sind in der Figurendarstellung zu erkennen: Das Gewand der Figur Christi in Cazis zeigt denselben schlängelnden Faltenwurf des "weichen Stils", wie er an den Figuren von Mistail und Rodels zu beobachten ist. Auch die auffallende Lidbegrenzungslinie unter der Augenbraue und die im Verhält-



nis zur Oberlippe auffallend kleine Unterlippe sind Details, die wir an allen Malereien antreffen.

Die sacht auslaufenden Weisshöhungen an der Hand des Engels entsprechen denjenigen im Inkarnat der Christophorus-Darstellung in Mistail und der Figuren an der Chorostwand in Rodels. Die Köpfe der Muttergottes und der Könige in Mistail besitzen Weisshöhungen, die um einiges schematischer und weniger differenzierter wirken, so dass man annehmen muss, dass diese von einem weniger versierten Werkstattmitglied angebracht wurden.

Im Bereich der sehr zurückhaltend angewandten Architekturdarstellung bilden die durchwegs rundbogigen Tore und Fenster eine Gemeinsamkeit zwischen den Wandbildern von Mistail und Cazis, ebenfalls die kleinen Oculi mit Vierpassmasswerk, die in Mistail auch die rahmenden Friese bereichern. Grosse Ähnlichkeit weisen auch die

Abb. 117: Rodels, kath. Pfarrkirche St. Jakob. Heiligendarstellung an der Chorbogenwand.

143 DOSCH LUZI: Die Wandmalereien des Weichen Stils in Mistail und in Tenna, in: Terra Grischuna, 39, 1980, S. 354-358; Kunsthistorisches Seminar der Universität Zürich: St. Peter Mistail GR (Schweizerische Kunstführer, hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Serie 26, Nr. 254), Bern, 1979 (2., korr. Aufl. 1985); RAIMANN ALFONS: Gotische Wandmalereien in Graubünden (wie Anm. 131), S. 143-149.

---

**Die neuentdeckten Wandmalereien in der Kapelle St. Wendelin in Cazis**

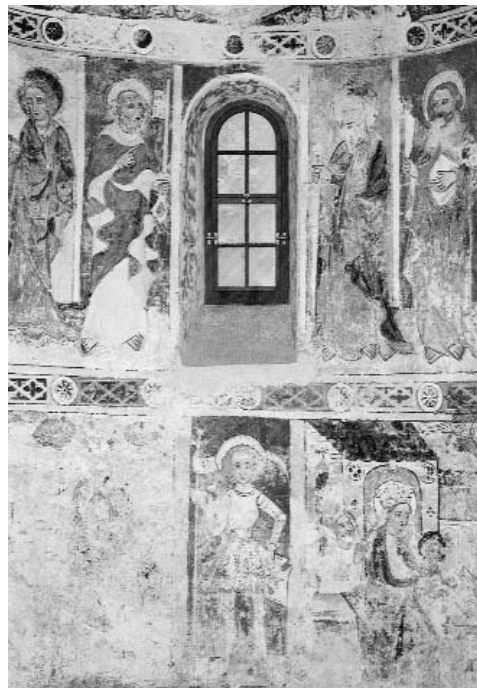


Abb. 118: Mistail, Kirche St. Peter. Malereien der Fensterpartie in der Hauptapsis mit Teilen des Apostelfrieses, der Anbetung der drei Könige und dem Hl. Georg.

Beschriftungen auf. In Rodels finden sich zudem die sechsstrahligen Sterne der Südwand in Cazis, allerdings nur in Rot. Neben diesen Elementen wiederholen sich auch einzelne Detailformen: Einmal findet der gebogene Fuss des Betpults der Verkündigungsmaria in Cazis seine Entsprechung in den Buchhaltern der Evangelistendarstellungen in der Apsiskalotte von Mistail. Des weiteren zeigen sich in Rodels an der Südwand bei der Höllendarstellung Ansätze derselben umlaufenden Zahnreihe wie in Cazis. Dabei ist auch in Rodels jeder Zahn an seiner Krone mit einem schwarzen Klecks versehen, ein Detail, das wir bei der oberen Zahnreihe in Cazis beobachten konnten.

All diese Bezüge legen den Schluss nahe, dass die Malereien der Wendelinskapelle von der Werkstatt des Mistailer Meisters geschaffen wurden. Der Engel dürfte von derselben Hand geschaffen worden sein wie der Christophorus in Mistail und die Figuren an der Südwand in Rodels. Weiterführende Studien zu diesem Wandmalereikorpus vermag dieser kurze Aufsatz nicht zu leisten. Insbesondere die Fragen nach der Chronologie der einzelnen Werke, nach Bezügen zwischen den Auftraggebern und die Einordnung in den Zusammenhang des gleichzeitigen alpinen Kunstschaffens harren noch der Klärung und Auflösung.

### Der Weg ins Schweizerische Landesmuseum

1894 erwarb Direktor Heinrich Angst das Hohenbalkenzimmer für das Schweizerische Landesmuseum in Zürich. Das Täferzimmer hatte sich seit 1630 in Münstair an seinem ursprünglichen Standort nahe beim Plantaturm im zweiten Obergeschoss des Kloster-Nordtraktes befunden. Im Schweizerischen Landesmuseum war die Wohnstube der Priorin Ursula Karl von Hohenbalken im Dachgeschoss des Westtraktes integriert (Abb. 119/Abb. 120), bevor sie im Jahr 1967 wieder ausgebaut und magaziniert wurde.

Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich wurde 1892-1898 erbaut, nicht zuletzt mit der Absicht, Schweizer Kunst und Kultur vor dem Verkauf ins Ausland zu bewahren. Im Jahr 1884 waren aus dem Kanton Graubünden zwei der wertvollsten Täferstuben unseres Landes ins Ausland verkauft worden. Die Renaissancestube von 1548 aus dem Schloss Haldenstein gelangte nach Berlin ins Kunstgewerbemuseum. Die Täferstube des Schlössli Flims wurde zuerst 1884 nach Berlin und 1906 weiter ins Metropolitan Museum nach New York verkauft.

Die damalige Leitung des Schweizerischen Landesmuseums beurteilte denn auch den Erwerb und die Aufstellung des Hohenbalkenzimmers offenbar als gute Tat, weil damit ein allfälliger Verkauf ins Ausland verhindert und zudem das historische Zimmer in Zürich öffentlich gezeigt werden konnte, was in der Klausur des Benediktinerinnen-Klosters Münstair undenkbar gewesen wäre. Das Hohenbalkenzimmer scheint in Münstair um 1894 kaum mehr benutzt worden zu sein, dies vor allem, weil man schon

1878 den sonnigen Mitteltrakt zwischen Nord- und Südhof mit Wohnzellen für die Klosterfrauen neu errichtet hatte.

Bereits 1991 gelang es der Stiftung Pro Kloster St. Johann in Münstair, das zerlegte Hohenbalkenzimmer als Leihgabe des Landesmuseums nach Münstair zurückzubringen. Noch fehlten allerdings die Mittel für eine archäologisch-bauhistorische Untersuchung am ursprünglichen Standort und auch für den dortigen Wiedereinbau. Zudem schien die Auflage des Schweizerischen Landesmuseums, das Hohenbalkenzimmer künftig öffentlich zugänglich zu machen, im Klausurbereich des Kloster-Nordtraktes kaum erfüllbar. Erst die Verlegung des Klostermuseums vom Westtrakt in den Plantaturm ermöglichte es, das Hohenbalkenzimmer in den Museumsrundgang einzubeziehen.

### Die Beschreibung des Hohenbalkenzimmers

Die Wohnstube der Priorin Ursula Karl von Hohenbalken misst bloss 4,03 m in der Länge, 3,16 m in der Breite und 2,39 m in der Höhe. Wand- und Deckentäferbretter sowie Deck- und Zierleisten sind aus Arvenholz, ebenso das zugehörige Waschränkchen und das Ofengestell. Die originalen Bodenbretter, wohl breite Riemen aus Fichten- oder Arvenholz, sind nicht ins Landesmuseum gelangt. Der Boden wurde 1894 neu erstellt, ebenso wie die ostseitige Abschlusswand, die bereits in Münstair gefehlt hatte. In Zürich war diese Wand mit einem kopierten Kreuzstockfenster belichtet (Abb. 120), original muss aber eine Durchgangstüre in den östlich anschliessenden Raum, eine Schlafstube, geführt haben. Zu Beginn unseres Jahrhunderts hat Joseph

**Die Rückkehr des Hohenbalkenzimmers ins Kloster Müstair**



Abb. 119: Wohnstube der Ursula Karl von Hohenbalken von 1630 aus dem Kloster Müstair im Schweizerischen Landesmuseum.

Zemp wie folgt über das Hohenbalkenzimmer berichtet: "Das getäferte Zimmer der Ursula Karl von Hohenbalken lag im zweiten Stock des unausgebauten Nordflügels, hart am Turm der Angelina Planta [...]. Das Zimmer kam auf ein Gewölbe zu stehen, denn die Gänge, die der gotischen Stube der Barbara von Kastelmur östlich vorliegen, waren inzwischen gewölbt worden [...]. Kein zweiter Raum geriet so klösterlich intim, wie dieses Stübchen. Sein Zierstück ist das geschnitzte Holzgestell, das den gemau-

erten, weiss verputzten Ofen umschliesst. Reizvoll wirken die kleinen Fensterchen, deren Flügel sich in seitliche Schlitz schieben. Ein Hängeschrank mit dem Waschbecken und nebenan die Holzswelle für die Handzwehle [Handtuch] fügen sich an der Südwand ein. Die Felderdecke und die Wände sind mit fein profilierten Rahmen gegliedert; den Türsturz, die Wände, die Fensterischen bekrönt ein Gesimse, dessen Fries mit einfachen Ornamenten auf schwarzem Grund geschmückt ist. Unter den Verzierungsmotiven treffen wir das Wappenbild der Hohenbalken, eine Schachfigur. Über der Türe liest man die Inschrift:

16 I H S 30

V. K. V. H P

(Ursula Karl von Hohen-Palken)

Das Zimmerchen der Priorin wollte sich durch besonderen Schmuck auch nach aussen auszeichnen. Das nach dem kleinen Hof geöffnete Fensterchen wurde durch eine gemalte Umrahmung hervorgehoben [Abb. 121]: auf rötlichem Grunde ein elegantes Rankenwerk in Rotbraun, Grau und wenig Gelb; am Sturz die Jahreszahl 1630 zwischen Greifen und Harpyien [...]. Diese Dekoration bildet nächst dem Schmuck der Doppelkapelle (1626) wieder eine schöne Probe jener geschmackvoll stilisierenden bündnerischen Volkskunst, deren Ursprung doch wohl im Ranken- und Grotteskenwerk der Renaissance zu suchen ist; wie uns denn alle Volkskunst als ländliche und verspätete Dialektform der Kunst von städtischen Kreisen erscheint"<sup>144</sup>.

Auf der bei Zemp publizierten Photographie des Hohenbalkenzimmers (Abb. 119) ist ein Giessfass samt einem wohl dazu-



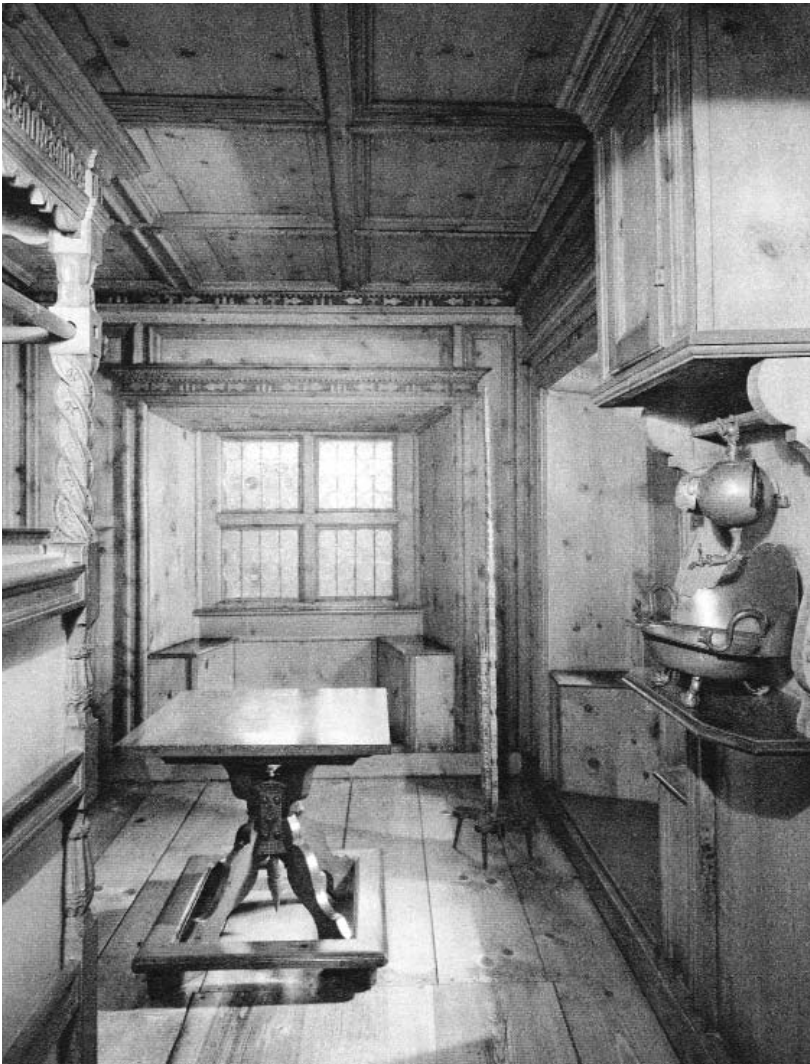


Abb. 120: Wohnstube der Ursula Karl von Hohenbalken von 1630 aus dem Kloster Münstair im Schweizerischen Landesmuseum. Das hier sichtbare Kreuzstockfenster ersetzte im Landesmuseum die originale Tür.

gehörigen Waschbecken mit drei, als Adlerfänge mit Kugeln gestalteten Füßen sowie zwei s-förmig geschwungenen Delphinhenkeln zu erkennen. Das Giessfass bildet Zemp als "Zinngiessfass aus dem Kloster Münster" separat ab, genauere Angaben fehlen jedoch<sup>145</sup>. Bei Erwin Poeschel, der sich bei seiner Beschreibung des Hohenbalkenzimmers ansonsten an die Vorlage Zemps hält<sup>146</sup>, findet sich hierzu Näheres: "Im Waschränkchen ein Zinnlavabo (LM. Nr. 1009 a), dessen Giessfass die

Form einer geflügelten Kugel hat und vom österreichischen Adler bekrönt ist. Eingraviert die Initialen MVP. Meistermarke des Lindauer Zinngiessers JOH. BAPT. ERNST (nachgewiesen 1744-1764)"<sup>147</sup>.

#### Zur Person der Priorin Ursula Karl von Hohenbalken

Ursula aus der adeligen Familie der Karle von Hohenbalken war am 1. Juni 1613 im Alter von 16 Jahren, dem vom Trienter

144 ZEMP JOSEPH, DURRER ROBERT: Das Kloster St. Johann zu Münster in Graubünden (Kunstdenkmäler der Schweiz. Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung Historischer Kunstdenkmäler, Neue Folge, Bde. V [1906], VI [1908] und VII [1910]), Genf, 1910, S. 83-85. Vgl. daselbst Abb. 77-82 sowie Tafel LV, 1.

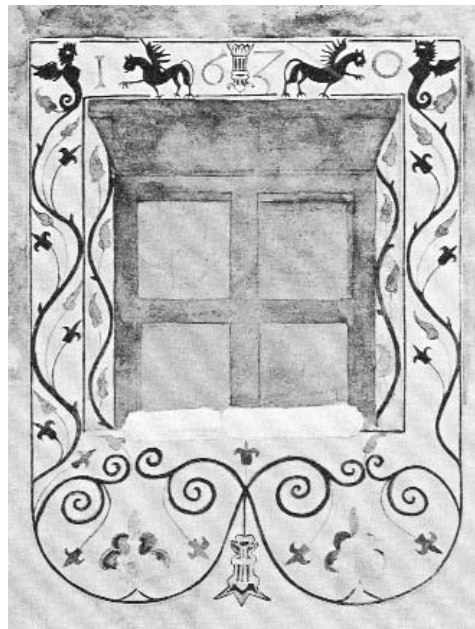
145 ZEMP/DURRER: Das Kloster St. Johann zu Münster (wie Anm. 144), S. 95 (Abb. 88) u. Tafel LV, 1. Das Giessfass samt Waschbecken findet sich auch auf der Photographie des Hohenbalkenzimmers bei GYSIN FRITZ, Historische Zimmer (Aus dem Landesmuseum, Bd. 2), Bern, 1968 [2. Aufl.], Abb. 14 (vgl. in vorliegendem Aufsatz Abb. 120).

146 KdmGR V, S. 358. Poeschel bezeichnet die Täferstube von 1630 irrtümlich als Zimmer der Äbtissin Ursula Karl von Hohenbalken, obwohl diese damals Priorin des Klosters war und erst 1639 zur Äbtissin gewählt wurde.

147 KdmGR V, S. 358.

## Die Rückkehr des Hohenbalkenzimmers ins Kloster Müstair

Abb. 121: Fenster des Hohenbalkenzimmers gegen den Nordhof im Kloster Müstair. Umzeichnung der gemalten Umrahmung mit Arabeskenmalerei und der Jahrzahl 1630.



Konzil bestimmten Zeitpunkt der Volljährigkeit, als Bewohnerin von Müstair zusammen mit Katharina Merl aus St. Georgen im Pustertal und Katharina von Planta ins Kloster eingetreten<sup>148</sup>. 1625, nach dem Tod der Äbtissin Maria von Planta, wurde sie, damals Schulmeisterin, von einem Teil des Konvents als neue Äbtissin vorgeschlagen. Die 28jährige Ursula verzichtete zugunsten der 50jährigen Kellermeisterin Katharina von Mohr (1625-1639) auf das Amt der Äbtissin. Den Parteigängerinnen Ursulas wurde dabei jedoch zugestanden, diese zur Priorin ernennen zu dürfen. Fünf Jahre später liess sich die einflussreiche Priorin unmittelbar neben dem Dormitorium, dem Schlafsaal der Nonnen im Plantatum, ihre Wohnung einrichten, bestehend aus der besagten Wohnstube, Schlafstube und Abort. Was in Müstair bisher allein den Äbtissinnen zugestanden worden war, eine eigene Residenz nämlich, hatte diese Priorin – wenn auch auf kleinem Raum – für sich durchgesetzt.

148 MÜLLER ISO: Geschichte des Klosters Müstair. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Disentis, 1978 [2. Aufl. 1982].

## Die Äbtissin Ursula als Bauherrin

Als im Dezember 1639 die Äbtissin Katharina von Mohr starb, wurde Priorin Ursula Karl von Hohenbalken vom Konvent einhellig zur Äbtissin gewählt.

In ihre Regierungszeit (1639-1666) fällt der Ausbau der Bischofsresidenz, des sogenannten Fürstenzimmers, im Jahre 1642. Gleichzeitig erbaute sie im Ostteil des Mitteltraktes eine neue Äbtissinnen-Residenz, die wohl bis zum Neubau des Mitteltraktes 1878 bestand. In den Jahren 1645-1648 liess sie die Nikolauskapelle erneuern. Das Leinwandbild auf dem Altar (Abb. 122) zeigt die Muttergottes mit dem Jesuskind sowie die Heiligen Nikolaus und Johannes den Täufer. Zwischen den beiden Männern kniet bescheiden die Namenspatronin der Äbtissin, die Heilige Ursula von Köln. Ihre feinen Gesichtszüge dürften ein Porträt der Auftraggeberin wiedergeben.

1659 liess Äbtissin Ursula die Trinkstube mit einer reichen Wappenzier und den Namenspatroninnen ihrer Konventualinnen ausmalen. 1663 erfolgte der Ausbau des obersten Wohngeschosses in dem aus dem 10. Jahrhundert stammenden Plantatum mit neun Einzelzellen. Damit ging ein alter Wunsch des Konvents in Erfüllung. Schon bei der bischöflichen Visitation im Jahre 1600 hatten die Klosterfrauen darum gebeten, anstelle des gemeinsamen Schlafraumes eigene Zellen bauen zu dürfen, was ihnen damals jedoch verwehrt geblieben war. Bei dieser Gelegenheit wurde der Plantatum aussen teilweise neu verputzt, die Fenster mit Nagelrisszierden und Architekturmalereien eingefasst und wohl damals schon mit Schmiedeisengittern gesichert.

Das Pultdach des Turmes wurde im selben Jahr mit einem neuen, steileren Dachstuhl

versehen. Dabei hat man die dreiseitige Mauerkrone neu mit einem Zinnenkranz abgeschlossen (Abb. 123), was bemerkenswert ist, handelt es sich hierbei doch um eine mittelalterliche, im Barock veraltete Bauform.

In welcher Weise die Mauerkronen des schwächer geneigten ottonischen Pultdach-Abschlusses aus der Zeit von 957/58 ausgebildet waren, ist nicht mehr auszumachen. Gesichert ist lediglich, dass bereits die ottonischen Mauerkronen die Dachhaut des Turmes um einiges überragten. Dadurch konnte im Brandfall die Gefahr des Funkenfluges eingedämmt werden.

In der Spätgotik, zur Zeit der Äbtissin Angelina von Planta (um 1500), darf man auf dem Klosterturm einen dreiseitig umlaufenden Kranz von rechteckigen Zinnen annehmen, entsprechend den spätgotischen Zinnen auf den Tortürmen des Wirtschaftshofes und auf dem Knechtetrakt westlich des Nordtorturmes. Solche Zinnen entbehren schon im 15. und 16. Jahrhundert einer wehrtechnischen Funktion, waren sie doch viel zu klein, um einem Verteidiger Schutz zu bieten. Zinnen werden damit zum bloßen Zierelement, zur rituellen Drohgebärde, zum Machtsymbol und erscheinen an vielen Bauteilen und Ausstattungsstücken, von der Umfassungsmauer bis zur Möbelbekrönung. Sogar Kachelöfen und Blumentöpfe sind gezinnt! Das Mittelalter war geprägt von Symbolen und Zeichen, die von den Zeitgenossen sehr wohl in ihrer vielschichtigen Bedeutung verstanden wurden.

Der Rückgriff auf diese mittelalterliche Bauform durch die Äbtissin Ursula Karl von Hohenbalken geschah im Bewusstsein um deren Bedeutungsgehalt und im Willen, die Kontinuität hervorzuheben. Der mar-

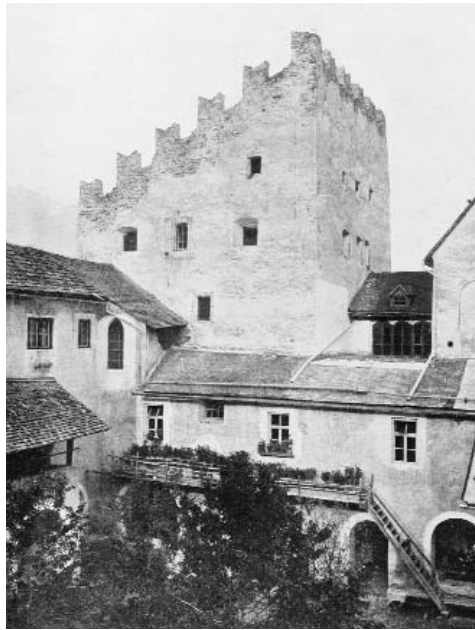


kante Zinnenkranz auf dem Plantaturm versinnbildlicht die starke Faust und zeugt mit dem Herz des Klosters, der Kirche, vom imperialen Anspruch des Klosters. Wie Photographien belegen, waren die aus dem Jahr 1663 stammenden Zinnen auf dem Klosterturm bis in unser Jahrhundert als v-förmige Schwalbenschwanzzinnen erhalten (Abb. 123). Erst gegen 1940 wurden die arg verwitterten Schwalbenschwanzzinnen zu banalen geschrägten Zinnen gekappt. Eingehende Studien des historischen Photomaterials und eine sorgfältige Bemusterung durch Mauer- und Mörtelspeziali-

Abb. 122: Das von Ursula Karl von Hohenbalken gestiftete Altarbild der Nikolauskapelle im Kloster Müstair. Unbekannter Meister, um 1645-48, Öl auf Leinwand.

## Die Rückkehr des Hohenbalkenzimmers ins Kloster Müstair

Abb. 123: Plantatum im Kloster Müstair. Die Photographie aus der Zeit um die Jahrhundertwende zeigt die originalen Schwalbenschwanzzinnen von 1663, die in den 1940er Jahren zu schrägen Zinnen gekappt wurden.



sten werden es erlauben, die Zinnen auf dem Plantatum in ihrer nachmittelalterlichen Schwalbenschwanzform wiederherzustellen, wie sie über 335 Jahre hinweg bestanden hatten.

### Vom Museum zurück nach Müstair

Die Rückkehr des Hohenbalkenzimmers bedeutet für das Kloster Müstair einen seltenen Glücksfall. Dank der aufgeschlossenen Zusammenarbeit des Schweizerischen Landesmuseums Zürich, der Stiftung Pro Kloster St. Johann Müstair und des Migros-Genossenschaftsbundes ist es möglich geworden, das kostbare Hohenbalkenzimmer an den Ort seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen. Neben ihrem künftigen musealen Zweck wird es auch möglich sein, die zierliche Wohnstube durch die Klosterfrauen zu nutzen, grenzt das Zimmer doch unmittelbar an den Novizenrakt.

Die Rückführung eines historischen Zim-

mers aus einem Museum an den originalen Bestimmungsort wird die grosse Ausnahme bleiben, denn nur wenn der ursprüngliche Ort ungeschmälert erhalten ist und die notwendigen Sicherheitsgarantien gewährleistet werden können, ist eine solche Repatriierung sinnvoll und auch zu verantworten. Historische Museen der Zukunft werden für gewisse Bauteile und Ausstattungsstücke wohl vermehrt als Refugien, d. h. Flucht- und Schutzorte auf Zeit, dienen müssen. Sobald alle Umstände es zulassen, sollten originale Objekte an den Ort ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückkehren. Denn das authentische Kulturgut ist nur in der angestammten Landschaft, im dazu bestimmten Ortsbild und Bauwerk ein echtes Zeugnis und ein vollwertiger Bedeutungsträger. Bei solchen bedeutenden Rückführungen müssen Museumsverantwortliche, Politiker und Denkmalpfleger eng zusammenarbeiten<sup>149</sup>.

Dass diese Rückführung im Falle des 368 Jahre alten und seit über hundert Jahren entfremdeten Hohenbalkenzimmers von Müstair möglich wurde, dafür danken wir allen, die an der Heimkehr und dem Wiedereinbau dieses Kleinods mit Rat und Tat, mit Geld und Geist mitgewirkt haben.

149 RUTISHAUSER HANS: Museum als Refugium - Gedanken eines Denkmalpflegers zur Museumspolitik, in: AUER HERMANN (Hrsg.): Museum und Denkmalpflege. Bericht über ein internationales Symposium, veranstaltet von den ICOM- und ICOMOS-Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz vom 30. Mai bis 1. Juni 1991 am Bodensee, München [u. a.], 1992, S. 177-179.

## Zur Herstellung der Holzskulptur-Duplikate für den Südturm im Kloster Müstair

Michael Hemmi,  
Marcel Pola

### Vorbemerkungen

Am Anfang jedes gestalterischen Arbeitens steht stets die Wahl des Materials. Hat sich der Gestalter für ein Material entschieden, so sieht er sich mit Gegebenheiten konfrontiert, welche von diesem diktiert werden. Will er ein optimales Resultat erreichen, muss er sich also intensiv mit dem Werkstoff auseinandersetzen. Das Arbeiten mit Holz etwa setzt die Vertrautheit mit seinen Eigenheiten, Vorzügen und Mängeln – dem Wesen des Holzes – voraus. Von geradezu eminenter Bedeutung ist diese Beziehung für den Holzbildhauer.

In vorliegendem Bericht<sup>150</sup> soll anhand eines spezifischen, nicht alltäglichen Beispiels der Werkprozess beim Entstehen einer Holzskulptur aufgezeigt und auf diese Weise versucht werden, etwas über die charakteristischen Materialeigenschaften des Werkstoffes "Holz" zu erfahren.

### Ausgangslage

An der Strassenfront des südlichen Torturmes im Kloster St. Johann in Müstair stehen auf Konsolen drei Holzfiguren, die vermutlich um 1748 entstanden sind (Abb. 124). Die knapp lebensgrossen Skulpturen stellen die Heiligen Benedikt, Immakulata und Scholastica dar.

Wind und Wetter haben den Statuen im Laufe der Zeit stark zugesetzt. Beschleunigt wurde der Alterungs- und Zerstörungsprozess durch die starke Sonneneinstrahlung, welcher die Figuren an der Südfassade des Turmes ausgesetzt waren. Die dabei brüchig gewordene farbige Schutzschicht (Ölfarbe) bot dem Wasser Eingang für sein zerstörerisches Wirken. Um die wertvollen Kulturgüter zu erhalten, entschloss man sich Anfang der 90er Jahre, die Originale



ins Klostermuseum zu überführen und am ursprünglichen Standort Duplikate anzubringen.

An der Reproduktion der Holzskulpturen waren eine ganze Reihe von Fachleuten und Kommissionen beteiligt. Zu nennen sind neben dem als Auftraggeber fungierenden Kloster, den Architekten, dem kantonalen und dem eidgenössischen Denkmalpfleger vor allem die Restauratoren und der Holzbildhauer. Obwohl Kopien heutzutage, bedingt durch die fortgeschrittenen technischen Möglichkeiten (Giessen in Kunststoff oder Steinguss, Fräsen von verleimtem Holz oder punktgenaues Nachbilden durch eine "Kopiermaschine"), relativ einfach hergestellt werden können, hat man sich in Müstair entschieden, die Figuren in traditionellem Handwerk aus einem Stück Holz schnitzen zu lassen. Es entstand also keine haargenaue Replik, sondern eine eigenständige "Kopie", welche die Handschrift zweier Künstler – aus dem 18. und aus dem 20. Jahrhundert – trägt. Mit der Aufgabe, die drei lebensgrossen Kopien zu schnitzen, wur-

Abb. 124: Die drei Holzskulpturen der Heiligen Benedikt, Immakulata und Scholastica am südlichen Eingangsturm im Kloster Müstair.

150 Diese Arbeit entstand im Rahmen unseres Studiums an der HTA, Chur. Die Basis bildete der Aufsatz von RAGETH MAGNUS: St. Benedikt, Immakulata, Scholastica, in: Bündnerwald, 46, 1993 (6), S. 18-23.

---

**Zur Herstellung der Holzskulptur-Duplikate für den Südturm im Kloster Münstair**

Abb. 125: Das Rohmaterial auf dem Rundholzplatz (5 m Bodenstamm, ca. 90 cm Durchmesser, zweigeteilt auf je 2,5 m).

de Peter Ostertag, Tiefencastel, betraut<sup>151</sup>.

### Die Wahl des Holzes

Die Suche nach einem geeigneten Holz gestaltete sich äusserst schwierig, mussten doch verschiedenste Bedingungen erfüllt werden. Eine Kopie in Arve, der Holzart des Originals, lehnte der Restaurator ab, weil er in diesem Falle die Bemalung nicht nach Wunsch hätte anbringen können. Harzreiche Holzarten wie Arve, Fichte oder Lärche bringen zwar Vorteile im Bereich der Wetterbeständigkeit, sind jedoch für eine spätere "Fassung" (Bemalung von Figuren und Architektur) ungeeignet. Auf den Einsatz von exotischen Hölzern (z. B. Mahagoni) wurde aus prinzipiellen Überlegungen verzichtet. Die schnitztechnisch optimale Linde kam aufgrund fehlender Baumdimensionen nicht in Frage. Da die Grösse der Figuren einen nutzbaren Stammdurchmesser von 75 cm erforderte, musste der "Ausgangs-Baum" – das unbrauchbare Splintholz dazugerechnet – einen Durchmesser von 90-95 cm aufweisen. Berücksichtigt wurde schliesslich der Vorschlag eines Holzbiologen der EMPA, die wetterbeständige Weisstanne, das einzige nicht harzhaltige Nadelholz, zu wählen. Die Verwendung besagter Holzart wurde besonders vom Restaurator befürwortet, da die offenporige Struktur der Weisstanne einen guten Haftgrund für die von ihm vorgesehene Ölgrundierung bildete. Die Skulpturduplikate sollten in traditioneller Weise mit einem dichten, starren "Film" gefasst werden, um vor der Witterung geschützt zu werden. Auf die Anwendung eines zeitgenössischen Holzschutzes, eines elastischen Anstrichs auf Silikonbasis, welcher Bewegungen des Holzes ohne zu reissen er-



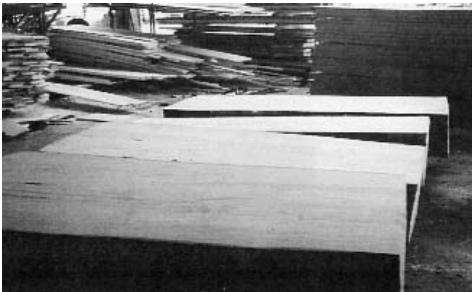
möglich hätte, wurde aus denkmalpflegerischen Gründen verzichtet. Der Umstand, dass sich die Weisstanne schlecht bearbeiten lässt – sie diente früher lediglich für Böden bzw. Bohlen, jedoch nicht für handwerklich anspruchsvolle Arbeiten – musste in Kauf genommen werden. Dadurch war der Holzbildhauer mit schnitztechnischen Problemen (faserige Oberfläche "wie ein Strohhalm"), einem langwierigen Trocknungsprozess und der Gefahr der Rissbildung konfrontiert. Peter Ostertag erklärte sich jedoch aufgrund der reizvollen Aufgabe bereit, die genannten Risiken in Kauf zu nehmen.

### Die Suche nach dem geeigneten Stamm

In den geforderten Dimensionen war auf dem Rundholzmarkt nur waldfisches Holz zu haben. Der Holz Trocknung kam deshalb grosse Bedeutung zu, weil der hohe Anspruch bestand, entstehende Risse nicht einfach mit Kunststoffmasse auszufüllen. Diverse Sägereien wurden über das Vorhaben informiert und mit der Ausschau nach einem geeigneten Baumstamm beauftragt. Schliesslich wurde Peter Ostertag auf einem Sägerundholzplatz im Emmental fündig (Abb. 125). Stämme von solch grossem Durchmesser sind eher an Waldrändern anzutreffen, dabei tritt jedoch häufig Drehwuchs auf, was die künstlerische Arbeit er-

151 Wir bedanken uns bei Herrn Peter Ostertag für den interessanten Nachmittag, den wir im Februar 1998 in seiner Werkstatt verbringen durften. Im Kontakt mit ihm konnten wir wesentliches über die künstlerische Verarbeitung von Holz, bzw. die spezifischen Charakteristika dieses Werkstoffes erfahren. Weiterführende Lit.: FRUTSCHI FRIEDRICH: Holzschnitzen und Holzbildhauen, Bern, 1963; SCHWEIZERISCHER HOLZINDUSTRIEVERBAND (Hrsg.): Schweizerische Handelsgebräuche für Schnittholz, Nadelholz, Bern, 1983; BOSSHARD HANS HEINRICH: Holzkunde (Lehrbücher und Monographien aus dem Gebiet der exakten Wissenschaften; Reihe der Experimentellen Biologie, Bde. 18-20), Bde. 1-3, Basel [u.a.], 1974-75.

Abb. 126: Das Weisstannenholz in der Sägerei.



schwert. Da das Werkstück möglichst wenig Äste aufweisen sollte, konnten für die Skulpturen nur die ersten fünf Meter des Stammes (über Boden) verwendet werden. Dieses Holz ist für die Furnierherstellung äusserst begehrt, was auch den relativ hohen Preis von ca. Fr. 5000.- pro Rohling (2,5 m Länge) erklärt. Da die Weisstanne herzrissig ist, der noch stehende Baum also in seinem Innern Risse aufweisen kann, ist die effektive Qualität des Rundholzes schwierig zu beurteilen –ein weiteres Risiko beim Kauf des Holzes.

Eine erste Bearbeitung erfuhr das Weisstannenholz bereits in der Sägerei (Abb. 126): Nach einem Radialschnitt durch das Mark wurden die verbleibenden Hälblinge besäumt (grösstmöglicher Rechtecksquerschnitt). Die so entstandenen "Trämel", die jeweils ein Gewicht von ca. 700 kg aufwiesen, gelangten anschliessend ins Atelier des Bildhauers nach Tiefencastel.

### Die Bearbeitung

Grundsätzlich kann bemerkt werden, dass sich Holz in feuchtem Zustand am besten bearbeiten lässt. Da klar war, dass die Erschaffung der Figuren längere Zeit beanspruchen würde, musste der fortschreitenden Austrocknung besondere Aufmerksamkeit zuteil werden.

Um die unerwünschte Rissbildung auszu-

schliessen, musste die Feuchtigkeit im Weisstannenholz möglichst langsam reduziert werden. Zudem war darauf zu achten, dass die äusserste Holzschicht nicht zu stark austrocknet, das Holz gewissermassen "von innen nach aussen" austrocknen konnte. Die regelmässige Kontrolle der Holz- bzw. Luftfeuchtigkeit und die damit verbundenen "Sofortmassnahmen" wie das Umhüllen der Figuren mit Plastik oder feuchten Tüchern, Gipsabdeckungen, das Überfluten des Bodens mit Wasser oder der Transport der mehrere Zentner schweren Figuren vom Atelier ins Freie und umgekehrt, liessen die Arbeit des Bildhauers nebst dem rein gestalterischen Aspekt zu einer nervenaufreibenden Angelegenheit werden.

Um die eigentliche Bildhauerarbeit beginnen zu können, musste der Trämel auf einem Schnitzbock befestigt und neben das Original gestellt werden (Abb. 127). Mittels einer Kettensäge erhielt er eine erste grobe Formgebung. Die Kanten wurden ge-



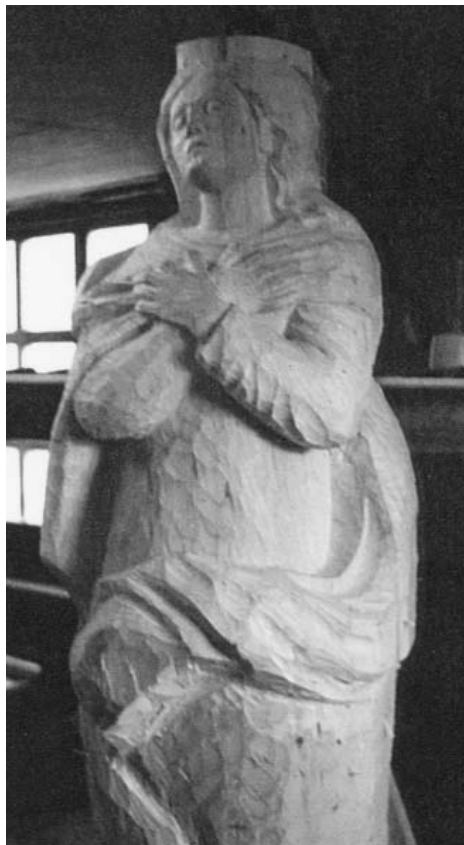
Abb. 127: Der mit der Kettensäge zugeschnittene Trämel auf dem Schnitzblock. Im Hintergrund der Heilige Benedikt im Original mit Punktierapparat.

---

**Zur Herstellung der Holzskulptur-Duplikate für den Südturm im Kloster Müstair**

Abb. 128: Immakulata im Werden begriffen.

Abb. 129: Das Duplikat des Heiligen Benedikt im September 1993, vor Anbringung von Händen und Attributen.



brochen, die Kopfpartie angedeutet. Mit einem speziell für diese Arbeit angefertigten Punktierapparat übertrug der Bildhauer nun wichtige Punkte vom Original auf die Kopie und legte die Lage der Punkte durch eine Bohrung fest. Aus künstlerischen und handwerklichen Überlegungen versuchte Peter Ostertag diesen Prozess auf ein Minimum zu reduzieren. Die weitere Ausgestaltung erfolgte mittels den klassischen Bildhauerwerkzeugen, Meissel und Schlegel (Abb. 128). Mit fortschreitender Arbeit wurde feineres Werkzeug angewendet. Stets musste beachtet werden, dass der Holzblock nur mit dem Verlauf der Faser oder quer zu dieser, jedoch nie dagegen bearbeitet wurde.

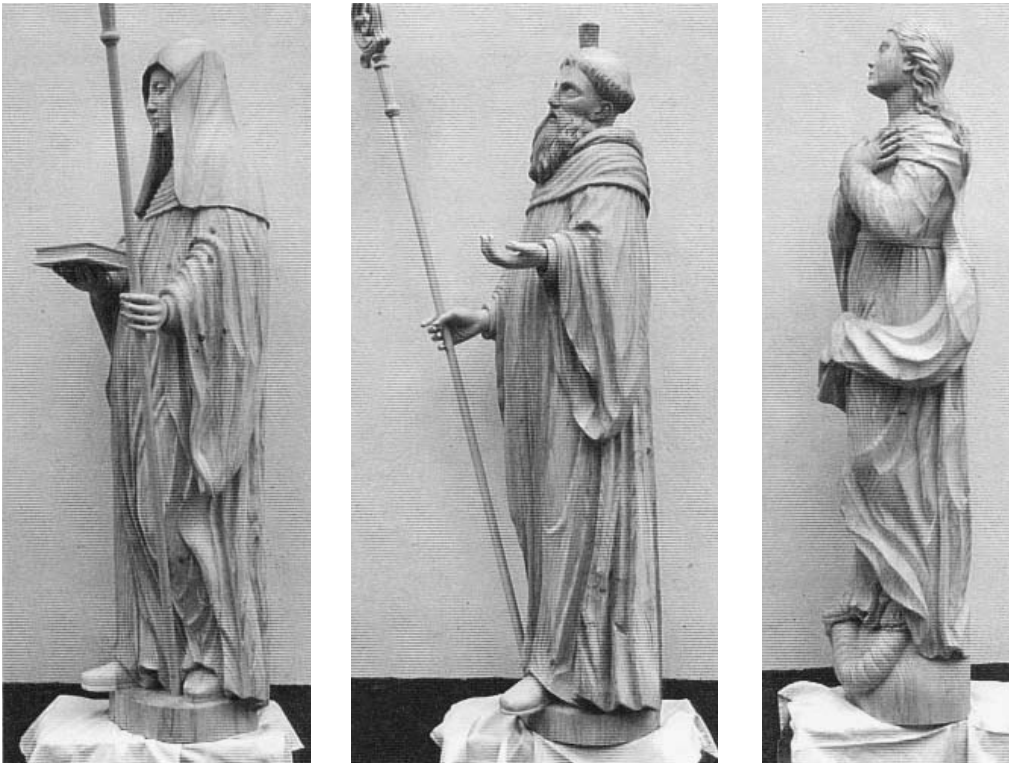
Um der Gefahr des Reissens des Blocks zu



begegnen, wurden die Figuren auf der Rückseite ausgehöhlt. In einem nächsten Schritt wurden Hände, Füße und Attribute aus separaten Holzstücken geschnitzt, nicht nur der begrenzten Dimension des Ausgangsholzes wegen, sondern auch aus handwerklichen Gründen (Abb. 129). Solche Details erfordern eine besonders feine Bearbeitung und werden in der Hand des Bildhauers geschnitzt. Um sich eine Vorstellung über die Arbeitsintensität zu verschaffen, sei angefügt, dass Peter Ostertag für die Ausarbeitung einer einzigen Hand ungefähr eine Woche benötigte. Zum Schluss wurden



Abb. 130: Die fertigen Duplikate: Scholastica, St. Benedikt und Immakulata im Atelier des Bildhauers.



die Hände in das ausgehöhlte Ärmelloch "angestückt", Füße und Attribute mittels Holzdübeln, Splinten und Leim angesetzt (Abb. 130).

### Künstlerische Betrachtung

Obwohl die Konsolen der Figuren aus der Bauzeit des Klostereingangsturmes stammen, ist unwahrscheinlich, dass die Originalfiguren für diesen Ort bestimmt waren. Ihre Detailgenauigkeit lässt eher auf Altarfiguren schliessen, sind sie doch an ihrem heutigen Standort nur aus grösserer Entfernung zu sehen.

Betrachtet man die drei Originale näher, stellt man fest, dass lediglich die Immakulata den Charakter einer echten Freiplastik trägt (Abb. 131). Peter Ostertag vermutet, dass sie anhand eines lebenden Modells ge-

schaffen wurde. Mit ihrer natürlichen Haltung, dem Faltenwurf ihres Kleides und den richtigen Körperproportionen ist die Figur – obwohl erst im 18. Jahrhundert entstanden – deutlich den stilistischen Vorstellungen der Renaissance verpflichtet.

Die Vorbilder für Scholastica und Benedikt sind vermutlich in der Malerei zu suchen. Interessanterweise scheinen sie für den Betrachter lediglich in der Frontalperspektive "zu stimmen". In der Seitenansicht stellt man fest, dass die Arme extrem verkürzt umgesetzt wurden. Trotzdem stammen vermutlich alle drei Skulpturen aus der Werkstatt eines Meisters, denn das Arbeiten sowohl nach Modellen als auch nach Bildvorlagen (z. B. von Albrecht Dürer) war in ihrer Entstehungszeit gebräuchlich.

Die Bemühung um das damals Empfundene war für Peter Ostertag ein wichtiger Aus-

---

**Zur Herstellung der Holzskulptur-Duplikate für den Südturm im Kloster Müstair**



Abb. 131: Scholastica (Original) im Atelier des Bildhauers Peter Ostertag.

gangspunkt für seine Arbeit, denn mit dem Äusserlichen eines Kunstwerkes wird immer auch das innere Empfinden des Künstlers und seiner Zeit wiedergegeben. Bedingt durch die gewählte Arbeitsweise entstand trotzdem ein persönliches Werk. Peter Ostertag äusserte sich dazu folgendermassen: "Man kann sich noch so viel Mühe für das genaue Kopieren geben, am Schluss steckt trotzdem etwas von einem selber drin."

### **Der Stand der Dinge und wie es weitergeht**

Seit drei Jahren ist Peter Ostertags Werk beendet. Zwei Jahre standen die Holzfiguren auf dem Dachboden des Bildhauers in Tiefencastel. Ihr Austrocknungsprozess wird noch weitere drei Jahre dauern (Abb. 132). Danach wird der Restaurator die Holzfiguren mit einer Öl/Bleiweiss-Grundierung versehen. Anschliessend werden sie während eines Jahres an ihrem zukünftigen Standort aufgestellt und der Witterung ausgesetzt. Die in dieser Zeit zwangsläufig entstehenden kleinen Oberflächenrisse werden ausgespachtelt, bevor die Holzskulpturen ihre definitive Fassung erhalten.

Das vollendete Werk kann voraussichtlich im Jahre 2004 am angestammten Ort über dem Torbogen des südlichen Torturmes im Kloster Müstair bestaunt werden.

### **Ausbau des Zweiraumwohnhauses**



Abb. 132: Um die Feuchtigkeit im Innern des Holzes messen zu können, werden zwei Schrauben (je 12,5 cm lang) in die Rückseite der Figuren gedreht und an einen Stromkreis angeschlossen. Der so messbare elektrische Widerstand gibt Aufschluss über die gegenwärtige Holzfeuchtigkeit.

## Roveredo, Palazzo Trivulzio

Peter Mattli

Raveglia mit Konservierung der Mauerreste eines mittelalterlichen Torturms

### Situation und Anlage

Der ehemalige Palazzo Trivulzio in Roveredo (Abb. 133), der im Laufe mehrerer Umbauphasen in unserem Jahrhundert in verschiedene Häuser aufgeteilt wurde und dadurch als zusammenhängendes, historisch bedeutendes Bauwerk nicht mehr wahrzunehmen ist, liegt südlich des Ortsteils Piazza am rechten Ufer der Moesa. Im Mittelalter befand sich hier eine Wasserburg, deren Gestalt sich unter Zuhilfenahme von historischen Plänen und Abbildungen rekonstruieren lässt (Abb. 134). Die rechteckige Anlage war ringsum von Wasser umgeben. Mit der Südwestseite grenzte



Abb. 133: Roveredo, Palazzo Trivulzio. Rekonstruktionsversuch von G. Tallone.

sie an den Fluss, mit den anderen an einen künstlichen Wassergraben, der aussen durch eine Futtermauer begrenzt war. Innen an den Wasserflächen umfasste ein Bering die eigentliche Burg, dessen Wohn- und Repräsentationstrakt die Nordostflanke und einen Teil der Nordwestseite umfasste. An der Westecke stand noch um 1900 der Torturm mit rundem Torbogen und Schiesscharten

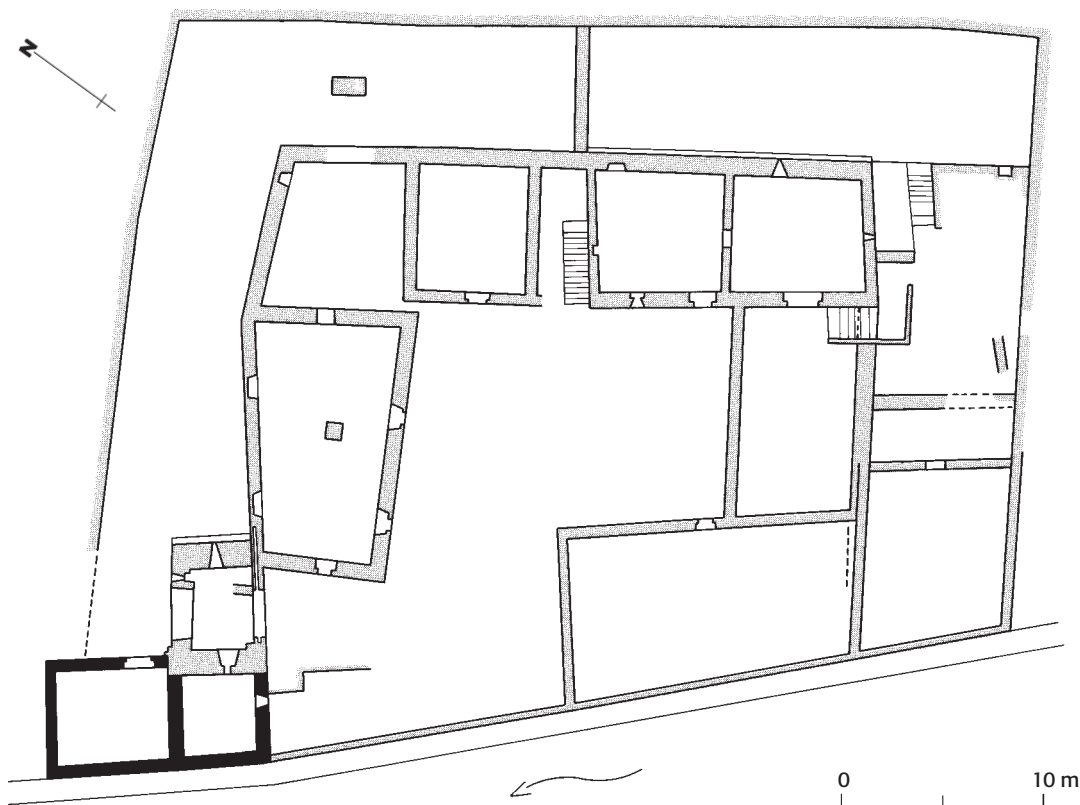


Abb. 134: Roveredo, Palazzo Trivulzio, Grundriss. Schwarz gekennzeichnet das Zweiraumwohnhaus Raveglia.

für Artilleriegeschütze. Das Tor war mit einer Zugbrücke versehen, die an Schwung-  
ruten hing. Ein zweiter, wohl nachträglich  
angelegter Zugang befand sich an der nörd-  
lichen Ecke der Ringmauer, wo vor der Zu-  
schüttung des Grabens noch ein Brücken-  
pfeiler sichtbar gewesen sein soll.

Die mittelalterliche Bausubstanz ist bis auf  
den Mauerzahn des ruinösen Torturms in  
den Unterbau der heutigen Häuser integriert  
und am lagerhaft geschichteten Mauerwerk  
aus Flusskiesel, an den Schiesscharten und  
an Gerüsthebellöchern zu erkennen. Das Ge-  
wände eines gotischen Zwillingsfensters mit  
schlanker Mittelsäule und Knospenkapitell  
aus dem 14. Jahrhundert wurde 1948 aus  
der Nordostwand herausgebrochen und im  
Palazzo Viscardi, dem heutigen Talmuseum,  
eingebaut. Zwei aus dem Palazzo Trivulzio  
stammende Steinwappen der gleichnamigen  
Familie sind heute noch am Toreingang des  
Hauses Vairo in der Fraktion Riva zu sehen.  
Ferner ist beim Haupteingang in der Stifts-  
kirche Collegiata Santo Stefano in Bellinzo-  
na noch ein grosser und sehr schöner Mar-  
morbrunnen zu bewundern, der sich ur-  
sprünglich im Innenhof des Palazzo Trivul-  
zio befunden hatte.

### Geschichtliche Bedeutung für das Misox

Die Wasserburg entstand aus einem Gutshof  
der Herren von Sax. Nach dem zu diesem  
Hof gehörenden Palast nannte sich in der  
Folge eine Linie der Familie von Sax "de  
Sacco de Pallazio". Im Rahmen der Mailän-  
derzüge bemühten sich sowohl die Eidgen-  
ossen als auch die Herzöge von Mailand  
und der Graue Bund um die Grafschaft Mi-  
sox. 1478 wurde die im Palast befindliche  
Artillerie und Munition von den Mailän-  
dern beschlagnahmt. 1480 verkaufte Graf

Johann Peter von Sax die ganze Grafschaft  
Misox mit den Burgen Mesocco und Rove-  
redo für 16 000 Gulden dem mailändischen  
Edelmann Gian Giacomo Trivulzio.

Dieser liess 1486 vor seinem Palast durch  
Antonio de Ponzoni aus Plurs die Talbrücke  
über die Moesa bauen. Dieses eindruckliche  
Bauwerk wurde in den fünfziger Jahren un-  
seres Jahrhunderts nach einer Beschädigung  
durch Hochwasser abgerissen. Am gegen-  
überliegenden Brückende befand sich ab  
1487, dem Jahr, in dem Kaiser Friedrich III.  
dem Grafen Trivulzio das Münzrecht verlie-  
hen hatte, die bekannte trivulzianische  
Münzstätte<sup>152</sup>. Bis 1549 wurden hier sehr  
viele Gold- und Silbermünzen geprägt<sup>153</sup>.

1496 schloss Graf Trivulzio ein Bündnis  
mit dem Oberen Bund und trat mit seiner  
Grafschaft Misox als achte Gerichtsge-  
meinde in den Bund ein. Er musste verspre-  
chen, das Schloss Mesocco und den Palast  
in Roveredo mit Geschützen und einem  
Vorrat an Getreide zu versehen und beides  
dem Bunde zum Selbstkostenpreis zur Ver-  
fügung zu halten.

1499 wurden zwei Kanonen, zehn Haken-  
büchsen und sechs Spingarden in einem  
kühnen Marsch über den San Bernardino-,  
den Albula- und den Ofenpass bis zu un-  
terst ins Münstertal, an dessen engste Stelle,  
die Calven geschafft, wo sie zu einem ent-  
scheidenden Faktor beim Sieg der Bündner  
gegen die österreichischen Streitkräfte wer-  
den sollten. Unklar ist, ob die Geschütze  
aus dem Palast von Roveredo oder der  
Burg Mesocco stammten. Führer der 200  
Misoxer war der Kommissär Gabriele  
Scannagatta aus Dongo. Nach dem Ausfall  
von Benedikt Fontana soll er das Komman-  
do über die bündnerischen Truppeneinhei-  
ten übernommen haben.

Nach Schleifung der Burg von Mesocco

152 CLAVADETSCHER OTTO P.,  
MEYER WERNER: Das Bur-  
genbuch von Graubünden,  
Zürich, Schwäbisch Hall,  
1984, S. 261.

153 STANGA PIERO: La Zecca di  
Roveredo e le monete trivul-  
ziane, in: Almanacco di Me-  
solcina e Calanca, LXII,  
1999, S. 98-101.

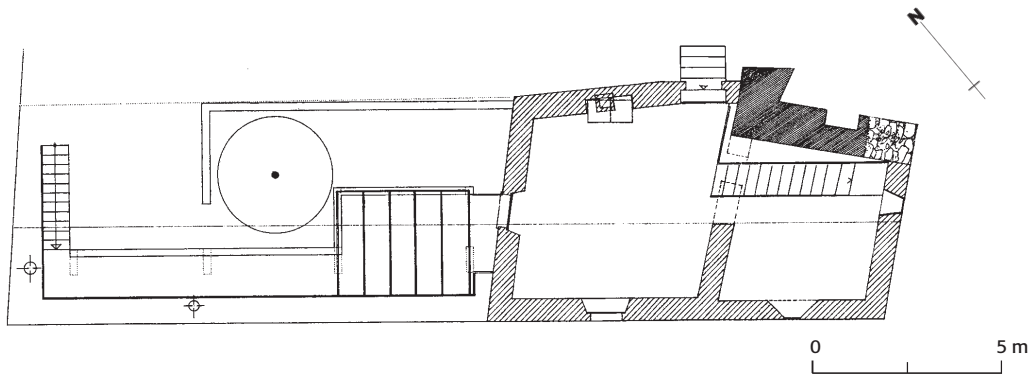


Abb. 135: Roveredo, Palazzo Trivulzio. Wohnhaus Raveglia, Grundriss. Massstab 1:200.

1526 bildete der Palast in Roveredo die alleinige Residenz des trivulzischen Statthalters bis zum Loskauf der Talschaft im Jahre 1549. Der Kaufvertrag wurde am 2. Oktober 1549 in Mendrisio von den Misoxer Vertretern Giovan Pietro de Sacco aus Grono und Antonio Imini aus Soazza und vom Grafen Gian Francesco Trivulzio unterschrieben. Der Kaufpreis betrug 24 500 Gulden. Der Palast ging damit an die Gerichtsgemeinde (Comun Grande Mesolcina-Calanca) über. 1584 wurde hier vom Mailänder Erzbischof Karl Borromäus ein von Jesuiten geführtes Gymnasium eröffnet, das jedoch auf Betreiben der reformierten Stände bereits zwei Jahre später wieder geschlossen werden musste. In dieser Zeit haben etwa 100 Schüler aus dem Misox, aus dem Calancatal und sogar aus dem Rheinwald das Gymnasium besucht. Bei Aufhebung der Gerichtsgemeinde und deren Aufteilung in drei Kreise (Roveredo, Calanca und Mesocco) 1851 wurde der Palazzo –damals noch eines der schönsten Häuser des Misox – an Marchino a Marca verkauft. Durch Erbgang kam er später in Besitz der Familien Tognola und Losa<sup>154</sup>.

#### Das Projekt

Die Familie Raveglia, als Eigentümerin eines an die Überreste des Torturms angelehnten, seit Jahren nur noch als Stall benutzten kleinen Zweiraumwohnhauses, gab bereits im Juni 1976 erste Studien für dessen Wiederbewohnbarmachung in Auftrag. 1992 wurde das Vorhaben wieder aufgenommen. Architekt Fernando Albertini, Grono, reichte im Dezember 1992 das revidierte Bauprojekt der Kantonalen Denkmalpflege ein, mit dem Gesuch um Beratung und einen Beitrag an die erhaltenden Massnahmen.

Aus der langen, aber nur 5,70 m schmalen Parzelle leitet der Architekt eine lineare Organisation der Innen- und Aussenräume ab. Im bestehenden zweiräumigen Gebäude werden im Erdgeschoss das Schlafzimmer und eine Nasszelle mit vorgelagerter Vertikalverbindung, im Obergeschoss eine Wohnküche und ein Arbeitsraum eingerichtet (Abb. 135). Der anschliessende Aussenraum zwischen dem Altbau und der Bahnbrücke wird in einen nach der Strasse geöffneten Autoabstellplatz und einen nach dem Fluss orientierten intimen Hof gegliedert. Durch Gartenmauern, eine Terrasse mit Pergola im Obergeschoss und der einem

154 Die geschichtlichen Angaben wurden mir freundlicherweise von Piero Stanga, Roveredo, mitgeteilt.

Abb. 136: Roveredo, Palazzo Trivulzio. Wohnhaus Raveglia, Terrasse mit Pergola und Passerelle.



Abb. 137: Roveredo, Palazzo Trivulzio. Wohnhaus Raveglia, Innenansicht mit freigelegter Torturmmauer.



Wehrgang gleichenden Passerelle mit Freitreppe werden attraktive Aussenräume definiert (Abb. 136).

Eine der Entwurfsideen sah die Freilegung der Turmmauer vor. Die Anordnung der einläufigen Treppe und die Ausbildung eines verglasten Lichtbandes entlang des Turms im Dach ermöglichte es, die mittelalterliche Bausubstanz sichtbar zu machen, ohne sie einer übermässigen Nutzung auszusetzen (Abb. 137).

### Die Ausführung

Nach diversen privatrechtlichen Auseinandersetzungen konnten die Bauarbeiten im Frühjahr 1997 beginnen. Zu den Restaurierungsarbeiten gehörten die Erneuerung des Steinplattendaches und die Sicherung des alten Mauerwerks durch Erneuerung des Fugenmörtels an der aufgehenden Wand und der Krone des Turmfragments. Eine besondere Schwierigkeit bestand darin, eine ausreichende Abdichtung der stark der Witterung ausgesetzten über 1 m starken

Mauerkronen zu erreichen, ohne gleichzeitig den ruinenhaften Charakter ihrer Silhouette zu verlieren. Mit dem relativ aufwendigen Vermörteln von Bleiplatten unterhalb der obersten Steinschichten konnte eine technisch und ästhetisch befriedigende Lösung getroffen werden. Durch das Freilegen der nunmehr fest verglasten, vormals natürlich offenen Schiesscharten sind auch diese, den Burgcharakter prägenden Bauteile wieder sichtbar.

Die Fertigstellung im Jahr 1998 ermöglichte eine Einweihungsfeier pünktlich zum 500-Jahr-Jubiläum der Schlacht an der Calven. Dank der guten Zusammenarbeit mit einer aufgeschlossenen Bauherrschaft und einem erfahrenen Architekten ist es gelungen, die letzten Zeugen einer für die Geschichte des Misox wichtigen Stätte zu bewahren. Gleichzeitig konnte eine qualitätsvolle, moderne, aber auch der Misoxer Baukultur verpflichtete Neugestaltung geschaffen werden, welche auf die einmalige Form und Lage der Parzelle eingeht.

Ein modernes Bauwerk bringt die Perfekti-

## Das historische Fenster, kein Wegwerfartikel! - Ein Patrizierhaus mit Fensterproblemen

Thomas F. Meyer

on maschinell hergestellter Bauteile als ein besonderes architektonisches Merkmal zum Ausdruck. Beim historischen Gebäude liegt der Wert neben der gestalterischen Qualität vor allem in der Synthese der persönlichen "Bearbeitungshandschrift" des Handwerkers mit dem herstellungsbedingten Charakter des Baumaterials.

Die Fenster, ihre Bauart und Anordnung geben wie kaum ein anderer Bauteil die Gestaltungsabsicht und damit den Stil einer Epoche wieder. Aus diesem Grund können Eingriffe im Bereich der Fenster nicht ohne Identitätsverlust getätigt werden. Das historische Fenster lebt vom graziösen, epochentypischen Sprossenbild, den Beschlägen und nicht zuletzt vom Glas. Das moderne Maschinenglas unterscheidet sich vom früheren handgefertigten Glas wie der Tag von der Nacht. Durch die produktionsbedingten Unregelmässigkeiten des alten Glases entspricht das Fenster dem handwerklichen Geist der übrigen Fassade und findet deshalb einen logischen Platz zwischen Verputz und Holz. Die Fassade wirkt als Ganzes. Fenster mit normalem Maschinenglas oder gar Isolierglas ausgestattet, treten als tote Löcher in Erscheinung. Die Fassade blickt einen an, wie mit ausgestochenen Augen.

### Das oberste Gebot heisst Beibehaltung und Instandstellung der historischen Befensterung

Demgegenüber steht meistens der Wunsch des Hausbesitzers nach einem dichten, unverwüstlichen und bequem zu bedienenden Fenster, wie es der Handwerker im Einklang mit den Normen bereit hält.

So auch im vorliegenden Fall (Abb. 138–Abb. 140). Der Obere Spaniöl an der



Kirchgasse in Chur wurde von Hauptmann Karl von Salis kurz vor 1650 als herrschaftlicher Stadtsitz erbaut. Weil die historischen Fenster des Gebäudes infolge Abnutzung, Wind und Regen den heutigen Anforderungen nicht mehr standhielten, war vorgesehen, sie gegen neue auszuwechseln. Nicht ganz überzeugt von dieser Lösung, lud die Bauherrschaft die Kantonale Denk-

Abb. 138: Der Obere Spaniöl in Chur. Das Gesamtbild nach der Restaurierung.

---

**Das historische Fenster, kein Wegwerfartikel! - Ein Patrizierhaus mit Fensterproblemen**

Abb. 139 und 140: Die unregelmässige Spiegelung des alten Glases verleiht der Fassade eine besondere architektonische Qualität.



malpflege zu einem Gespräch ein. Angeregte Diskussionen wurden geführt, eine genaue Bestandesaufnahme der alten Fenster mit Auflistung aller Probleme erstellt. Anschliessend wurde in der Fensterfabrik Vogel in Rorschach ein Spezialist gefunden, der das nötige "Know-how" im Umgang mit historischen Fenstern besitzt.

Drei verschiedene denkmalrelevante Varianten kamen zum Einsatz:

Die Fenster, welche noch funktionstüchtig waren, wurden zur Verbesserung des K-Wertes aufgedoppelt. Wo die Tragfähigkeit nicht mehr gewährleistet war, wurden Kastenfenster erstellt, wie sie zum Teil schon vorhanden waren, entweder neu oder in Verbindung mit der Einfachverglasung. Wo dieses Verfahren aus technischen Gründen nicht anwendbar war, kamen neue Doppelverglasungsfenster mit möglichst schlanken Bauteilen und Altglas im äusseren Doppel zum Einsatz. Die alten, wertvollen Beschlä-

ge blieben erhalten.

Das Resultat ist eine Fassade, welche die ursprüngliche Gestaltungsabsicht noch immer voll zur Geltung kommen lässt; ein Resultat, das von einer verständnisvollen, innovativ denkenden Bauherrschaft, fachlich versierten Handwerkern und einer beharrlichen Denkmalpflege zeugt.

Für ihre Bereitschaft, altes, wertvolles Kulturgut zu erhalten, einen ganz herzlichen Dank an die Familie Zendralli.

In den Jahren 1997/98 erfuhr das 1902 er-





baute alte Postgebäude am Churer Postplatz eine aufwendige Aussenrestaurierung (Abb. 141).

Die wertvolle Sgraffitofassade gegen die Grabenstrasse (Abb. 142) wurde sorgfältig gereinigt und gefestigt. Schad- und Fehlstellen mussten ergänzt und dem Gesamtbild angepasst werden. Die für die städtebauliche Situation wichtige Kuppel besass früher fünf Lukarnen, welche seit vielen Jahren fehlten. Diese Lukarnen, in denen sich Elemente des Jugendstils mit solchen des Neo-

barocks vermengen, sind nun als detailgetreue Nachbauten der Originale wieder am Dach zu bewundern. Die unschöne Eternitdeckung der Kuppel wurde entfernt und durch eine der ursprünglichen Bedachung entsprechenden, diagonal verlegten Schieferplattendeckung versehen.

Grosses handwerkliches Können verlangte die Instandstellung der Fassadenplastiken und Natursteinpartien. Zerstörte Teile mussten neu aufmodelliert, Teile der Gesimse und Fenstereinfassungen ersetzt wer-

Abb. 141: Chur, altes Postgebäude. Zustand nach der Restaurierung. Ansicht vom Postplatz her.



Abb. 142: Chur, altes Postgebäude. Sgraffito von 1904.

den. Anlässlich der Voruntersuchung entdeckte der Restaurator die für die Gesamterscheinung des Gebäudes so wichtigen Farben der Fenster und Rolläden. Das starke Grün der Rollläden sowie die ockerfarbenen Fenstersprossen beleben nun wieder das wichtige Baudokument der Jahrhundertwende.

Die gelungene Restaurierung gibt der Grabenstrasse und vor allem dem Postplatz, dem wichtigsten Bindeglied zwischen Alt-

und Neustadt, ein Stück des ursprünglichen Charakters wieder.

## Weinkeller in Südbünden

Diego Giovanoli,  
Michael Hemmi

### Vorkommen, Geschichte, Nutzung

Die Grundlagen zu vorliegender Dokumentation über die Weinkeller in Südbünden wurden 1997 von Schülern der Rudolf-Steiner-Schule Wetzikon erarbeitet. Deren Geländevermessung und Kotierung der Bauten bildeten die Basis für die hier erstmals veröffentlichten Typologie-Pläne. Von lokalen Kennern stammen die Informationen über Alter und Nutzungsgewohnheiten<sup>155</sup>. Die Klimamessungen in- und ausser-

halb der Keller werden zurzeit von einer Mittelschülerin ausgewertet und sollen später veröffentlicht werden.

In den historischen Bauernhäusern Graubündens ist der Keller für Wein und Vorräte normalerweise im Erd- oder Untergeschoss untergebracht. Nur gerade zwei Bündner Täler, die Mesolcina und das Val Bregaglia, haben die südalpine Gewohnheit übernommen, die Weinkeller in geselligen Gruppen ausserhalb der Dörfer anzulegen (Abb. 143–Abb. 145). Im Puschlav fehlen



Abb. 143: Bondo - Crot da Bond. Erdgeschossplan.



Abb. 144: Villa di Chiavenna - Crot da Motta. Erdgeschossplan.



Abb. 145: Grotti di Cama. Erdgeschossplan.

<sup>155</sup> An dieser Stelle bedanken wir uns herzlich bei Giovanni Giorgetta, Chiavenna, und Dante Peduzzi, Cama.

Kelleransammlungen dieser Art, obwohl freistehende Keller dort stark verbreitet sind. Mit ihrer runden Form bilden sie eine architektonische Rarität.

Die Verbreitung der in Baugruppen zusammengefassten Weinkeller nach Südbünden erfolgte offensichtlich vom tessinischen und lombardischen Raum her. Im Bergell gibt es Kellerdörfchen in Bondo und in Castasegna sowie im gesamten italienischen Teil des Tales bis Chiavenna. Von den Kellerdörfern in der Mesolcina liegen diejenigen von Roveredo und Leggia rechts von der Moesa, diejenigen von San Vittore, Verdabbio, Cama und Lostallo hingegen am Fusse des Südhanges.

Im südlichen Alpenraum werden Weinkeller *Crot* genannt, im Bergell mit *c*, also *crot* geschrieben, im Misox mit *g*, *grot*. Sowohl im Bergell wie auch im Misox reichen die Bauten bis ins 17. Jahrhundert zurück. Ursprünglich handelte es sich dabei, in Übereinstimmung mit der Etymologie des Wortes *crot*, lediglich um vermauerte Grotten unter Steinen und Felsen, also eigentliche Felsenkeller. Schon früh hatte man entdeckt, dass in den natürlichen Grotten in Felssturzgebieten und zwischen Ansammlungen von Findlingen selbst in hochsommerlicher Hitze ein kühler Luftzug durch die Spalten aus dem Berginnern strömt, der aus tieferliegenden Höhlen und Kavernen stammt und deshalb das ganze Jahr über eine konstant kühle Temperatur und eine ausgeglichene Luftfeuchtigkeit aufweist. Diese Gegebenheit nutzte man, in dem man die natürlichen Höhlen und Felsvorkragungen – durch Abschlüsse aus Trockenmauern ergänzt und manchmal künstlich erweitert – als Vorratskammern verwendete. Diesen wurde häufig ein kleiner Vorplatz mit Steinisch und Bänken angefügt. Aus der einfa-

chen, weitgehend natürlichen Form der Felsenkeller entwickelte sich im Laufe der Zeit das eigentliche Grotto, welches als Gebäude unter einem Felsvorsprung oder freistehend in den Hang gebaut wurde. Die Grotti dienten in erster Linie zur Lagerung des Weines, waren zugleich aber auch Orte, wo man sich zur Weinprobe, zur Geselligkeit und zum Boccaspiel traf.

Wichtigster Raum und typologische Ausgangszelle des Grottos ist der gewölbte Kellerraum. Sein rückwärtiger Raumabschluss besteht oft aus Findlingen, aus deren Spalten und Klüften der das Raumklima bestimmende Luftzug strömt. Ist die hangseitige Wand gemauert, übernimmt ein horizontaler, den Keller mit den Hohlräumen der Geröllhalde verbindende Schacht (Querschnitt ca. 40/40cm) die Funktion des "Klimaregulators".

Im 19. Jahrhundert entwickeln sich die Grotti zu zweigeschossigen, oft an Rebhäuschen erinnernde Bauten mit Trinkraum im oberen Geschoss. Das nunmehr zweigeschossige Kellergebäude erhielt in einem nächsten Schritt einen von Mauern umgebenen, offenen oder gedeckten Vorplatz, der schliesslich in den Baukörper einbezogen wurde. Wie von Christoph Simonett beobachtet, liegen diese Kellerhäuschen keineswegs in Weinbergen, sondern in Schattenlagen am Dorfrand, manchmal sogar an Orten, wo gar kein Wein wächst<sup>156</sup>. Peter Zumthor charakterisiert sie als kleine "Lusthäuschen" mit überdeckten Sitzplätzen und bezeichnet sie als die höchsten Ausläufer der Weinbaukultur<sup>157</sup>. Solche Bauten trifft man häufig im unteren Bergell an, seltener im Misox.

Bei geringer Entfernung vom Dorf wurden in den Kellern auch Lebensmittel aufbewahrt. Ob der Bauidee eher der Nutzbau

156 SIMONETT CHRISTOPH: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, 2 Bde., Basel, 1965-1968, Bd. 2, S. 99.

157 ZUMTHOR PETER: Siedlungsinventarisierung in Graubünden. Aufgabenstellung und Methode der Bündner Siedlungsinventare, Chur, 1981, S. 109.

oder das Lustgebäude zugrunde lag, zeigt sich in der Art der jeweiligen Form und Lage des Baus.

Lusthäuschen wie jene von Bondo und Castasegna stehen weit entfernt vom Rebberg. Der Wein wurde in der Gegend von Chiavenna gezogen oder gekauft und in Dorfnähe eingelagert. Aus dem gleichen Grund sind auch in Cama und in Motta di Villa innerhalb der Kellergruppen kaum Torkelbauten – diese befinden sich immer in unmittelbarer Nähe der Reblagen – entstanden. Die Umgebung der Grotti wurde oft als Wiese oder Kastanienselva genutzt. Innerhalb der Kellergruppen sind deshalb vereinzelt auch Stallscheunen anzutreffen oder es finden sich über dem Kellergewölbe Lagerräume für die Laubvorräte.

Die Nutzung der Weinkeller ist in den letzten Jahrzehnten leicht zurückgegangen. Im Raum Chiavenna wird die Tradition durch jährlich wiederkehrende "feste dei grotti" am Leben erhalten.

### Typologie

Die in den Südtälern vorkommenden Bauformen sind auf Abb. 146 schematisch skizziert. Die einfache, natürliche Grottenform (A) steht neben dem einräumigen, meist gewölbten Kellerbau ohne (B) oder mit Dachraum (BB). Vom einräumigen Keller gibt es auch eine zweigeschossige Variante (BBB). Der Vorplatz mit Tischen und Steinbänken kann von einer Mauer umgeben sein (C) und wird oft von einem Pultdach geschützt (CC).

Die erwähnten Bauformen kommen nahezu überall in Südbünden vor. Hingegen ist der Typus mit Vorkeller und darüberliegendem Aufenthaltsraum (D) eine Besonderheit von Bondo. Das Dach der meist giebelständigen

Doppelanlagen (E) kann auch traufständig, also mit einem Längsfirst (EE) das Gebäude bedecken.

Abb. 146: Typologische Reihe der Südbündner Weinkeller.

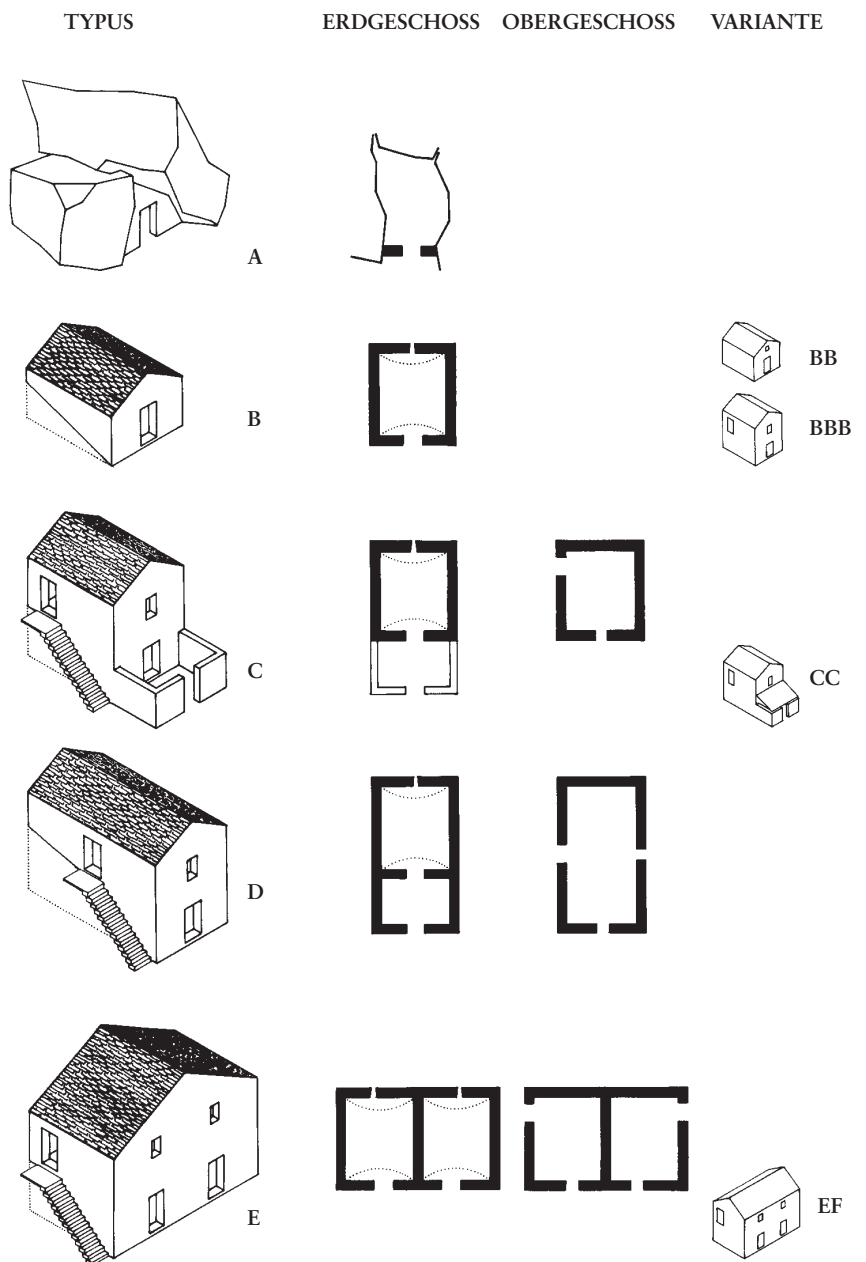


Abb. 147: Grotti di Cama.  
Obergeschossplan.

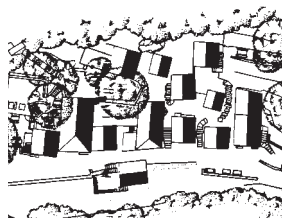
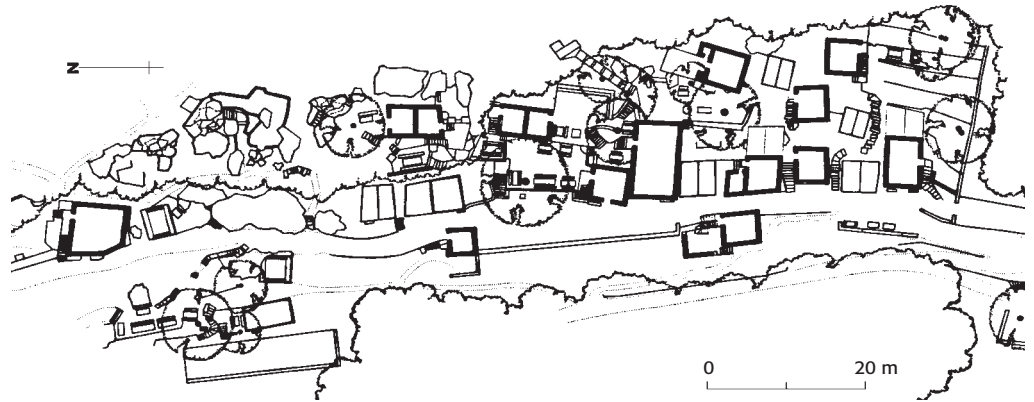


Abb. 148: Grotti di Cama.  
Dachaufsichtsplan (Aus-  
schnitt).

### Grotti di Cama

In Cama sind die historischen Weinkellerbauten am unteren Rand des Kastanienwaldes aufgereiht (Abb. 145; Abb. 147-Abb. 158). Sie liegen klar ausserhalb des Dorfes etwa 100 m oberhalb des Talbodens auf rund 360 m ü. M., dort wo die Frischluftquellen entspringen. Die Stärke des kühlen Windzuges wurde vor dem Bau der Keller mit einer brennenden Kerze abgeklärt. Löschte die Kerze aus, bedeutete dies, dass man auf der Suche nach einem geeigneten Bauplatz fündig geworden war. Nachdem die Gemeinde die Baubewilligung erteilt hatte, konnte der private Keller auf öffentlichem Boden errichtet werden.

Die Grotti von Cama sind aus Stein gebaut, verputzt und mit Steinplatten bedeckt. Der Keller ist gewölbt, der darüberliegende niedrige Dachraum durch eine kleine Öffnung über der Haustüre zugänglich. Der unbedeckte Vorplatz ist oft von einer Mauer umgeben und mit Steinbänken und Steinischen möbliert.

*Lage:* Östlich des Dorfes, im Kastanienwald.

*Nutzung:* Im gewölbten Kellerraum wurden sowohl Weinfässer gelagert als auch Vorräte aufbewahrt. Der nur vereinzelt vorhandene Raum im Obergeschoss ist verputzt und meist mit einem Cheminée ausgestattet.

Er diente als Aufenthaltsort bei schlechtem Wetter, wobei auch die Nutzung als heizbarer Gärraum mit Weinständen überliefert ist.

*Baualter:* Im Gemeindearchiv werden zu den Kellerbauten von Cama nur Dokumente aus dem frühen 19. Jahrhundert aufbewahrt, genauer aus den Jahren 1826, 1837, 1841, 1895. Die Bauten selbst sind nicht datiert, doch ist angesichts der ausgedehnten Rebberge in Dorfnähe anzunehmen, dass in Cama die Kellertradition schon vor 1800 bestanden hat. Im 19. Jahrhundert lässt sich eine Wiederbelebung der Tradition nachweisen. Im 20. Jahrhundert wurden einzelne Grotti für den öffentlichen Ausschank eingerichtet.

*Anteile der einzelnen Bautypen:*

Felsenkeller, unterirdisch oder unter Steinblöcken: 13,5%

Einräumige, oft angelehnte Kellerbauten: 4,4%

Eingeschossige Bauten, freistehend: 31%

Kellerhäuschen mit einem Raum im Obergeschoss: 51,1%

Umgebaute Grotti mit Wohnräumen: 6,6%

*Eigentumsverhältnisse:*

Weinkeller auf privaten Parzellen: 33,4%

Weinkeller auf öffentlichem Boden: 66,6%

*Tischgrößen:* 345 cm x 122 cm, 302 cm x 120 cm, 290 cm x 120 cm, 265 cm x 90 cm.

Abb. 149 bis 158: Grotti di Cama.



Grotten- oder Felsenkeller.



Grotten- oder Felsenkeller.



Einräumiger Kellerbau.



Einräumiger Kellerbau mit Dachraum.



Traufständiger Keller.



Möblierung des Vorplatzes.



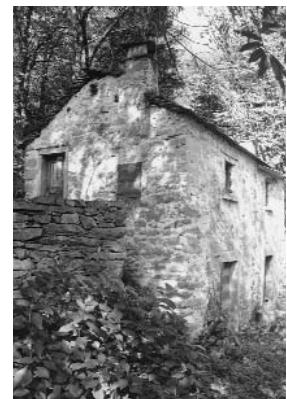
Zweigeschossiger Keller mit Gär- und Trinkhaus im Obergeschoss.



Zweigeschossiger Keller mit Gär- und Trinkhaus im Obergeschoss.



Zweigeschossiger Keller mit Gär- und Trinkhaus im Obergeschoss.



Doppelkeller.

## Weinkeller in Südbünden

Abb. 159: Crot da Bond.  
Lusthäuschen IGEA von  
1886.

Abb. 160: Crot da Bond.  
Zweigeschossiger Keller.



### Crotti di Bondo

Die Weinkeller von Bondo liegen am Fusse einer schattigen Geröllhalde und bilden eine Strassenzeile bestehend aus 12 Einzelbauten (Abb. 143; Abb. 159 bis Abb. 161). Mehrheitlich sind die Bauten zweigeschossig und richten den Giebel längs zum Hang. Das Erdgeschoss besteht aus einem Vorraum und einem gewölbten Weinkeller. Der Trinkraum im oberen Geschoss wird von aussen her erschlossen.

Abb. 161: Crot da Bond.  
Felsenkeller.



158 ARIATTA MARGHERITA: I crotti di Pratogiano, 1987; BERTELLI COSTANTE: Andar per crotti due. Momenti di vita e di amicizia nei crotti della Valchiavenna, Chiavenna, 1991; GIORGETTA GIOVANNI: Dalla Maira alla Mera. Piuro, Villa di Chiavenna e Castasegna, Sondrio, 1998; CROLLALANZA GIOVANNI BATTISTA: Storia del Contado di Chiavenna, Chiavenna, 1898; SCARAMELLINI GUGLIELMO: Il crotto, in: Guida turistica della Valchiavenna, 1986.

*Lage:* Entlang der Strasse von Bondo nach Promontogno (*Crot da Bond*) und auf dem Nordhang südlich des Dorfes (*Crot alt*). Alle Weinkeller liegen über Frischluftquellen.

*Nutzung:* Die älteren Weinkeller im Gebiet *Crot alt* liegen in Grotten oder unter Felsvorsprüngen. Sie dienten der Lagerung von Wein und allenfalls von Vorräten. Im frühen 19. Jahrhundert erweiterte sich der Weinkeller zum bürgerlichen Repräsentationshäuschen. Bei schönem Wetter wurde an Steintischen vor dem Keller getrunken, bei schlechter Witterung konnte man sich vor dem Feuer im kleinen Saal im Obergeschoss wärmen. Der *Crotto al mio caffè* wurde sogar als Schenke eingerichtet. Vor den Crotti wird Boccia gespielt.

*Baudaten:* 1691, 1704, 1751, 1782, 1823, 1828, 1829, 1830, 1884. Die ältesten Bauten stammen aus dem 17. Jahrhundert. Im frühen 19. Jahrhundert fand eine eigentliche Grotti-Renaissance statt.

### Villa di Chiavenna, Crotti di Motta Villa<sup>15</sup>

Die Gebäude in Motta Villa (Abb. 162–Abb. 165) weisen unterschiedliche Geschosszahlen auf, wobei das unterste Ge-

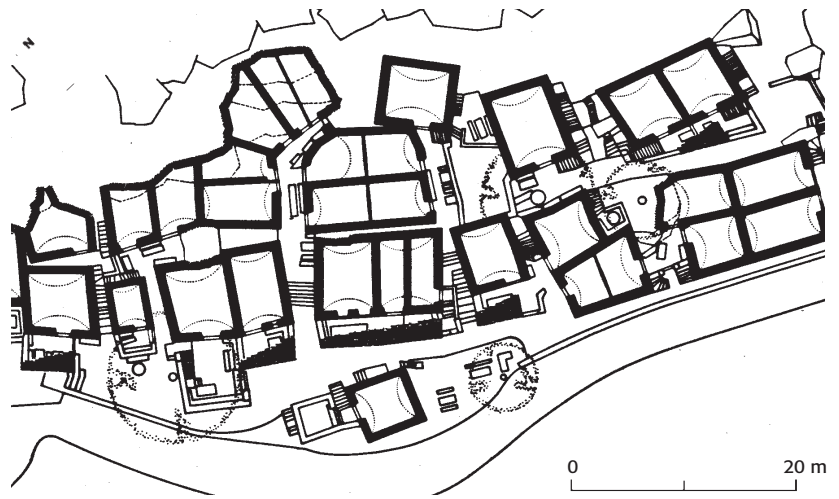


schoß stets nur den Kellerraum aufnimmt, der teilweise direkt unter einem Felsvorsprung gebaut wurde. Charakteristisch sind die bei einigen Gebäuden vorhandenen offenen oder mit einem Pultdach gedeckten Vorhöfe, natürliche Frischluftquellen an der hinteren Wand, Tische und Bänke vor dem Grotto, Laub- oder Lagerräume für Geräte über dem Kellergewölbe. Keller mit künstlicher Frischluftzuleitung aus dem Nachbargebäude sind eher die Ausnahme. Oft ist der Raum über dem gewölbten Keller im letzten Jahrhundert in eine Trinkstube mit Cheminée umgebaut worden.

*Vorkommen:* Tavarnellä, Mottä, Badarel, Fümet, Vignolä, Gandä, Guäita, Laghet, Palü, Pignolet, Padovän, Mambrin, Crusget, Cämplongh.

*Lage:* Die Crotti von Motta Villa liegen nordwestlich des Dorfes in einem abfallenden Felssturzgebiet, dicht gedrängt zwischen Strasse und einer Findlingsansammlung.

*Nutzung:* Lagerung und Reifung von Wein für den Privatbedarf, auch Aufbewahrung von Käse und Wurstwaren. Sonntags waren Vesperessen mit Wein beliebt. Im Sommer kamen die Männer nach Arbeitsschluss zum Weintrinken zusammen. Die Jungmannschaft traf sich – ohne Frauen – jährlich zum Marronischmaus.



*Baualter:* Mit Ausnahme einer Doppelanlage von 1841 erscheinen alle Bauten schon auf dem napoleonischen Katasterplan von 1811. Viele Crotti sind datiert. Es finden sich folgende Jahreszahlen: 1568, 1575, 1581, 1611, 1656, 1688, 1691.

*Eigentumsverhältnisse:* Die Kellerbauten gehören Privaten und werden individuell und kollektiv genutzt. Ursprünglich standen sie auf kommunalem Boden.

*Aktueller Rechtsstatus:* Ortsplanerisch sind die Baugruppen meist als Grotti-Zone mit Material- und Erhaltungspflicht ausgeschieden. Die historische Nutzung ist rückläufig.

Abb. 162: Crot da Motta. Erdgeschossplan (Ausschnitt von Abb. 144).

Abb. 163: Crot da Motta. Eingefriedeter Hof vor dem Kellerbau.

Abb. 164: Crot da Motta. Gesamtansicht zu Abb. 163.

Abb. 165: Crot da Motta. Architrav mit Datum 1572.



---

## Abbildungsnachweis

- Archäologischer Dienst Graubünden: Abb. 5-10, 14, 16-29, 31-47, 52-54, 56-60, 62-93
- Almanacco di Mesolcina e Calanca, LXII, 1999, S. 99.: Abb. 133
- Clavadetscher Otto P., Meyer Werner: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich, Schwäbisch Hall, 1984, S. 260: Abb. 134
- Gysin Fritz: Historische Zimmer (Aus dem Schweizerischen Landesmuseum, Bd. 2), Bern, 1968, Nr. 14: Abb. 120
- Poeschel Erwin KdMGR VII, Abb. 25: Abb. 50
- Scheuber Joseph: Die mittelalterlichen Chorstühle in der Schweiz. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Strassburg 1910, Tf. XI: Abb. 51
- Zemp Joseph, Durrer Robert: Das Kloster St. Johann zu Münster in Graubünden (Kunstdenkmäler der Schweiz. Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung Historischer Kunstdenkmäler, Neue Folge, Bde. V [1906], VI [1908] und VII [1910]), Genf, 1910, Tafel LV, 1./ Abb. 80/Tafeln XLVIII, 1: Abb. 119/121/123
- Büro Prof. Sennhauser, Müstair/Zurzach: Abb.1-4, 118
- Denkmalpflege Graubünden: Titelblatt, Abb. 99-105, 108, 109, 111-117, 124, 138-140, 149-161, 163-165
- Fernando Albertini, Grono: Abb. 135-137
- Fotohaus Geiger, Flims-Waldhaus: Abb. 110
- Gemeinde Roveredo: Abb. 98
- Kolorierter Stich, Johann Jakob Strüdt 1803 (Repro von Remo Allemann, RM): Abb. 49
- Mattea Giudicetti, Roveredo: Abb. 145, 147, 148
- Michael Hemmi, Chur: Abb. 143-144, 146, 162
- Peter Ostertag, Tiefencastel: Abb. 125-132
- Romano Pedetti, Photo Tiara, Rothenbrunnen: Abb. 94
- Plangrundlage Rudolf Fontana & Partner AG, Domat/Ems: Abb. 55
- Plangrundlage Edy Toscano SA, Pontresina/Jenatsch + Co., Scuol: Abb. 30
- Radierung von G. Primavesi. Um 1818 (Repro von Remo Allemann, RM): Abb. 48
- Ralph Feiner, Chur: Abb. 141, 142
- Renato Pacciarelli, Grono: Abb. 95
- Reto Reinhardt, Chur und Felsberg. Abb. 96, 97
- Ruffino Emmenegger, Oskar Emmenegger & Söhne AG, Zizers: Abb. 122
- Stadtarchiv Chur; Plangrundlage zu: Abb. 60, 61
- Walter Studer, ETHZ: Abb. 11-13, 15
- Zentralbibliothek, Zürich: Abb. 106, 107

**Allgemein**
**Literatur**

ADG	Archäologischer Dienst Graubünden
BAB	Bauten ausserhalb der Bauzone
DPG	Kantonale Denkmalpflege Graubünden
E	Est (Ost)
EG	Erdgeschoss
ETHZ	Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
HTA	Hochschule für Technik und Architektur, Chur
ICOM	International Council of Museums
ICOMOS	International Council on Monuments and Sites
IVS	Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz
LK	Landeskarte
M	Mauer
N	Nord
OG	Obergeschoss (1. 2. ...)
Pos.	Position
RM	Rätisches Museum Chur
S	Süd
SG	Sondiergraben
SGUF	Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
Stadt AC	Stadtarchiv Chur
StAGR	Staatsarchiv Graubünden, Chur
UG	Untergeschoss, Keller
W	West

AiGR	Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde, Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden, Chur, 1992
AS	Archäologie der Schweiz
ASA	Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde
BM	Bündner Monatsblatt
BUB	Bündner Urkundenbuch
CD	Codex Diplomaticus
HA	Helvetia Archaeologica
Jb AD/DP GR	Jahresberichte Archäologischer Dienst/ Denkmalpflege Graubünden (seit 1997)
JbSGU/JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
JbSLMZ	Jahresberichte des Schweizerischen Landesmuseums Zürich
JHGG	Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden
KdmGR	POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bände 1-7, Basel, 1937-1948
LCI	Lexikon der Christlichen Ikonographie, 8 Bde., Rom, Freiburg, Basel, Wien, 1968-1976.
PBF	Prähistorische Bronzefunde
SPM	Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter
UFAS	Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte

# Zeittabelle

-2 Mio.	Kulturstufen	Unterstufen	Wichtige Fundstellen in Graubünden
-10000	<b>Altsteinzeit</b> (Paläolithikum)		
-6000	<b>Mittelsteinzeit</b> (Mesolithikum)	ältere	
-5500		jüngere	Mesocco-Tec Nev
-5000	<b>Jungsteinzeit</b> (Neolithikum)	frühe	Mesocco-Tec Nev
-4000		mittlere	
-2200		späte	Chur – Areal Ackermann Castaneda – Pian del Remit Tamins – Crestis
-1550	<b>Bronzezeit</b>	frühe	Savognin – Padnal
-1300		mittlere	Lumbrein – Crestaulta St. Moritz – Mauritiusquelle
-800		späte Urnenfelderkultur Laugen-Melaun-Kultur	Chur – Sennhof/Karlihof Scuol – Munt Baselgia
-450	<b>Eisenzeit</b>	ältere Hallstattkultur Tamins	Tamins – Post
-15		jüngere Latènekultur (Kelten) Fritzens-Sanzeno (Räter)	Chur – Areal Ackermann Lenz – Bot da Loz Castaneda – Gräberfeld
400	<b>Römische Epoche</b>		Chur – Welschdörfli Riom – Cadra
800	<b>Frühmittelalter</b>		Chur – St. Stephan Castiel – Carschlingg Müstair – Kloster St. Johann
1200	<b>Hochmittelalter</b>		Waltensburg – Jörgenberg Zillis – St. Martin Mesocco – Castello
1500	<b>Spätmittelalter</b>		Bauern- und Bürgerhäuser
	<b>Neuzeit</b>		Schloss Haldenstein

↑  
Jäger, Sammler  
↓

Sesshaftigkeit,  
Ackerbau, Viehzucht,  
Gefässe aus Ton

Bronze

Eisen, Geldwirtschaft,  
Fürstensitze